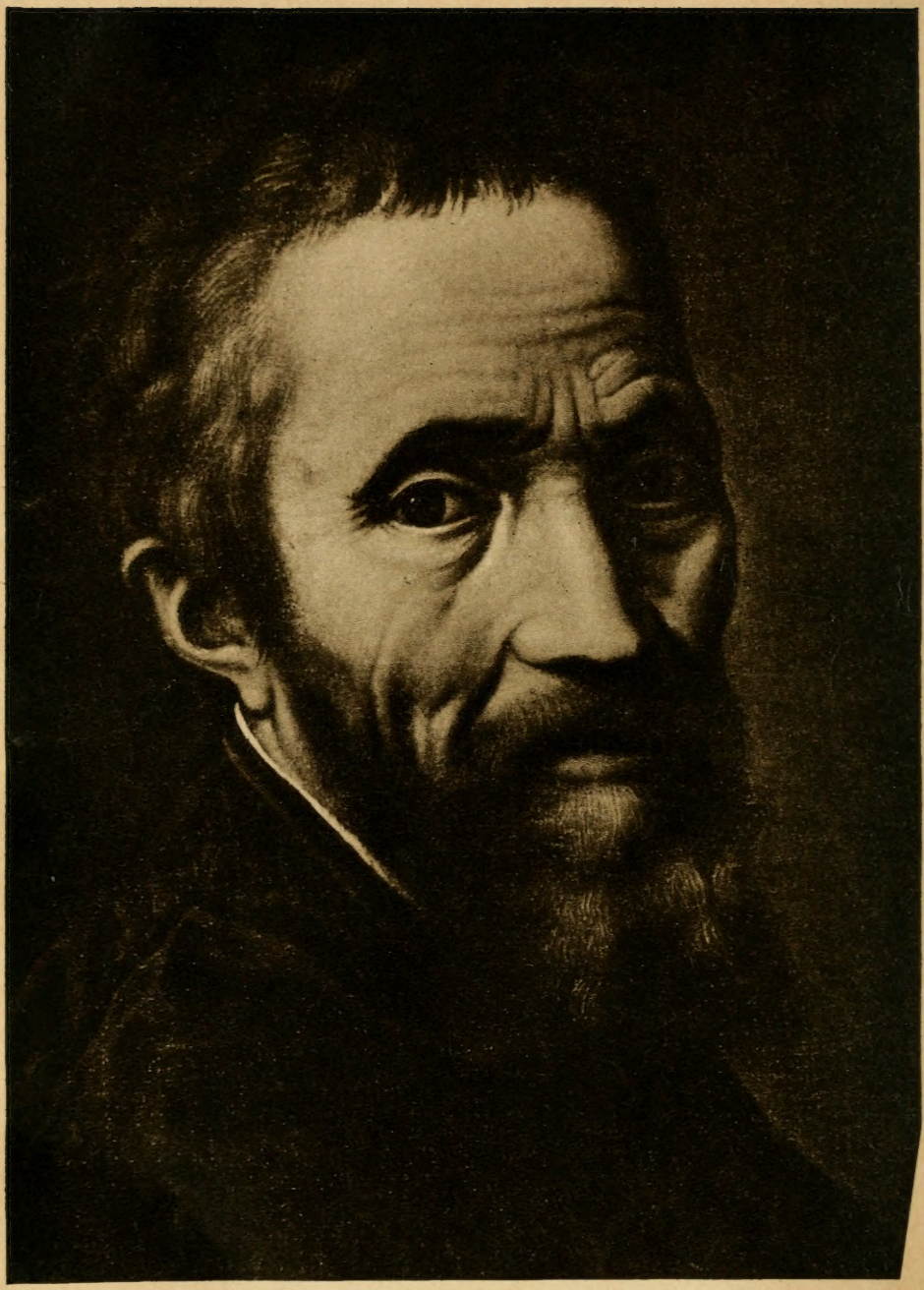
Michelangelo

Verlegt bei Wilhelm Borngräber Berlin

In deutscher Sprache soll er die sich
nähern,
der Größe einer längst vergang'nen
Zeit.
der Schöpfer einer Kunst, so Kraft soll,
so kraftvoll, schön,
daß sie besteht in alle Ewigkeit.

F. K.

Michelangelo



Michelangelo

Des Meisters Werke

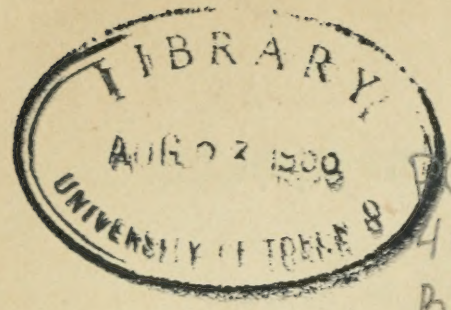
und seine Lebensgeschichte

Herausgegeben von
Alfred Semerau

II. bis 15. Tausend

Mit zwanzig Bildbeilagen

Verlegt bei Wilhelm Borngräber
Berlin



PQ
4615
B6A47
1918

Alle Rechte an diesem Werke sind vom Verleger gewahrt.

Was ist uns Michelangelo:

Wenn wir uns lange und eindringend mit dem Leben und Wirken eines großen Mannes beschäftigt haben, so wird uns das Bild, das wir gewinnen, durch eine Fülle charakteristischer Einzelheiten in seinen klaren Umrissen verdeckt.
Wir sehen eine Menge bunter Farben nebeneinander eine große Fläche bedecken, aus denen sich erst in weiterer Entfernung das Bild zu einem wahrhaft treuen gestaltet.
Die Farben, die anfangs hart, scharf voneinander sich abhebend unsern Augen erschienen, gehen, wenn wir unsern Standpunkt in der rechten Abgemessenheit nahmen, nun unmerklich ineinander über und bilden die Symphonie, als die das Ganze uns nun erscheint.
Jetzt erst erfahren wir die höhere Wahrheit. Vordem war es nichts anderes als eine niedere Wirklichkeit.
Der große Mann, der uns in seiner Zeit unter Sorgen, Kämpfen und Schmerzen als ein Ringender erschien, umwogt von der Fülle derer, die sich ihm, fördernd oder hemmend, zur Seite hielten, wächst nun über seine Epoche heraus. Als ein Überragender. Als der Mann, der sie auf seinen starken Schultern ein Stück vorwärts trug. Der ihr das Gepräge gab. In dem sie sich gleichsam am klarsten ausdrückte. Nach dem man sie nennen kann.
Seine Werke, als aus einem mächtigen Willen geboren, erscheinen uns als eine Einheit, die wie ein Koloß aufragt.
Aus ihrer jedem spricht die große Persönlichkeit, die das Einzelne völlig mit ihrem Geist durchdrungen hat.
So ist es bei Michelangelo.
Er gehört heute nicht mehr Florenz und Rom, gehört nicht mehr Italien, er gehört heute der Welt.
Seine Hauptwerke sind allgemein bekannt. Sie gelten als etwas, das man in ihrer Richtung nicht mehr übertreffen kann.
Er hat unter den vielen Künstlern, die die Gottesmutter mit

dem verblichenen Sohn im Schoß bildeten, die Gruppe geschaffen, die, wenn wir heute von der Pieta sprechen, sofort vor unsere Augen tritt.
Der heldenhafte David, Besieger des ungefügen Riesen, ist vor und nach ihm dargestellt worden. Aber, wenn jetzt der Name dieses kühnen Hirtenknaben ausgesprochen wird, erblicken wir im Geist Michelangelos Statue, die die heroische Jugend verkörpert und, Herman Grimm hat das schön und treffend gesagt, als Sinnbild des in seiner Jugendkraft unbesiegbaren florentinischen Staatslebens gleichsam die ganze Geschichte von Florenz enthält.
Die Gemälde in der Sistina, das Jüngste Gericht erscheinen uns als die unübertroffene und unübertreffbare künstlerische Darstellung dessen, was über die anfänglichen und letzten Dinge dieser Welt gesagt werden kann.
Die menschliche Kunst, empfinden wir, würde Schöpfung und Weltgericht einprägsamer und größer nicht darstellen können, als hier gewollt und durchgeführt worden ist.
Die Mediceergräber und das Grabmal des größten Papstes der Renaissance, Julius II., sind unvollendet geblieben und gelangten nicht in der ursprünglich geplanten Form zur Ausführung.
Was wir aber von ihnen sehen, gibt uns doch ein klares Bild von der Größe der Gedanken des Künstlers.
Sie wachsen riesenhaft aus dem Marmor vor uns auf.
Man braucht nur die Namen der Gestalten zu nennen: Nacht, Morgendämmerung, Moses, der sterbende Sklave.
Die ich nannte, sind die berühmtesten.
Die Schönheit und Kraft, die sich in ihnen ausprägt, empfindet klar, wer sie betrachtet.
Der Abschluß von Michelangelos Wirken und dessen würdig ist seine Arbeit an der Peterskirche.
Wie er sie bauen wollte, wissen wir. Wäre sie nach seinen Plänen erbaut worden, so wäre sie von einem weit den

heutigen überragenden Eindruck. Aber die Kuppel, die Krönung des Ganzen, gehört doch ihm.
Er ist sozusagen der künstlerische Ruhm der Renaissance. Diese Epoche der Wiedergeburt der Antike in einem neuen Leib und Geist stellt sich in ihm künstlerisch am umfassendsten und vollendetsten dar.
Wenn er auch oft seine Entwürfe nicht oder nicht in der Form, wie er sie geistig gesehen und gewollt, hat ausführen können, so gibt ihm doch das, was er vollbracht, den Anspruch darauf, der größte Künstler seines Landes genannt zu werden.
Seine Stelle ist nach unserm Empfinden und Urteil neben Dante, den er wie keinen andern verehrt und in seine Seele aufgenommen hat, und neben Rafael, dem er seinen Fleiß nachrühmte, das heißt hier „schöpferische Sehnsucht, das geistige Bild in sichtbare Formen ganz hineinzuarbeiten, Genuß am Gleichgewicht des Inhalts mit der äußeren Erscheinung und der Drang, Kraft zu gewinnen und ihn zu befriedigen". Es war das das höchste Lob, das er einem andern spenden konnte und das er für sich selbst heischen durfte.
Dieser große Künstler war aber auch eine starke Persönlichkeit, die für die sie bewegenden hohen Gedanken stets nach der treffendsten Ausdrucksmöglichkeit suchte, die immer nach einem hochgesteckten Ziel strebte und bis zum Erlöschen des Lebens tätig war.
Von Michelangelo will aus seiner Zeit heraus diese Ausgabe durch Condivis Lebensskizze, die durch Ticciati und Varchi kurz ergänzt wird, durch die Dichtungen und eine Auswahl der Briefe ein Bild vom Künstler und Menschen zu vermitteln versuchen.

Alfred Semerau.

Das Leben des Michelangelo

von Ascanio Condivi

An den Papst Julius III.

Heiliger Vater!

Ein unwürdiger Diener und aus niederm Stande, so wie ich bin, würde ich nicht wagen, vor Eurer Heiligkeit zu erscheinen, wenn Ihr nicht früher selber meine Unwürdigkeit und Niedrigkeit entschuldigt und ermutigt hättet.
Ihr habt Euch tief zu mir herabgelassen, habt mich in Eure Gegenwart zugelassen und waret so gnädig, mit Worten, wie sie Eurer Güte und Hoheit entsprechen, mir, weit über mein Verdienst und meinen Stand hinaus, Mut und Hoffnung zu machen.
Eine wahrhaft apostolische Tat, durch die ich mich weit über mich erhoben fühle.
Von Eurer Heiligkeit darin bestärkt, habe ich meine Studien und die Lehren meines Meisters und Abgottes mit solchem Eifer verfolgt, daß ich von den gemachten Anstrengungen Früchte zu pflücken hoffen darf, die, wenn auch nicht jetzt, so doch in einiger Zeit vielleicht die Gunst und den Beifall Eurer Heiligkeit finden werden und mir den Ruhm sichern, Schüler und Diener eines Michelangelo Buonarotti zu sein: der eine Fürst der Christenheit, der andre ein solcher der Zeichenkunst.
Um Eurer Heiligkeit einen Beweis zu geben, wie Eure Güte

in mir wirkte, so möchte ich, so wie ich Euch mein Herz und meine Ergebenheit für immer gewidmet habe, Euch auch, eins nach dem andern, alle Werke, die durch mich entstehen werden, widmen.
Vor allem dies gegenwärtige über das Leben des Michelangelo. Ich glaube, es muß Euch willkommen sein, denn Euch sind ja die Tugend und Vortrefflichkeit des Mannes angenehm, dem ich nach dem Wunsch Eurer Heiligkeit selber nacheifern sollte.
Hier folgt also, was ich von ihm sagen zu dürfen glaube.
Größere Dinge noch, gleichfalls aus ihm geschöpft, bleiben noch zu sagen. Sie werde ich später veröffentlichen, zur Zierde und Förderung der Kunst und zum Ruhm Eurer Heiligkeit, der die Kunst und den Künstler begünstigt.
Ich bitte Euch, mir nicht zu zürnen, daß ich Euch zunächst nur diese geringen Erstlinge darbringe, womit ich mich demütigst zu Euren heiligsten Füßen niederbeuge

Eurer Heiligkeit unwürdigster Knecht

Ascanio Condivi.

An die Leser:

Von der Stunde an, da Gott der Herr in seiner besondern Gnade mich für wert hielt, nicht nur des Anblicks (dessen teilhaft werden zu können ich kaum gehofft hätte), sondern auch seiner Zuneigung, seiner Unterhaltung und des vertrauten Umgangs des Michelangelo Buonarotti, des einzigen Malers und Bildhauers, zu genießen, habe ich in der rechten Würdigung einer solchen Wohltat und als Verehrer seiner Kunst sowie seiner Trefflichkeit mich mit aller Aufmerksamkeit und aller Hingabe bemüht, nicht nur die Vorschriften zu beobachten und zusammenzustellen, die er mir über die Kunst erteilte, sondern auch seine Ansprüche, Handlungen und Gewohnheiten sowie alles, was mir in seinem ganzen Leben des Lobes, der Bewunderung oder der Nacheiferung würdig erschien.

Ich hatte die Absicht, einmal darüber zu schreiben, und wollte dadurch ihm für die unendlichen Verpflichtungen, die ich ihm schulde, einigen Dank abstatten, aber zugleich auch andern durch die Bemerkungen und das Beispiel eines solchen Mannes dienlich sein.

Es ist ja bekannt, wie viel unsere Zeit und die kommende ihm verpflichtet ist, da sie aus seinen Werken soviel Licht empfing, was man leicht erkennen kann, wenn man die derer betrachtet, die vor ihm geblüht haben.

Ich habe mir zwei Sammlungen über ihn angelegt, die eine für alles, was seine Kunst, die andre für das, was sein Leben betrifft.

Während sich nun beide mehrten und ich mit der Verarbeitung begann, trat ein Zwischenfall ein, der mich nötigte, und zwar aus zwiefachem Grunde, die Arbeit an der Lebensgeschichte zu beschleunigen, ja sogar zu überstürzen.

Einmal gibt es nämlich Leute, die über diesen seltenen Mann schreiben, ohne ihn, wie ich glaube, so gut gekannt zu haben wie ich: so erzählen sie von ihm Dinge, die nie geschehen sind,

dann aber wiederum übergehen sie viele der bemerkenswertesten Geschehnisse.
Zweitens: einige Leute, denen ich diese meine Arbeiten mitgeteilt und anvertraut hatte, eigneten sich dieselben auf eine Weise an, als ob es ihre eignen wären und als wünschten sie alle Ehren dafür zu ernten.
Um nun die Mängel jener zu ergänzen und dem Unrecht dieser vorzubeugen, entschloß ich mich, meine Arbeit herauszugeben, so unfertig wie sie war.
Die verständigen Leser werden mich leicht entschuldigen hinsichtlich der Art meiner Veröffentlichung; ich bin ja meinem Beruf nach Maler und nicht Schriftsteller, und die ebenerwähnten Umstände lassen mir keine Zeit, selber Aufmerksamkeit auf meine Arbeit zu wenden oder mir, wie es meine Absicht war, von andern helfen zu lassen.
Ich kümmere mich aber auch um solche Entschuldigung nicht, denn ich suche ja auch keine Anerkennung.
Wenn mir aber trotzdem Lob zuteil wird, so bin ich zufrieden, denn es gilt nicht dem guten Schriftsteller, sondern dem fleißigen und treuen Sammler dieser Dinge, und es bestätigt ihm nur, daß er sie gewissenhaft gesammelt, sie mit Geschick und großer Geduld aus seinem lebendigen Orakel geschöpft und endlich, daß er sie durch das Zeugnis glaubwürdiger Schriften und Männer verglichen und bekräftigt habe.
Wenn ich aber ein auch noch so unbeholfner Schriftsteller bin, so hoffe ich dafür wenigstens gelobt zu werden, daß ich mit dem jetzt von mir herausgegebenen Teil der Arbeit nach meiner besten Kraft für den Ruhm meines Meisters tätig gewesen bin.
Mit dem Teil, der später folgen wird, bemühte ich mich, für Erhaltung eines großen Schatzes unserer Kunst zu sorgen.
Ihr zum Nutzen werde ich ihn später der Welt mitteilen, und zwar in sorgfältigerer Weise, als es mit dieser Arbeit geschah.
Ich beginne nun mit der Beschreibung des Lebens.

Leben des Michelangelo Buonarotti.

Erstes Kapitel.

Michelangelo Buonarotti, der unvergleichliche Maler und Bildhauer, stammt ab von den Grafen von Canossa, einem edlen Geschlecht aus dem Gebiet von Reggio, das einmal durch sein hohes Alter und eigene Tüchtigkeit, dann aber auch dadurch ausgezeichnet war, daß es sich mit dem Kaiserhause verschwägert hatte.
Die Schwester Heinrichs II. nämlich, Beatrix, ward zur Gattin gegeben dem Grafen Bonifazio von Canossa, damaligen Herrn von Mantua.
Aus dieser Verbindung stammte die Gräfin Mathilde, eine Frau von seltener und einziger Klugheit und Frömmigkeit, die, nach dem Ableben ihres Gemahls Gottfried, in Italien außer Mantua auch noch Lucca, Parma und Reggio und jenen Teil von Toskana besaß, der heute das Patrimonium des heiligen Petrus heißt.
Sie wurde, nachdem sie in ihrem Leben viele denkwürdige Dinge getan, nach ihrem Tode bei Mantua begraben, in der Abtei des heiligen Benedikt, die sie erbaut und reichlich ausgestattet hatte.

Zweites Kapitel.

Aus dieser Familie kam nun im Jahre 1250 ein Herr Simone als Podesta nach Florenz und erhielt durch seine Tüchtigkeit das Bürgerrecht der Stadt und wurde Vorsteher eines Stadtsechstels; denn die Stadt, die heute in Viertel geteilt ist, hatte damals sechs Distrikte.
Da in Florenz die Partei der Guelfen herrschte, wurde er infolge der vielen Wohltaten, die er von ihr empfangen, aus einem Ghibellinen, der er war, ein Guelfe und änderte zugleich die Farbe seines Wappens.

Früher war es ein weißer Hund in rotem Feld gewesen, einen Knochen im Maul und aufsteigend. Jetzt wurde es ein goldner Hund im himmelblauen Feld. Von der Signorie wurden ihm später noch fünf rote Lilien auf einem Rost gegeben, sowie eine Helmzier mit zwei Stierhörnern, das eine golden, das andere himmelblau, wie man es bis heute auf den alten Wappenschildern des Geschlechts gemalt sehen kann.
Das alte Wappen des Herrn Simone sieht man im Palast des Podesta, wo er es in Marmor herstellen ließ, wie es die meisten derer zu tun pflegten, die jenes Amt innehatten.

Drittes Kapitel.

Der Grund, warum die Familie in Florenz ihren Namen änderte und statt die von Canossa die von Buonarotti genannt wurde, war der folgende:
Der Name Buonarotti war in ihrem Hause von Geschlecht zu Geschlecht fast immer gebräuchlich gewesen bis zur Zeit des Michelangelo, dessen einer Bruder ebenfalls Buonarotto genannt wurde.
Viele von diesen Buonarotti waren Signoren gewesen, das heißt, sie hatten der höchsten Obrigkeit jener Republik angehört; so auch Michelangelos obengenannter Bruder, der zu ihrer Zahl gehörte, zur Zeit, als Papst Leo in Florenz war, wie man es in den Jahrbüchern dieser Stadt sehen kann.
So wurde der Name Buonarotti, den so viele von ihnen trugen, der Beiname der ganzen Familie, und das geschah um so leichter, da man in Florenz bei den Wahlen und sonstigen Ernennungen dem eignen Namen des Bürgers den des Vaters beizufügen pflegt, des Großvaters, des Urgroßvaters und manchmal den der noch früheren, so daß sie nach den vielen aufeinanderfolgenden Buonarotti und nach jenem Simon, der der erste aus dieser Familie in jener Stadt war, statt der Canossa, die sie waren, sich die Buonarotti Simoni nannten, wie sie sich heute nennen.

Endlich, als Papſt Leo X. nach Florenz ging, fügte er außer vielen Vorrechten, die er ihrem Hauſe verlieh, auch ihrem Wappen die blaue Kugel des Mediceiſchen Hauswappens bei mit drei goldenen Lilien.

Viertes Kapitel.

Aus dieſem Hauſe alſo entſtammte Michelangelo.
Sein Vater hieß Lodovico di Leonardo Buonarotti Simoni. Er war ein frommer und guter Mann, ganz nach altem Schlage.
Als er Podeſta von Chiuſi und von Capreſi im Caſentiniſchen war, wurde ihm dieſer Sohn im Jahre unſeres Heils 1474, am 6. März, vier Stunden vor Tagesanbruch an einem Montag geboren.
Es war das gewiß eine große Nativität, und ſie bezeugte, welcher Art und von welchem Genie das Kind ſein müſſe.
Sintemal nämlich Merkur mit der Venus im Gefolge im Haus des Jupiter mit freundlichen Aſpekten aufgenommen ward, ſo verſprach dies, was ſpäter auch eintrat, daß ein ſolcher Sprößling eines hohen und edlen Geiſtes ſein müſſe, bei jeglichem Unternehmen erfolgreich, vor allem aber in jenen Künſten, die die Sinne ergötzen: Malerei, Bildhauerei und Baukunſt.
Als ſeine Amtszeit abgelaufen war, kehrte der Vater nach Florenz zurück und tat den Sohn zu einer Amme in einer Ortſchaft, Settignano genannt, drei Miglien von der Stadt, wo die Buonarotti noch heute eine Beſitzung haben, die zu den erſten Erwerbungen des Herrn Simone von Canoſſa in dieſer Gegend gehörte.
Die Amme war die Tochter eines Steinmetzen und auch an einen Steinmetz verheiratet.
Michelangelo pflegte darum zu ſagen, es ſei kein Wunder, daß ihm das Meißeln ſoviel Freude mache.
Das erklärt er entweder im Scherz, oder er meint es vielleicht

ernsthaft, denn er weiß, daß die Milch der Amme solche Macht in uns hat, daß sie oftmals die Temperatur des Körpers verändert und statt der einen Neigung eine andere hervorruft, die von der ursprünglichen sich sehr unterscheidet.

Fünftes Kapitel.

Wie nun der Knabe herangewachsen und zu Jahren gekommen war, schickte ihn der Vater, der ihn als begabt erkannte und den Wissenschaften zu widmen wünschte, in die Schule eines Meisters Francesco von Urbino, der damals zu Florenz die Grammatik lehrte.

Obwohl er aber darin einige Fortschritte machte, so zogen ihn doch der Wille des Himmels und natürliche Anlage, denen man schwerlich widerstreben kann, mit aller Macht zur Malerei hin.

So oft er ein Stündchen stehlen konnte, lief er davon, um hie und da zu zeichnen und den Verkehr mit Malern aufzusuchen.

Unter anderm ward er mit einem gewissen Francesco Granacci bekannt, einem Schüler des Domenico Ghirlandajo.

Als dieser die Neigung und den brennenden Eifer des Knaben bemerkte, entschloß er sich, ihn zu unterstützen.

Er eiferte ihn in seinen Versuchen unermüdlich an, nahm ihn in die Werkstatt seines Meisters mit sich oder dorthin, wo sonst ein Werk war, von dem er Nutzen ziehen könnte.

Dieser Ansporn in Verbindung mit seinem eignen Triebe ließ ihn endlich die Beschäftigung mit den Wissenschaften vollständig aufgeben.

Das ward ihm aber vom Vater und von den Brüdern des Vaters, die gegen alle Kunst eine Geringschätzung hegten, verübelt, und er bekam häufig tüchtige Prügel. Denn diese Leute, die von der Hoheit und dem Adel der Kunst keine Ahnung hatten, empfanden es als eine Schande, einen Künstler in ihrer Familie zu haben.

Aber wenn das alles auch Michelangelo über alle Maßen kränkte, so vermochte es ihn doch nicht auf seinem Wege zurückzuhalten, im Gegenteil: es spornte ihn nur an, und er ging nun an den Versuch, sich der Farben zu bedienen.

Sechstes Kapitel.

Granacci legte ihm einst ein gedrucktes Blatt vor. Darauf war die Geschichte des heiligen Antonius dargestellt. Das Blatt stammte von einem damals namhaften Künstler, Martin von Holland.
Michelangelo zeichnete es auf eine Holztafel. Granacci versah ihn mit Farben und Pinseln, und Michelangelo komponierte und führte es derart trefflich aus, daß jeder, der es sah, mit Verwunderung betrachtete; aber, wie einige wissen wollen, erfüllte es auch den Domenico, den geschätztesten Maler jener Tage, mit Neid, wie man später aus andern Zügen klar erkennen konnte.
Domenico pflegte, um das Werk weniger wunderbar erscheinen zu lassen, zu sagen, es sei aus seiner Werkstatt hervorgegangen, gerade als hätte er einen Teil daran gehabt.
Als Michelangelo dies Bild malte, auf dem außer der Figur des Heiligen sich manche absonderliche Gestalten und höllische Ungeheuer befanden, verwandte er solchen Fleiß darauf, daß er keinen Teil in Farben ausführte, ehe er ihn nicht mit der Natur verglichen hatte.
So ging er auf den Fischmarkt und beobachtete, von welcher Form und Farbe die Flossen der Fische waren, von welcher Farbe die Augen und jeder andere Teil. Das verwandte er dann für sein Bild und brachte es so zu der Vollkommenheit, deren er fähig war.

Seit damals erweckte er die Bewunderung der Welt und, wie ich bereits erwähnte, den Neid des Ghirlandajo, der sich um so offenkundiger zeigte, als er, eines Tags von Michel-

angelo um sein Zeichenbuch ersucht, worin Hirten mit ihren Schafen und Hunden, Landschaften, Gebäude, Ruinen und ähnliche Dinge gezeichnet waren, es ihm nicht leihen wollte.
In der Tat stand Domenico in dem Ruf, ein wenig mißgünstig zu sein.
Er zeigte sich nicht nur gegen Michelangelo wenig rücksichtsvoll, sondern auch gegen den eigenen Bruder.
Als er diesen vorwärtskommen und große Hoffnungen erwecken sah, schickte er ihn nach Frankreich, nicht etwa, wie wohl einige sagten, um ihm zu nützen, sondern um in Florenz selbst der Erste in seiner Kunst zu bleiben.
Hiervon habe ich sprechen wollen, weil mir gesagt wurde, daß der Sohn des Domenico die ausgezeichneten und erhabenen Leistungen Michelangelos zum großen Teil auf die Unterweisung seines Vaters zurückzuführen pflegt, obwohl dieser ihm doch keinerlei Hilfe geleistet hat.
Michelangelo aber beklagt sich nicht darüber, er lobt vielmehr noch Domenico als Künstler wie als Menschen.
Nach dieser kleinen Abschweifung will ich in meiner Erzählung fortfahren.
Nicht geringere Verwunderung erregte zu derselben Zeit ein anderes Werk Michelangelos, wobei es einigen Spaß gab.
Einen Kopf, den man ihm zum Abzeichnen gegeben hatte, bildete er so genau nach, daß der Besitzer, dem er die Kopie statt des Originals zurückgab, den Betrug anfangs gar nicht merkte, sondern erst dann, als der Knabe mit einem Gespielen davon sprach und sich darüber lustig machte.
Viele, die beide Blätter vergleichen wollten, fanden keinen Unterschied. Denn Michelangelo hatte, ganz von der trefflichen Ausführung abgesehen, seinem Blatt durch Rauch das alte Aussehen des Originals gegeben.
Das verschaffte ihm einen großen Ruf.

Siebentes Kapitel.

Während nun der Knabe bald dies, bald jenes zeichnete, ohne einen bestimmten Platz oder Werkstatt zu haben, geschah es, daß er eines Tags von Granacci nach dem Garten der Medici in San Marco geführt wurde.

Diesen Garten hatte der erlauchte Lorenzo, der Vater des Papstes Leo, ein in allen vortrefflichen Eigenschaften ausgezeichneter Mann, mit verschiedenen antiken Statuen und Figuren geschmückt.

Als Michelangelo diese gesehen und die Schönheit der Arbeit kennengelernt hatte, ging er weder in die Werkstatt des Domenico noch anderswohin. Er blieb vielmehr den ganzen Tag hier als in der besten Schule für solcherlei Kunst und hatte stets eine Arbeit unter den Händen.

Wie er eines Tags unter anderm den Kopf eines Fauns betrachtete, eines alten Mannes mit langem Bart und lachendem Gesicht, dessen Mund aber vor Alter so schadhaft geworden war, daß man kaum mehr sehen oder erkennen konnte, wie er gewesen, begann er ihn, da er ihm über alle Maßen gefiel, in Marmor nachzubilden.

Der erlauchte Lorenzo ließ damals an jenem Ort die Marmorblöcke oder vielmehr die schon zugehauenen Steine bearbeiten, die für die herrliche Bibliothek verwandt werden sollten, die er und seine Vorfahren aus der ganzen Welt zusammengebracht hatten. Dieser Bau ward wegen des Todes Lorenzos und anderer Zufälle aufgegeben, nach vielen Jahren von Papst Clemens wieder aufgenommen, aber ebenfalls wieder aufgegeben, so daß die Bücher noch jetzt in den Kisten liegen.

Als, wie gesagt, diese Marmorblöcke dort bearbeitet wurden, ließ sich Michelangelo von den Meistern ein Stück geben und mit ihren Werkzeugen versehen.

Darauf ging er mit so viel Aufmerksamkeit und Eifer daran, den Faun nachzubilden, daß er ihn in wenig Tagen zur Vollendung brachte.

Aus eigner Phantasie fügte er alles, was der Antike fehlte, hinzu, nämlich den offnen Mund nach Art eines Menschen, der lacht, so daß man die Höhlung desselben mit allen Zähnen sah.

Als indes einmal der Erlauchte nach den Fortschritten des Baues zu sehen kam, fand er den Knaben gerade dabei, wie er den Kopf polieren wollte.

Er näherte sich ihm etwas, fand das Werk vortrefflich, zumal wenn er das Alter des Künstlers berücksichtigte, und verwunderte sich sehr darüber.

Er lobte die Arbeit, scherzte aber trotzdem mit Michelangelo wie mit einem Kinde und sagte: „O, du hast ja diesen Faun alt gemacht und ihm alle Zähne gelassen! Weißt du nicht, daß den Alten in diesen Jahren immer einer oder der andre fehlt?"

Achtes Kapitel.

Tausend Jahre schienen es dem Michelangelo, bis der Erlauchte sich entfernte und er den Fehler verbessern konnte.

Sobald er allein war, nahm er seinem Alten einen Zahn von den obern, bohrte den Kiefer aus, als wäre er mitsamt der Wurzel heraus.

Am nächsten Tag erwartete er den Erlauchten mit großer Ungeduld.

Als er gekommen war und die Bravheit und Einfalt des Knaben gesehen hatte, lachte er herzlich. Dann aber, als Beschützer alles Talents, wie er neben der Vollendung des Werks die Jugend des Künstlers in Betracht gezogen hatte, beschloß er, ein solches Talent zu unterstützen, zu fördern und den Knaben in sein Haus zu nehmen.

Als er von ihm hörte, wessen Sohn er sei, sagte er: „Geh und sage deinem Vater, daß ich ihn gern sprechen möchte."

Als nun Michelangelo nach Hause zurückgekehrt war und die

Botschaft des Erlauchten ausgerichtet hatte, erriet der Vater, warum er gerufen werde.
Er konnte aber nur mit großer Mühe von Granacci und den andern bewogen werden, hinzugehen.
Er beklagte sich vielmehr darüber, daß jener ihm den Sohn verleite, und beharrte dabei, er würde nie zugeben, daß sein Sohn Steinmetz werde.
Es half Granacci auch nichts, daß er ihm klarmachte, welch ein großer Unterschied sei zwischen einem Bildhauer und einem Steinmetzen, noch daß er lange darüber disputierte.
Als nun doch der Vater vor den Erlauchten gekommen und von ihm ersucht worden war, ihm den Sohn wie seinen eignen anzuvertrauen, konnte er es ihm nicht abschlagen.
Er setzte sogar noch hinzu: „Nicht bloß Michelangelo, wir andern alle stehen mit unserm Leben und Vermögen Euer Erlaucht zu Diensten."
Als Lorenzo ihn nach seinem Beruf fragte, entgegnete er: „Ich habe niemals ein Handwerk getrieben, sondern bis jetzt immer nur von meinem kleinen Einkommen gelebt, indem ich die wenigen Besitzungen verwaltete, die mir meine Vorfahren hinterließen. Ich suche sie nicht nur zu erhalten, sondern auch zu mehren, soweit es mir durch Fleiß möglich ist."
Darauf versetzte der Erlauchte: „Gut, sehet denn zu, ob ich etwas in Florenz für Euch tun kann, und zählt dabei auf mich, denn ich will Euch eine Gunst erweisen, so groß als es in meiner Macht steht."
Nachdem er den Alten entlassen, ließ er dem Michelangelo ein hübsches Zimmer im Hause anweisen und verschaffte ihm alle erwünschten Bequemlichkeiten und behandelte ihn wie in allem andern so auch an seiner Tafel wie seinen eignen Sohn.
An der Tafel pflegten alle Tage, wie es sich bei einem solchen Mann versteht, die vornehmsten und angesehensten Personen zu sitzen, und da es hier Brauch war, daß jene, die von Anfang an gegenwärtig waren, jeder nach seinem Rang sich neben

den Erlauchten setzte, ohne aufzustehen, mochte später kommen, wer wolle, so geschah es oft, daß Michelangelo höher saß als die Söhne Lorenzos und andre bedeutende Personen, von denen ein solches Haus ständig eine reiche Zahl und glänzende Auswahl hatte.
Von ihnen allen wurde Michelangelo sehr geliebt und zu seinem ehrenvollen Beruf angespornt. Besonders aber von dem Erlauchten selbst.
Lorenzo ließ ihn oftmals am Tage rufen und zeigte ihm, da er sein Talent und Verständnis wohl kannte, seine Edelsteine, Harnische, Medaillen und ähnliche Dinge.

Neuntes Kapitel.

Als Michelangelo in das Haus des Erlauchten kam, stand er in dem Alter zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren, und er blieb daselbst bis zu dessen Tod, der im Jahre 1492 erfolgte, ungefähr nach zwei Jahren.
In dieser Zeit wurde eine Stelle am Zollamt frei, die nur der antreten konnte, der das Bürgerrecht hatte.
Da suchte Lodovico, der Vater des Michelangelo, den Erlauchten auf und bat um sie mit den folgenden Worten: „Lorenzo, ich kann nichts anderes als lesen und schreiben. Da nun der Kollege des Marco Pucci vom Zollamt gestorben ist, so möchte ich gern an seine Stelle treten. Ich glaube, daß ich für solch ein Amt tauglich genug bin."
Der Erlauchte legte ihm die Hand auf die Schulter und versetzte lächelnd: „Du wirst immer arm bleiben."
Er mochte erwarten, daß Lodovico ihn um etwas Größeres angehen werde. Dann aber setzte er hinzu: „Wenn du aber Marcos Kollege werden willst, so kann es geschehen, bis sich zu Besserem die Gelegenheit bietet."
Das Amt trug im Monat acht Skudi ein, bald mehr, bald weniger.

Währenddeſſen betrieb Michelangelo ſeine Studien und wies dem Erlauchten täglich irgendeine Frucht ſeines Schaffens vor.
In demſelben Hauſe wohnte Polizian, ein, wie jeder weiß und es ſeine Schriften voll bezeugen, ſehr gelehrter und ſcharfſinniger Mann.
Er liebte Michelangelo ſehr, da er ſeine große Begabung erkannte, und ſpornte ihn, obwohl das gar nicht nötig war, ſtändig zum Studium an.
Er erklärte ihm fortwährend und hatte ſtets eine Arbeit für ihn.
Eines Tags ſchlug er ihm unter anderm den Raub der Dejanira und den Kampf der Centauren vor und erklärte ihm Teil für Teil die ganze Fabel.
Michelangelo ging daran, ſie in Marmor als Halbrelief auszuführen.
Die Arbeit gelang ihm ſo gut, daß, wie ich mich erinnere, ich ihn ſagen hörte, er erkenne, ſo oft er das Werk wiederſehe, wie ſehr er gegen ſeine natürliche Anlage gefehlt habe, daß er ſich nicht ſofort der Bildhauerkunſt zugewandt habe, indem er aus jenem Werk ſchließe, was er darin hätte leiſten können.
So ſagt er aber nicht, um ſich zu brüſten; denn er iſt ſehr beſcheiden.
Er ſagt es, weil es ihn wahrhaft ſchmerzt, daß er ſo vom Mißgeſchick verfolgt wurde und manchmal durch fremde Schuld zehn bis zwölf Jahre feiern mußte, wie man weiter unten noch leſen wird.
Jenes Werk ſieht man noch in Florenz in ſeinem Hauſe.
Die Figuren ſind ungefähr zwei Spannen hoch.

Zehntes Kapitel.

Er hatte kaum dies Werk beendigt, als der erlauchte Lorenzo aus dem Leben ſchied.
Michelangelo kehrte in das Haus ſeines Vaters zurück, und

er empfand über den Tod einen ſolchen Schmerz, daß er viele Tage nichts arbeiten konnte.
Als er ſich wieder gefaßt hatte, kaufte er ein großes Stück Marmor, das ſchon viele Jahre in Waſſer und Wetter gelegen hatte, und arbeitete daraus einen vier Ellen hohen Herkules, der ſpäter nach Frankreich geſchickt ward.
Während er an dieſer Statue arbeitete, fiel in Florenz viel Schnee.
Da kam Piero di Medici, der älteſte Sohn des Lorenzo, der zwar die Stellung des Vaters geerbt hatte, aber nicht in dem gleichen Anſehen ſtand, auf den knabenhaften Einfall, in der Mitte des Hofs in ſeinem Palaſt eine Statue von Schnee machen zu laſſen.
Er entſann ſich Michelangelos, ſchickte nach ihm und hieß ihn die Statue machen.
Er wünſchte, daß er im Hauſe bliebe, wie zur Zeit ſeines Vaters. Er gab ihm dasſelbe Zimmer und behielt ihn immer zur Tafel wie früher, und es herrſchte hier der gleiche Brauch wie während des Lebens ſeines Vaters, nämlich, daß niemand, der bereits zu Tiſch ſaß, ſeinen Platz einem Späterkommenden, mochte er noch ſo vornehm ſein, einräumte.
Als Lodovico, der Vater des Michelangelo, ſeinen Sohn faſt beſtändig mit vornehmen Leuten verkehren ſah, ſöhnte er ſich mit ihm mehr aus und verſah ihn jetzt mit beſſerer und ſtattlicherer Kleidung.
Der Jüngling blieb nun einige Monate bei Piero und wurde von dieſem ſehr wert gehalten.
Der Medici pflegte ſich zweier Leute aus ſeinen Hausgenoſſen zu rühmen als ſeltener Menſchen; der eine war Michelangelo, der andre war ein ſpaniſcher Läufer, der außer daß er von wahrhaft wunderbarer Leibesſchönheit war, ſo geſchickt und ſtark und von ſo guter Lunge war, daß Piero ihn, wenn er auch mit verhängten Zügeln ſprengte, doch nicht um eines Fingers Breite überholen konnte.

In dieſer Zeit arbeitete Michelangelo aus Gefälligkeit gegen den Prior von San Spirito, einer der vornehmſten Kirchen von Florenz, ein hölzernes Kruzifix von faſt Lebensgröße, das man bis zum heutigen Tage über dem Hauptaltar dieſer Kirche ſieht.
Er ſtand mit dem Prior in einem ſehr vertrauten Verkehr, weil er von ihm nicht nur viele Aufmerkſamkeiten empfing, ſondern vor allem, weil ihm dieſer einen Raum überließ und Leichen, um an ihnen Anatomie treiben zu können. Es gab kein größeres Vergnügen für ihn als das.
Dies war der Ausgangspunkt für ſeine Tätigkeit in dieſer Richtung, und er ſetzte ſie fort, ſolange es ihm vom Geſchick beſchieden war.

Elftes Kapitel.

Im Haus des Piero ging ein Mann namens Cardiere aus und ein.
Der Erlauchte hatte viel Gefallen an ihm gefunden, weil er ausgezeichnet aus dem Stegreif zur Laute zu ſingen wußte, was er auch ſehr gern tat: beinahe jeden Abend gab er nach dem Eſſen etwas darin zum beſten.
Dieſer Cardiere als ein Freund Michelangelos beriet ſich mit ihm über ein Traumgeſicht, das ihm erſchienen war.
Es war nämlich Lorenzo Medici vor ihn getreten in einem ſchwarzen Gewand, das ganz zerriſſen war, ſo daß man ſeinen nackten Leib ſah, und hatte ihm befohlen, ſeinem Sohn zu ſagen: er werde in kurzer Zeit aus ſeinem Hauſe verjagt ſein und nie wieder dahin zurückkehren.
Piero di Medici war ſo anmaßend und hochfahrend, daß dieſe Fehler ſeine Vertreibung aus Florenz zur Folge hatten, und daß weder die Güte ſeines Bruders, des Kardinals Giovanni, noch die Leutſeligkeit und Humanität des Giuliano ihn in der Stadt zu erhalten vermochten.

Michelangelo mahnte den Cardiere, von dem Traumbild Piero zu erzählen und den Auftrag des Lorenzo auszurichten.
Cardiere aber, der Pieros Temperament fürchtete, behielt die Geschichte für sich.
Als jedoch Michelangelo an einem andern Morgen im Hofraum des Palastes war, kam der Cardiere ganz erschreckt und verstört und sagte ihm neuerdings: in dieser Nacht sei ihm Lorenzo in dem gleichen Gewand wie früher erschienen, und als er erwachte und um sich blickte, habe er ihm eine derbe Ohrfeige gegeben, weil er das, was er gesehen, dem Piero nicht gemeldet hatte.
Michelangelo zankte nun den Cardiere aus und drang so lange mit Vorstellungen in ihn, bis er Mut faßte und stehenden Fußes sich nach Careggi aufmachte, einem drei Miglien von der Stadt entfernten Landhaus der Medici.
Als er aber beinahe auf halbem Wege war, traf er Piero, der nach Hause zurückkehrte.
Er hielt ihn an und berichtete ihm, was er gesehen und gehört hatte.
Piero machte sich darüber lustig, winkte seine Dienerschaft heran und ließ den Cardiere ordentlich verspotten.
Sein Kanzler, der spätere Kardinal Bibbiena, sagte zu Cardiere: „Du bist ein Narr! Wem, glaubst du wohl, ist Lorenzo mehr zugetan? Seinem Sohn oder dir? Wenn dem Sohn, würde er, wenn es wirklich so stünde, nicht eher vor ihm erscheinen als vor sonst jemand?"
So höhnten sie ihn aus und ließen ihn dann laufen.
Er kehrte nach Hause zurück und beklagte sich bei Michelangelo darüber.
Er sprach zu ihm mit solchem Nachdruck von dem Traumgesicht, daß auch Michelangelo davon überzeugt ward.
Zwei Tage später verließ er mit zwei Begleitern Florenz, wandte sich nach Bologna und ging von dort nach Venedig,

aus Furcht, daß, wenn was der Cardiere vorausſagte, einträfe, er dann in Florenz nicht mehr ſicher ſein möchte.
Doch nach wenigen Tagen ſchon ging ihm das Geld aus, da er ſeine Begleiter freihielt, und er dachte nach Florenz zurückzukehren.
Als er aber bis Bologna gekommen war, begegnete ihm das folgende Abenteuer.

Zwölftes Kapitel.

In dieſem Gebiet beſtand zur Zeit des Herrn Giovanni Bentivoglio ein Geſetz, nach dem jeder in Bologna einziehende Fremde auf dem Daumennagel mit einem Siegel aus rotem Wachs gezeichnet werden ſollte.
Als nun Michelangelo ahnungslos ohne das Siegel in die Stadt kam, wurde er mitſamt ſeinen Genoſſen auf das Zollamt geführt und zu einer Buße von fünfzig Bologneſer Lire verurteilt.
Er hatte kein Geld, ſie zu bezahlen.
Als er nun ſo in der Amtsſtube ſtand, bemerkte ihn dort ein Herr Gianfrancesco Aldrovandi, ein Bologneſer Edelmann, der damals zu den Sechzehnern gehörte.
Als er ſich über den Fall unterrichtet hatte, ließ er Michelangelo frei machen, vor allem, nachdem er erfahren hatte, daß er Bildhauer ſei.
Er lud ihn in ſein Haus.
Michelangelo dankte ihm, entſchuldigte ſich aber: er habe zwei Begleiter, die wolle er weder verlaſſen, noch ihm mit ihrer Geſellſchaft beſchwerlich fallen.
Der Edelmann entgegnete darauf: „Auch ich möchte mit dir zum Vergnügen durch die Welt reiſen, wenn du mich freihielteſt.“
Durch dieſe und andre Reden überzeugt, entſchuldigte ſich Michelangelo bei ſeinen Begleitern und verabſchiedete ſie. Er gab ihnen noch das wenige Geld, das er hatte, und nahm darauf in dem Hauſe des Edelmanns Wohnung.

Inzwiſchen war die Familie der Medici mit all ihren Anhängern aus Florenz verjagt worden.
Sie kam nach Bologna und nahm im Hauſe der Roſſi Quartier.
So hatte ſich das Traumgeſicht des Cardiere bewahrheitet; was es nun auch geweſen ſein mag, ein Blendwerk des Teufels, eine göttliche Vorherſagung oder eine ſtarke Einbildung.
Ich habe es aber, ſo wie ich es von Michelangelo ſelbſt hörte, nacherzählt.

Dreizehntes Kapitel.

Zwiſchen dem Tode des erlauchten Lorenzo und der Verbannung ſeiner Söhne verliefen ungefähr drei Jahre, ſo daß Michelangelo zwiſchen zwanzig und einundzwanzig Jahren zählen mochte.
Um den erſten Volksunruhen auszuweichen und abzuwarten, bis die Verhältniſſe in der Stadt Florenz eine feſte Geſtaltung würden angenommen haben, blieb Michelangelo bei dem genannten Edelmann in Bologna.
Dieſer war von ſeinem Talent ſehr entzückt und erwies ihm alle Ehren.
Er ließ ſich alle Abend von ihm etwas vorleſen aus dem Dante oder dem Petrarca und manchmal auch aus Boccaccio, immer bevor er ſich zur Ruhe legte.
Als er mit ihm eines Tages durch Bologna ſpazieren ging, führte er Michelangelo zu dem Grab des heiligen Domenico in der dieſem Heiligen geweihten Kirche.
An dieſem Grabmal fehlten zwei marmorne Figuren, nämlich ein heiliger Petronius und ein knieender Engel mit einem Leuchter in der Hand.
Der Edelmann fragte nun Michelangelo, ob er ſich wohl getraue, ſie zu bilden.
Michelangelo bejahte es, und nun ſetzte es der Edelmann durch, daß Michelangelo den Auftrag dazu erhielt.

Er ließ ihm für die Arbeit dreißig Dukaten auszahlen, für den heiligen Petronius achtzehn, für den Engel zwölf.
Die Figuren waren drei Spannen hoch und können noch an ihrem Platz gesehen werden.
Nach der Hand schöpfte Michelangelo Mißtrauen gegen einen Bologneser Bildhauer, der sich beklagte, daß Michelangelo die ebengenannten Statuen, die ihm zuerst versprochen gewesen seien, ihm weggenommen habe, und drohte, ihn in Ungelegenheiten zu bringen.
So kehrte denn Michelangelo nach Florenz zurück. Dort waren auch jetzt die Verhältnisse ruhiger geworden, und er konnte in seinem Hause ungestört leben.
Er hatte bei Gianfrancesco Aldrovandi nicht viel über ein Jahr gewohnt.

Vierzehntes Kapitel.

Als er wieder in seiner Heimat war, machte sich Michelangelo daran, aus Marmor einen Liebesgott zu bilden: im Alter von sechs bis sieben Jahren, wie ein Schlafender liegend.
Ihn sah Lorenzo, der Sohn Piero Francesco di Medici, für den damals Michelangelo einen kleinen heiligen Johannes gemacht hatte.
Er fand ihn sehr schön und sagte zu ihm: „Wenn du ihn so herrichten würdest, daß er aussähe, als hätte er unter der Erde gelegen, so würde ich ihn nach Rom schicken, und er gälte für antik, und du würdest ihn viel besser verkaufen."
Als Michelangelo das hörte, richtete er ihn alsbald so zu, als wäre er viele Jahre früher geschaffen worden, wie denn seinem Talent für kein Werk der richtige Weg verborgen war.
So hergerichtet wurde der Liebesgott nach Rom geschickt, wo ihn als Antike der Kardinal von San Giorgio um zweihundert Dukaten kaufte.
Der Mann aber, der dies Geld in Empfang nahm, schrieb nach Florenz, es sollten dem Michelangelo dreißig Dukaten

ausgezahlt werden: soviel habe er für den Liebesgott erhalten.
So betrog er zugleich den Lorenzo, den Sohn des Piero Francesco, und den Michelangelo.
Später kam es dem Kardinal zu Ohren, welcher Streich ihm in Florenz gespielt worden war.
Ärgerlich darüber, der Geprellte zu sein, sandte er einen seiner Edelleute dahin.
Dieser suchte angeblich einen Bildhauer, der einige Arbeiten in Rom ausführen sollte, und nachdem er einige andre aufgesucht hatte, kam er auch zu Michelangelo ins Haus.
Als er den Jüngling sah, bat er ihn, um auf vorsichtige Weise die begehrte Aufklärung zu erlangen, ihm doch einige Arbeiten zu zeigen.
Da Michelangelo nichts vorweisen konnte, nahm er eine Feder (der Bleistift war damals noch nicht im Gebrauch) und zeichnete ihm eine Hand mit solcher Gewandtheit hin, daß der Edelmann ganz überrascht war.
Nun fragte er ihn, ob er jemals ein Bildhauerwerk gemacht hätte.
Michelangelo bejahte es, er habe unter anderm auch einen Liebesgott gearbeitet, der die und die Gestalt und Stellung gehabt.
Jetzt wußte der Edelmann Bescheid. Er erzählte ihm nun, wie sich alles zugetragen habe, und versprach ihm, wenn er mit ihm nach Rom gehen wolle, den restlichen Kaufpreis auszahlen zu lassen und ihn mit seinem Herrn auszusöhnen, dem das, wie er wisse, sehr angenehm sein würde.

Fünfzehntes Kapitel.

Zum Teil aus Ärger über den Betrug, zum Teil aber auch um Rom zu sehen, das ihm der Edelmann so sehr gepriesen hatte als das weiteste Feld, auf dem jeder seine Fähigkeiten

zeigen könnte, zog Michelangelo mit ihm und wohnte in seinem Haus, nahe dem Palast des Kardinals.
Inzwischen war der Kardinal durch Briefe von dem Sachverhalt in Kenntnis gesetzt worden.
Er ließ den Mann, der ihm die Statue als antik verkauft hatte, festnehmen, forderte von ihm das Geld zurück und gab ihm dann die Statue wieder.
Diese gelangte dann, ich weiß nicht auf welchem Wege, in die Hände des Herzogs Valentino und kam darauf als Geschenk zur Markgräfin von Mantua und wurde von ihr nach Mantua geschickt, wo sie sich noch in dem Palaste dieser Herrschaften befindet.
Der Kardinal von San Giorgio wurde ob dieser Sache von manchen Leuten getadelt.
Sie meinten mit Recht, daß, da das Werk in Rom von allen Künstlern gesehen und von allen Leuten als sehr schön befunden wurde, er sich darüber, daß es modern war, leicht hätte hinwegsetzen sollen.
Nach Vermögen und Einkünften zu den reichsten Leuten zählend, hätte er die Statue nicht wegen der zweihundert Dukaten weggeben sollen.
Wenn er sich darüber ärgerte, daß er betrogen worden war, so hätte er jenen Menschen strafen können, indem er den Rest der Kaufsumme an den Herrn der Statue auszahlen ließ, die er doch bereits in seinem Palast hatte.
Niemand hatte aber von alldem größeren Verdruß als Michelangelo.
Er hatte keinen andern Vorteil von dem Verkauf als das Geld, das er in Florenz erhalten hatte.
Der Kardinal von San Giorgio verstand von Statuen sehr wenig und hatte auch keine Freude an der Bildhauerkunst, wie man auch daraus ersieht, daß Michelangelo in der ganzen Zeit, die er bei ihm zubrachte, ungefähr ein Jahr lang, niemals eine derartige Arbeit auf seinen Wunsch fertigstellte.

Es fehlte aber nicht an Leuten, die die gute Gelegenheit wahrnahmen und Michelangelo beschäftigten.
So ließ Herr Jacopo Galli, ein römischer Edelmann von feiner Bildung, von ihm in seinem Hause einen Bacchus bilden, zehn Spannen hoch, der in Gestalt und Aussehen in jedem Teil den Vorstellungen der alten Schriftsteller entspricht.
Das Gesicht ist fröhlich, die Augen blöde und lüstern, wie sie ja die zu haben pflegen, die von der Liebe und dem Wein über alle Maßen erfüllt sind.
In der Rechten trägt er eine Schale, gerade als ob er daraus trinken wolle, und sieht auf sie hin, als fände er an dem Getränk, das er erfunden hat, Wohlgefallen.
Mit Bezug darauf ist auch sein Haupt von einem Kranz aus Weinlaub umwunden.
Auf dem linken Arm trägt er ein Tigerfell, ein Tier, das ihm geheiligt ist und das sich an der Rebe sehr ergötzt.
Michelangelo brachte lieber das Fell als das Tier selbst an, weil er andeuten wollte, daß, wer sich von der Sinnenlust und der Begierde nach jener Frucht und ihrem Saft hinreißen läßt, dafür zuletzt auch sein Leben einbüßt.
Mit der Hand dieses Arms hält er eine Weintraube, die ein kleiner Satyr, der ihm zu Füßen angebracht ist, verstohlen, froh und munter benascht. Er ist ungefähr sieben Jahre alt, Bacchus achtzehn.
Der genannte Herr Jacopo bestellte auch bei Michelangelo einen Liebesgott.
Beide Werke sieht man noch heutigentages im Hause des Herrn Giuliano und des Herrn Paolo Galli, feiner und wackerer Edelleute, mit denen Michelangelo stets vertraute Freundschaft gehalten hat.

Sechzehntes Kapitel.

Kurze Zeit danach bildete Michelangelo auf Wunsch des Kardinals von San Dionigi, genannt Kardinal Rovano, aus

einem Stück Marmor jene wunderbare Statue unserer lieben Frau, die sich heute in der Kapelle der Madonna della Febbre befindet.
Ursprünglich war sie in der Kirche der heiligen Petronilla aufgestellt.
Diese Kapelle des Königs von Frankreich, nahe bei der Sakristei von Sankt Peter, früher ein Tempel des Mars, wie einige glauben, wurde von Bramante aus Rücksicht auf den Plan der neuen Kirche abgerissen.
Die Madonna sitzt auf dem Stein, wo das Kreuz festgemacht war, mit dem toten Heiland im Schoß, und ist von so großer und seltener Schönheit, daß jeder, der sie sah, bis zur Rührung ergriffen wurde.
Ein Bildwerk, wahrhaft würdig jenes Menschentums, wie es sich für den Sohn Gottes und eine solche Mutter geziemte!
Aber es gibt Leute, die es tadeln, daß diese Mutter zu jung für diesen Sohn sei.
Eines Tages sprach ich darüber mit Michelangelo, und er erklärte mir:
„Weißt du nicht, daß die keuschen Frauen sich viel frischer erhalten als die unkeuschen? Um wieviel mehr eine Jungfrau, der niemals die geringste lüsterne Begierde beigekommen ist, die den Körper angreifen könnte? Ja, ich will dir sogar sagen, daß eine solche Frische und Blüte der Jugend, abgesehen davon, daß sie auf diesem natürlichen Wege sich in ihr erhielt, auch dadurch glaubhaft wird, daß durch göttliches Zutun bewirkt wurde, der Welt die Jungfräulichkeit und beständige Reinheit der Mutter zu bezeugen.
Das ist beim Sohn nicht notwendig gewesen, sondern eher das Gegenteil. Denn es sollte gezeigt werden, daß der Sohn Gottes den wirklichen Leib des Menschen anzunehmen hatte, wie er es tat, und alldem unterworfen zu sein, dem ein gewöhnlicher Mensch unterliegt, außer der Sünde.
Darum war es nicht nötig, das Menschliche durch das Gött-

liche zurückzudrängen, sondern jenes in seinem Lauf und Ordnung zu lassen, so daß es jenes Alter aufwies, das es gerade hatte.

Deshalb hast du dich nicht zu verwundern, wenn ich aus dieser Rücksicht die allerheiligste Jungfrau, die Mutter Gottes, im Vergleich zum Sohn viel jünger gemacht habe, als es jenes Alter gewöhnlich fordert, dem Sohn aber sein Alter ließ."

Es ist das eine Betrachtung, würdig jedes Theologen, und erstaunlich vielleicht an einem andern, aber nicht an ihm, den Gott und die Natur gebildet haben, nicht bloß um mit der Hand einziges zu leisten, sondern der jedes göttlichen Gedankens fähig ist, wie dies nicht nur aus der eben mitgeteilten Ausführung, sondern auch aus so vielen seiner Bemerkungen und Schriften sich erkennen läßt.

Als Michelangelo dies Werk schuf, mochte er vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre haben.

Er erwarb sich durch diese Arbeit großen Namen und Ruhm, so daß bereits damals die Meinung allgemein war, daß er nicht nur jeden andern Künstler seiner Zeit und der vor ihm weit überhole, sondern daß er sogar mit den Alten wetteifere.

Siebzehntes Kapitel.

Nachdem er diese Werke vollendet hatte, war Michelangelo durch Familienangelegenheiten zur Rückkehr nach Florenz genötigt.

Nach kurzem Aufenthalt hier schuf er jene Statue, die bis heutigentages vor dem Tor des Palastes der Signorie aufgestellt ist am Ende der Vorhalle, und die von allen der Gigant geheißen wird.

Damit trug es sich folgendermaßen zu.

Die Bauvorstandschaft von Santa Maria del Fiore besaß einen neun Ellen hohen Marmorblock, der vor hundert Jahren aus Carrara gebracht worden war von einem Künstler

und, soweit man sehen konnte, nicht mehr die erforderliche Verwendbarkeit besaß.
Um ihn bequemer und leichter transportieren zu können, hatte ihn der Künstler schon im Steinbruch aus dem Gröbsten gearbeitet, aber in solcher Weise, daß später weder er selbst noch andre sich trauten, ans Werk zu gehen, um eine Statue herauszuhauen, nicht nur keine von der vollen Größe, sondern nicht einmal eine von geringerem Umfange.
Weil sie nun aus diesem Marmorblock nichts machen konnten, was tauglich wäre, so glaubte ein gewisser Andrea del Monte a Sansovino, ihn von ihnen erhalten zu können, und bat sie darum, ihn ihm zum Geschenk zu machen.
Er versprach ihnen, unter Ansetzung von einigen Stücken eine Figur herauszubringen.
Bevor sie sich aber dazu entschlossen, ihn herzuschenken, schickten sie nach Michelangelo.
Sie erzählten ihm von dem Ansuchen und der Ansicht des Andrea, und nachdem er ihnen erklärt hatte, er würde noch etwas Gutes daraus machen, so boten sie endlich ihm den Block an.
Er nahm ihn an und, ohne andre Stücke anzusetzen, haute er die genannte Statue heraus und so genau, daß, wie man am Scheitel des Kopfes und am Sockel sehen kann, noch die alte Oberfläche des Marmors hervorschaut.
So hat er es auch noch bei andern Bildwerken gemacht, wie an dem Grabmal des Papstes Julius II., bei jener Statue, die das beschauliche Leben darstellt.
Das deutet auf den Meister hin, der seine Kunst völlig beherrscht.
In dieser Statue aber erscheint das noch weit wunderbarer, weil, außer daß er keine Stücke anfügte, es auch, wie Michelangelo zu sagen pflegt, unmöglich ist oder wenigstens sehr schwer, in der Bildhauerkunst die Fehler der ersten Bearbeitung auszugleichen.

Für dieſes Werk, zu deſſen Vollendung er achtzehn Monate gebrauchte, erhielt er vierhundert Dukaten.

Achtzehntes Kapitel.

Damit es keinen in der Bildhauerkunſt verwendeten Stoff gäbe, woran er nicht Hand angelegt hätte, goß er nach dem Giganten auf die Beſtellung ſeines Freundes Pier Soderini aus Bronze eine Statue in natürlicher Größe, die nach Frankreich geſchickt wurde, und zwar ſtellte ſie gleichfalls einen David mit Goliath darunter dar.
Jener, den man in der Mitte des Hofes des Palaſtes der Signorie ſieht, iſt von der Hand Donatellos, eines in dieſer Kunſt ausgezeichneten Mannes, den auch Michelangelo ſehr rühmte.
Nur fand er an ihm auszuſetzen, daß er nicht die Geduld beſaß, ſeine Werke nach dem Guß zu ziſelieren, ſo daß, während ſie aus der Ferne wunderbar erſchienen, ſie in der Nähe an Anſehen einbüßten.
Er goß in Bronze auch eine Mutter Gottes mit dem Jeſukinde auf dem Schoß, die von einigen flandriſchen Kaufleuten, den Moſcheronis, einer in ihrer Heimat ſehr angeſehenen Familie, ihm um hundert Dukaten abgekauft und nach Flandern geſchickt wurde.
Um die Malerei nicht ganz zu vernachläſſigen, malte er unſere liebe Frau auf eine runde Tafel für Herrn Angelo Doni, einen Florentiner Bürger, wofür er ſiebzig Dukaten erhielt.

Neunzehntes Kapitel.

Nun blieb Michelangelo eine Zeitlang beinahe ohne Beſchäftigung in ſeiner Kunſt und widmete ſich der Lektüre unſerer heimatlichen Dichter und Redner und machte zu ſeinem Vergnügen Sonette, bis er nach dem Tode des Papſtes Alexander VI. von Papſt Julius II. nach Rom berufen ward,

wozu er in Florenz ein Reisegeld von zweihundert Dukaten erhielt.
Michelangelo mochte damals neunundzwanzig Jahre alt sein, denn wenn wir von seiner Geburt an zählen, die, wie bereits gesagt, in das Jahr 1474 fiel, bis zum Tod des genannten Alexander rechnen, der 1513 eintrat, so finden wir die angegebene Zahl von Jahren abgelaufen.
In Rom aber vergingen viele Monate, ehe Julius II. sich schlüssig wurde, wozu er ihn verwenden könnte.
Endlich kam der Papst auf den Gedanken, ihn sein Grabmal ausführen zu lassen.
Als er Michelangelos Entwurf dazu gesehen, gefiel er ihm so gut, daß er ihn sofort nach Carrara schickte, um dort all den Marmor zu brechen, den er für seine Arbeit benötigte.
Er ließ ihm zu diesem Zwecke in Florenz durch Alamanno Salviati tausend Dukaten auszahlen.
Michelangelo blieb in jenen Bergen mit zwei Dienern und einem Reittier länger als acht Monate und erhielt keine andre Besoldung als die für seinen Unterhalt.
Als er hier eines Tages jene Gegend von einem Berge überschaute, der auf das Meer zu stand, kam ihn die Lust an, einen Koloß zu machen, der den Schiffern von weitem erscheinen sollte.
Hauptsächlich ward er zu diesem Gedanken verlockt durch die günstige Beschaffenheit der Felsmasse, die man bequem bearbeiten konnte; dann aber erfüllte ihn der Wunsch, es den Alten gleichzutun.
Sie waren vielleicht aus gleicher Ursache wie Michelangelo an einen derartigen Ort verschlagen und hinterließen dort, ob um dem Müßiggang zu entrinnen oder aus einem andern Grunde, einige Denkmale, die, wenn auch unvollendet und fast roh, doch einen bedeutenden Begriff von ihrer Kunstfertigkeit geben.
Er hätte das Werk auch ausgeführt, wenn die Zeit gereicht

oder die Unternehmung es erlaubt hätte, deren wegen er hingekommen war.
Das habe ich ihn eines Tages lebhaft bedauern hören.
Als er nun den Marmor gebrochen und ausgewählt hatte, in so großer Menge, als er ihn benötigte, ließ er ihn zum Landungsplatz bringen.
Dort ließ er einen seiner Leute, der ihn aufladen sollte, und ging zurück nach Rom.
Er weilte noch einige Tage in Florenz und fand, in Rom angekommen, daß ein Teil des Marmors bereits in Ripa angelangt war.
Er ließ ihn ausladen und gleich nach dem St. Petersplatz bringen hinter Santa Caterina, wo er neben dem Verbindungsgang seinen Arbeitsraum hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Anzahl der Marmorblöcke war groß, so daß sie, auf dem Platz ausgebreitet, die Leute in Staunen, den Papst aber in frohe Laune versetzten.
Der Papst erwies Michelangelo so viele und große Gunstbezeugungen, daß, als dieser mit der Arbeit begonnen hatte, er ihn sehr oft in seinem Atelier aufsuchte und sich mit ihm über das Grabmal und auch andre Dinge unterhielt, gerade wie er es mit seinem Bruder getan haben würde.
Um bequemer zu ihm kommen zu können, hatte er von dem Verbindungsgang zu dem Arbeitsraum Michelangelos eine Zugbrücke schlagen lassen, über die er unbemerkt gehen konnte.
Diese zahlreichen und großen Gunstbezeugungen aber erweckten, wie es gar oft an den Höfen geschieht, Neid gegen Michelangelo und nach dem Neid zahllose Verfolgungen.
Bramante nämlich, der Baumeister, dem der Papst sehr zugetan war, brachte diesen durch den Hinweis auf den im gewöhnlichen Volk herrschenden Aberglauben, es sei von übler Vorbedeutung, wenn man sich bei Lebzeiten sein Grabmal

machen lasse, und durch andres ähnliches Geschwätz dazu, seinen Entschluß aufzugeben.
Außer dem Neid trieb Bramante auch dazu die Furcht, die er vor dem Urteil Michelangelos hatte, der viele seiner Fehler aufdeckte.
Bramante war, wie jeder weiß, aller Art von Vergnügen ergeben und ein großer Verschwender.
Weil nun die ihm vom Papst ausgesetzten Bezüge, so groß sie auch waren, für seine Lebensweise nicht ausreichten, so suchte er an seinen Arbeiten dadurch mehr herauszuschlagen, daß er die Mauern aus schlechtem Material herstellte und auch nicht fest und sicher genug im Verhältnis zu ihrer Höhe und Dicke.
Davon kann sich jeder überzeugen an dem Bau von St. Peter neben dem Vatikan, am Korridor des Belvedere, am Kloster von San Pietro in vincoli und an andern von ihm errichteten Gebäuden, die man dann alle neu fundieren und mit Stützmauern und Pfeilern verstärken mußte, da sie einstürzten oder in kurzer Zeit einzufallen drohten.
Weil er nun nicht daran zweifelte, daß Michelangelo diese seine Fehler kannte, so trachtete er stets danach, ihn aus Rom wegzuschaffen oder doch wenigstens um die Gunst des Papstes und um jenen Ruhm und Vorteil zu bringen, den er sich durch seinen Fleiß erwerben könnte.
Das gelang ihm nun bei diesem Grabmal.
Hätte es Michelangelo nach seinem ersten Entwurf ausführen können, so zweifle ich nicht, daß er (ohne daß ich jemandem damit zu nahe treten will, sage ich es) sich über jeden noch so berühmten Künstler erhoben hätte, da er ein weites Feld darin hatte, seine Fähigkeiten zu zeigen.
Was er zu schaffen im Begriff stand, beweisen seine andern Arbeiten und vor allem jene zwei Gefangenen, die er für das Werk schon gearbeitet hatte.
Jeder, der sie gesehen hat, muß zugeben, daß niemals eine verdienstvollere Arbeit hervorgebracht wurde.

Um eine Probe davon zu geben, so sage ich in Kürze, daß das Grabmal nach vier Seiten freistehen sollte, und zwar mit zwei Längsseiten zu achtzehn Ellen und zwei Schmalseiten zu zwölf Ellen, das Ganze also ein Rechteck im Verhältnis von eins zu anderthalb.

Ringsum von außen waren Nischen, in die Statuen hineinkamen, und zwischen Nische und Nische Hermenpfeiler, an denen auf frei vorspringenden Würfeln andre Statuen gleich Gefangenen befestigt waren.

Sie stellten die freien Künste vor, nämlich die Malerei, Skulptur und Baukunst, eine jede mit ihrem Abzeichen, so daß man sie leicht erkennen konnte als das, was sie war.

Dadurch wollte Michelangelo andeuten, es seien mit Papst Julius alle Tugenden die Gefangenen des Todes, weil sie niemals wieder einen finden könnten, von denen sie so begünstigt und gepflegt sein würden wie von ihm.

Oberhalb von ihnen lief ein Gesims, das rundum das ganze Werk verband, in dessen Stockwerk vier große Statuen waren, von denen man eine, nämlich die Moses in San Pietro in vincoli sieht. Von ihr werde ich am gehörigen Ort noch sprechen.

Das so aufsteigende Werk endigte in einer Fläche, auf der zwei Engel waren, die einen Sarg trugen.

Der eine von ihnen schien zu lächeln, als freue er sich, daß die Seele des Papstes unter die Seligen aufgenommen worden sei.

Der andre aber weinte, als trauere er darüber, daß die Welt eines solchen Mannes verlustig gegangen.

Durch eine der Stirnseiten, und zwar durch die obere, trat man in das Grabmal ein in einen kleinen wie ein Tempelchen gestalteten Raum, in dessen Mitte ein großer Marmorsarg war, in dem der Leib des Papstes beigesetzt werden sollte.

Alles war mit wunderbarer Kunst gearbeitet.
Um es kurz zu sagen: an dem ganzen Werk gab es über vierzig Statuen, ohne die geschichtlichen Darstellungen im Halbrelief aus Bronze, die alle auf den Vorwurf Bezug hatten, indem auf ihnen die Taten eines solchen Papstes geschildert waren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als der Papst den Entwurf gesehen hatte, sandte er Michelangelo in die St. Peterskirche, um einen passenden Platz für die Aufstellung des Grabmals zu wählen.
Die Kirche hatte damals die Gestalt eines Kreuzes, an dessen Kopfende Papst Nikolaus V. begonnen hatte, eine neue Tribuna aufzuführen.
Beim Tode des Papstes hatte dieser Neubau eine Höhe von drei Ellen erreicht.
Dieser Platz schien Michelangelo sehr tauglich zu sein.
Als er zum Papst zurückgekehrt war, setzte er ihm seine Ansicht auseinander und fügte hinzu, daß, wenn es Seiner Heiligkeit so genehm wäre, er den Bau zunächst in die Höhe führen und unter Dach bringen müßte.
Der Papst fragte: „Was würde das kosten?"
Michelangelo erwiderte: „Hunderttausend Skudi."
„Meinetwegen sollen es zweihunderttausend sein!" sagte Julius.
Als er den Baumeister San Gallo und den Bramante geschickt hatte, um den Ort zu besichtigen, kam dem Papst bei diesen Verhandlungen der Wunsch an, die ganze Kirche neu aufzubauen.
Er hatte mehrere Pläne machen lassen, und unter ihnen fand der des Bramante als der schönste und am besten durchdachte unter allen Annahme.
So ward Michelangelo die Ursache, einmal, daß dieser schon begonnene Teil des Baues beendet wurde, der, wenn dies nicht gewesen wäre, vielleicht noch jetzt in seinem alten Zustand

sichtbar wäre, dann aber auch, daß der Papst den Entschluß faßte, auch alles andere nach einem neuen und viel schöneren und prächtigeren Plane herzustellen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Jetzt will ich aber wieder zu meiner Erzählung zurückkehren.
Michelangelo ward der Sinnesänderung des Papstes auf folgende Weise gewahr.
Der Papst hatte Michelangelo aufgetragen, er solle, wenn er Geld brauche, zu niemand anderm gehen als zu ihm, damit er nicht deshalb von einem zum andern zu laufen hätte.
Nun kam eines Tags der Rest der Marmorblöcke, die in Carrara geblieben waren, nach Ripa.
Michelangelo ließ sie abladen und nach St. Peter kommen.
Als er die Schifffracht, die Verladung und den Fuhrlohn bezahlen wollte, ging er zum Papst nach Geld.
Aber er fand Schwierigkeiten, zum Papst zu gelangen und diesen durch andres in Anspruch genommen.
So kehrte er denn nach Hause zurück. Um aber die armen Leute, die das Geld bekommen sollten, nicht in Verlegenheit zu lassen, bezahlte er alle aus eignen Mitteln.
Er glaubte, wieder zu seinem Gelde kommen zu können, sowie er beim Papst Zutritt finden könnte.
An einem andern Morgen kam er nun wieder und betrat das Vorzimmer, um Audienz zu erhalten.
Da trat ihm ein Diener in den Weg und sagte: „Verzeiht, aber ich habe den Auftrag, Euch nicht eintreten zu lassen."
Ein Bischof, der zugegen war, sagte, als er die Worte des Dieners hörte, scheltend: „Du kennst wohl diesen Mann nicht?"
„Freilich kenne ich ihn," erklärte der Türhüter, „aber ich bin an das gebunden, was mir meine Herren auftragen, und um alles andre kümmre ich mich nicht."

Als Michelangelo, dem bis dahin niemals die Tür verschlossen oder der Eintritt verwehrt worden war, sich dergestalt zurückgewiesen sah, sagte er voller Entrüstung: „Und Ihr könnt dem Papst sagen, daß er mich, wenn er von jetzt an mich haben will, anderswo suchen mag."
Darauf kehrte er nach Hause zurück und befahl seinen beiden Dienern, all seinen Hausrat zu verkaufen und ihm, sobald sie das Geld dafür erhalten hätten, nach Florenz nachzukommen.
Er selbst nahm Postpferde und kam um zwei Uhr nachts nach Poggibonsi, einem Kastell auf Florentiner Gebiet, an, achtzehn oder zwanzig Miglien von der Stadt entfernt; und hier, als einem sichern Ort, legte er sich zur Ruhe.
Bald danach langten fünf Kuriere von Julius an, die den Auftrag hatten, ihn zurückzubringen, wo sie ihn auch fänden.
Aber als sie ihn nun an einem Ort erreicht hatten, wo sie nicht gewaltsam gegen ihn vorgehen konnten, und Michelangelo drohte, sie totschlagen zu lassen, wenn sie das Geringste gegen ihn unternähmen, verlegten sie sich aufs Bitten.
Als das nicht half, baten sie ihn, doch wenigstens den Brief des Papstes zu beantworten, den sie ihm vorgezeigt hatten.
Er möchte doch auch in der Antwort bemerken, daß sie ihn erst auf Florentiner Gebiet eingeholt hätten, damit er daraus ersehen könne, daß sie ihn nicht gegen seinen Willen hätten zurückbringen können.
Der Brief des Papstes lautete folgendermaßen:
Sowie er das Gegenwärtige gesehen, solle er bei Vermeidung völliger Ungnade sofort nach Rom zurückkommen.
Michelangelo antwortete darauf kurz:
Er werde niemals zurückkehren und verdiene es nicht, für seine guten und treuen Dienste eine solche Wandlung zu erfahren, nämlich wie ein Lump von seiner Tür weggejagt zu werden.
Da Seine Heiligkeit von dem Grabmal auch nichts mehr wissen wolle, so halte er sich seiner Verbindlichkeiten entbunden, und zu etwas anderm wolle er sich nicht verpflichten.

Nachdem er den Brief, wie erzählt worden, aufgesetzt und die Kuriere entlassen hatte, ging er nach Florenz.
In den drei Monaten, die er hier weilte, wurden der Signorie drei Breven vom Papst gesandt, voller Drohungen, sie sollten ihn mit Güte oder mit Gewalt zurückschicken.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Piero Soderini, der damals Gonfalonier von Florenz auf Lebenszeit war, hatte Michelangelo vorher nur sehr ungern nach Rom ziehen lassen.
Er wollte von ihm den Rathaussaal ausgemalt haben.
Darum drang er auch nicht nach Empfang des ersten Breve in ihn, nach Rom zurückzukehren, da er hoffte, der Zorn des Papstes werde verrauchen.
Als aber der zweite und dritte Breve gekommen war, berief er den Michelangelo zu sich und sagte zu ihm:
„Du hast dem Papst ein Stücklein aufgespielt, wie es selbst ein König von Frankreich nicht getan hätte; aber jetzt mußt du dich nicht länger bitten lassen. Wir wollen deinetwegen keinen Krieg mit ihm anfangen und unsern Staat in Gefahr bringen. Also mach' dich bereit, zurückzukehren."
Als Michelangelo sich nun in eine solche Zwangslage versetzt sah, dachte er, aus Furcht vor dem Zorn des Papstes, nach der Levante davonzugehen.
Er war nämlich durch die Vermittlung einiger Franziskanermönche von dem türkischen Sultan unter großen Versprechungen eingeladen worden, zu ihm zu kommen.
Er sollte von Konstantinopel nach Pera eine Brücke bauen und noch für andre Aufgaben verwandt werden.
Als das der Gonfalonier erfuhr, ließ er ihn zu sich laden und brachte ihn von diesem Gedanken ab, indem er ihm erklärte: er solle lieber zum Papst gehen und sterben als zum Türken gehen und leben. Er hätte das aber gar nicht zu fürchten, denn der Papst sei gütig und verlange ihn zurück, weil er

ihm wohlwolle, nicht aber, um ihm Übles anzutun. Wenn er sich aber dennoch fürchte, so würde ihn die Signorie abschicken mit dem Gesandtentitel, denn einer solchen öffentlichen Person pflege man keine Gewalt anzutun, die nicht auch dem geschehe, der sie absende.
Auf diese und andre Vorstellungen hin entschloß sich Michelangelo, nach Rom zurückzukehren.
In die Zeit seines Aufenthalts in Florenz fielen zwei Ereignisse.
Einmal beendete er den wunderbaren Karton, den er für den Rathaussaal in Angriff genommen hatte.
Auf ihm stellte er den Krieg zwischen Florenz und Pisa dar sowie viele und verschiedene Begebenheiten, die sich dabei zugetragen.
Durch diesen mit größter Vollendung ausgeführten Karton ist allen ein Licht aufgegangen, die später einen Pinsel zur Hand nahmen.
Ich weiß nicht, durch welches Mißgeschick der Karton zugrunde gegangen ist, nachdem ihn Michelangelo im Papstsaale, wie man einen Raum in Santa Maria Novella in Florenz nannte, zurückgelassen hatte.
Man sieht aber noch von ihm einige Stücke aus verschiedenen Orten, die man mit großer Sorgfalt und wie ein Heiligtum aufbewahrt.
Das andre Ereignis war: Papst Julius war nach Bologna gegangen, nachdem er es erobert hatte, und freute sich seiner neuen Erwerbung.
Das gab Michelangelo Mut, sich ihm mit größerem Vertrauen zu nahen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Als er nun eines Morgens in Bologna angekommen war und in die Kirche San Petronio ging, um hier die Messe zu hören, kam der Diener des Papstes daher.

Er erkannte ihn sofort und führte ihn vor Seine Heiligkeit, die gerade im Palast der Sechzehner bei Tische saß.
Als der Papst ihn nun vor sich sah, sagte er ihm mit entrüstetem Gesicht: „An dir war es, zu kommen und uns aufzusuchen, und du hast gewartet, bis wir zu dir gekommen sind."
Mit diesen Worten gab er ihm zu verstehen, daß Seine Heiligkeit nach Bologna, das näher an Florenz wie an Rom lag, gekommen war, also gewissermaßen ihm entgegengegangen war.
Michelangelo kniete nieder und bat ihn mit lauter Stimme um Vergebung.
Er entschuldigte sich, er habe nicht aus Bosheit, sondern aus Zorn gefehlt. Er hätte es nicht ertragen können, so weggejagt zu werden, wie ihm geschehen war.
Der Papst saß da, den Kopf gesenkt, und erwiderte kein Wort; aber sein Gesicht bekundete seine große Erregung.
Da wollte ein Prälat, der vom Kardinal Soderini den Auftrag hatte, Michelangelo zu entschuldigen und der Gnade des Papstes zu empfehlen, sich ins Mittel legen und sagte: „Eure Heiligkeit möge nicht auf seinen Fehler Gewicht legen, hat er doch aus Unwissenheit gefehlt. Wenn es über ihre Kunst hinausgeht, sind die Maler nun einmal so."
Der Papst aber erwiderte ihm zornig: „Du sagst ihm eine Grobheit, wie wir sie ihm nicht gesagt haben. Der Unwissende bist du und der Unnütze, nicht er. Geh mir aus den Augen mit deinen Tölpeleien."
Als der Prälat sich nicht sogleich entfernte, wurde er, wie Michelangelo zu erzählen pflegt, von den Dienern des Papstes mit tüchtigen Stockschlägen hinausgetrieben.
So hatte der Papst seinen größten Zorn an dem Bischof ausgelassen. Nun rief er Michelangelo näher heran, verzieh ihm und befahl ihm, nicht Bologna zu verlassen, ehe er ihm nicht andre Befehle gegeben hätte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Es dauerte auch nicht lange, so schickte der Papst nach ihm und sagte, er solle ihn in einer großen Statue von Bronze abbilden, die er auf dem Frontispiz der Kirche San Petronio aufstellen wolle.

Zu diesem Behufe hinterlegte er tausend Dukaten in der Bank des Herrn Antonmaria von Legnano und kehrte nach Rom zurück.

Bevor er aber abreiste, hatte Michelangelo schon das Tonmodell fertiggestellt.

Er wußte nicht recht, was er die Statue mit der linken Hand sollte tun lassen, da die Rechte wie zur Segenspendung erhoben war.

Darum fragte er den Papst, der zur Besichtigung der Statue gekommen war, ob es ihm recht wäre, wenn er ihm ein Buch hinein gäbe.

„Was da, Buch?" rief Julius, „ein Schwert! Ich bin doch kein Gelehrter!"

Dann scherzte er über die Rechte, die in lebhafter Bewegung dargestellt war, und sagte lächelnd zu Michelangelo:

„Erteilt diese deine Statue Segen oder Fluch?"

„Heiliger Vater," entgegnete Michelangelo darauf, „sie bedroht dies Volk, wenn es nicht klug ist."

Als Papst Julius, wie ich gesagt habe, nach Rom zurückgekehrt war, blieb Michelangelo in Bologna und verbrachte sechzehn Monate mit der Arbeit an der Statue und mit ihrer Aufstellung an dem vom Papst befohlenen Platz.

Als die Bentivogli wieder nach Bologna kamen, wurde die Statue von dem wütenden Volk herabgestürzt und zertrümmert.

Sie war mehr als dreimal lebensgroß.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Als Michelangelo dies Werk vollendet hatte, ging er nach Rom.

Papst Julius, der ihn dort beschäftigen wollte, aber doch von

dem Vorsatz nicht abging, an dem Grabmal nichts weiter zu arbeiten, ließ sich nun von Bramante und andern Nebenbuhlern Michelangelos in den Kopf setzen, er möge ihm die Decke in der Kapelle Sixtus IV., die im Palast liegt, malen lassen, wobei sie ihm Hoffnung machten, er werde darin Wunderbares leisten.

Das betrieben sie aber aus Bosheit, um den Papst von den Werken der Bildhauerkunst abzuziehen, und weil sie es für eine sichere Sache hielten: Michelangelo würde, wenn er eine solche Arbeit nicht annähme, den Papst gegen sich aufbringen, oder im andern Falle würde er darin viel Geringeres leisten als Rafael von Urbino, dem sie aus Haß gegen Michelangelo jede Gunst erwiesen.

Sie waren nämlich, wie es auch in Wirklichkeit ist, der Meinung, Michelangelos vornehmste Kunst wäre die Bildhauerei.

Michelangelo, der bisher noch nicht in Farben gearbeitet hatte, und das Ausmalen eines Gewölbes für eine sehr schwierige Sache ansah, suchte mit aller Gewalt von dieser Aufgabe loszukommen.

Er brachte Rafael dafür in Vorschlag und entschuldigte sich, es sei nicht seine Kunst, und es werde ihm nicht gelingen.

Er ging so weit in seiner Weigerung, daß der Papst sich fast erzürnte.

Als er aber Julius' Halsstarrigkeit sah, machte er sich an das Werk, das heute im päpstlichen Palast zur Bewunderung und zum Erstaunen der Welt zu sehen ist und ihm so hohen Ruhm verschaffte, daß es ihn über alle Neider erhob.

Von ihm will ich in Kürze eine Beschreibung geben.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Gewölbe ist seiner Gestalt nach, wie man es gewöhnlich nennt, ein Spiegelgewölbe.

Zu seinen Stützen hat es Lünetten, deren es in der Länge

sechs und in der Breite zwei gibt, so daß das Ganze zwei und ein halbes Geviert macht.
Auf das Gewölbe hat Michelangelo hauptsächlich die Schöpfung der Welt gemalt, aber nachher beinahe das ganze Alte Testament hereingezogen.
Das ganze Werk ist in folgender Weise eingeteilt.
Von den Sockelgesimsen angefangen, auf die die Winkel der Lünetten sich stützen, bis fast zu einem Drittel des Bogens des Gewölbes denkt er sich gewissermaßen eine flache Wand.
Auf sie reißt er bis zu dieser Grenze einige Pilaster und Säulensockel scheinbar aus Marmor auf. Sie ragen nach außen hervor über eine Fläche in Art einer Balustrade, mit ihren Konsolen dakunter und andern kleinen Pilastern über derselben Fläche, wo die Propheten und Sibyllen zu sitzen kommen.
Die ersten Pilaster, von dem Bogen der Lünetten ausgehend, nehmen die Sockel in die Mitte, lassen aber von dem Bogen der Lünetten einen größern Teil frei, als der Raum ist, der innerhalb derselben eingeschlossen ist.
Auf den Säulensockeln sind einige kleine Kinder dargestellt, nackt und in verschiedenen Haltungen, die nach Art von Pilasterfiguren ein das ganze Werk umgebendes Gesims tragen, das in der Mitte des Gewölbes von einem zum andern Ende gleichsam einen offnen Himmel freiläßt.
Dieser Raum ist in neun Streifen geteilt, indem von dem Gesims über den Pilastern einige Gesimsbogen ausgehen, die über die äußerste Höhe des Gewölbes hinwegziehen und auf der Gegenseite das Gesims wieder erreichen, so daß zwischen diesen Bogen neun Felder freibleiben, je ein großes und ein kleines.
In dem kleinen sind zwei Leisten wie aus Marmor angebracht, die den Raum durchschneiden, derart, daß in der Mitte zwei Teile und einer zu jeder Seite bleiben, worauf die Medaillons gesetzt sind, wie es seines Orts gesagt werden wird.

So verfuhr Michelangelo, um den Eindruck der Einförmigkeit, der aus der Wiederholung entsteht, zu vermeiden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

So sieht man im ersten Raum der Decke von oben, der einer von den kleinern ist, in der Luft Gott den Allmächtigen, der durch die Bewegung der Arme das Licht von der Finsternis scheidet.
Im zweiten Raum erscheint er, wie er die zwei großen Lichter schafft.
Man sieht ihn mit weit gebreiteten Armen stehen, wie er mit der Rechten die Sonne und mit der Linken den Mond berührt.
Um ihn ist eine Gruppe von Engeln, von denen einer auf seiner linken Seite sein Antlitz verbirgt und sich an seinen Schöpfer anschmiegt, gleichsam um sich vor dem schädlichen Licht des Mondes zu schützen.
In demselben Raum auf der linken Seite ist wieder Gott beschäftigt, auf der Erde die Kräuter und Pflanzen zu schaffen.
Das ist mit so großer Kunst ausgeführt, daß, wohin du dich auch wendest, er dir zu folgen scheint. Er zeigt den ganzen Rücken bis zu den Sohlen der Füße, eine sehr schöne Darstellung, die beweist, was man mit der Verkürzung erreichen kann.
In diesem Raume erscheint in der Luft Gott der Herr, gleichfalls mit Engeln, und betrachtet die Gewässer, indem er ihnen befiehlt, alle jene Arten von Tieren hervorzubringen, die dies Element ernährt, gerade wie er es im zweiten der Erde befohlen hatte.
Im vierten ist die Erschaffung des Menschen dargestellt. Man sieht Gott mit ausgestrecktem Arm und Hand, gleichsam dem Adam Vorschriften geben über das, was er tun soll oder nicht. Mit dem andern Arm umfängt er seine Engel.

Im fünften sieht man ihn, wie er aus der Seite des Adam das Weib herauszieht, das mit gefalteten und gegen Gott gestreckten Händen hervorkommt und sich mit süßer Gebärde verneigt, so daß es scheint, als danke sie ihm und als segne er sie.
Im sechsten ist der Satan dargestellt, mit einem menschlichen Oberleib, im übrigen als Schlange, die Beine als Schweif. Er schlingt sich um einen Baum und verführt den Menschen, mit dem er zu sprechen scheint, gegen das Gebot Gottes des Schöpfers zu handeln, und reicht dem Weibe den verbotenen Apfel.
Im andern Teil des Raumes sieht man beide, vom Engel verjagt, eeschreckt und traurig vor dem Angesicht Gottes fliehen.
Im siebenten wird das Opfer Abels und Kains sichtbar, jenes Gott wohlgefällig und angenehm, dieses verhaßt und verworfen.
Im achten ist die Sündflut dargestellt, die Arche Noah im Hintergrund inmitten der Wasser, und einige Menschen klammern sich an sie, um sich zu retten.
Mehr im Vordergrund schwimmt auf derselben Flut ein mit vielen Menschen beladenes Schiff, das sowohl wegen seiner übermäßigen Schwere wie auch wegen der vielen und heftigen Stöße der Wellen, mit verlornem Segel und allen menschlichen Rats und Hilfe beraubt, bereits Wasser in sich aufgenommen hat und auf den Grund sinkt.
Hier ist es ein wundersames Ding, zu schauen, wie das Menschengeschlecht so elend in den Wellen zugrunde geht.
Noch weiter im Vordergrund erscheint über den Wassern die Spitze eines Berges in Gestalt einer Insel.
Auf ihn haben sich, um den steigenden Wassern zu entgehen, eine Menge Männer und Weiber geflüchtet, welche die verschiedensten Gemütsbewegungen äußern, aber alle von Jammer und Schrecken erfüllt sind.

Sie ſuchen unter einem Zeltdach, das ſich über einen Baum ſpannt, Schutz vor dem von oben fallenden unerhörten Regen.
Darüber iſt mit großer Kunſt der Zorn Gottes dargeſtellt, der mit Waſſerfluten, Blitzen und Wettern ſich gegen ſie kehrt.
Auf der rechten Seite des Bildes, dem Auge ganz nahe, wird eine Bergſpitze ſichtbar, mit einer Gruppe von Menſchen, die gegen ein gleiches Unheil ankämpfen, und die im einzelnen zu ſchildern zu lange währen würde.
Um es kurz zu ſagen: alle ſind ſo natürlich und voll Entſetzen dargeſtellt, wie man ſich Menſchen bei einem ſolchen Unglück nur vorſtellen kann.
Im neunten und letzten Raum iſt die Geſchichte Noahs gemalt, wie er trunken auf dem Boden liegt und ſeine Scham entblößt und von ſeinem Sohn Cham verlacht, aber von Sem und Japhet bedeckt wird.

Dreißigſtes Kapitel.

Unter dem genannten Geſims, das die Wand abſchließt, und über den Sockeln, auf die ſich die Lünetten ſtützen, ſitzen zwiſchen den Pfeilern zwölf große Figuren, teils Propheten, teils Sibyllen, alle wahrhaft bewundernswert durch ihre Stellungen wie durch den Zierrat und die Verſchiedenheit der Gewandung.
Am wunderbarſten von allen iſt der Prophet Jonas, der am Kopfende des Gewölbes ſeinen Platz hat.
Bei ihm erſcheinen entgegen der wirklichen Richtung der Wölbung infolge der angebrachten Licht- und Schattenwirkungen der nach einwärts ſich verkürzende Rumpf am nächſten und die nach auswärts geſtreckten Beine am weiteſten für das Auge entfernt.
Es iſt ein erſtaunliches Werk und beweiſt, wie dieſer Mann die Kunſt beherrſcht, die Linien in den Verkürzungen und in der Perſpektive zu ziehen.

In dem Raum unterhalb der Lünetten aber sowie auch in dem obern, der die Figur eines Dreiecks hat, ist die ganze Genealogie aufgemalt, das heißt der Stammbaum des Heilands, außer in den Dreiecken in den Ecken, die miteinander vereinigt aus zweien eins werden und doppelten Raum geben.
In ihrer einem also, nahe der Wand des Gerichts, zur Rechten, sieht man, wie Haman auf Befehl des Königs Ahasver an das Kreuz geschlagen ist. Und das darum, daß er aus Hochmut und Stolz den Mardochai aufhängen lassen wollte, den Oheim der Königin Ester, weil er ihm bei seinem Vorübergehen nicht Ehrerbietung und Unterwürfigkeit bezeugt hatte.
Im andern sieht man die Geschichte der ehernen Schlange, von Moses an einem Pfahl erhöht, wo das Volk Israel, das von kleinen lebenden Schlangen gebissen und geplagt wurde, geheilt ward, wenn es darauf blickte.
Hierbei hat Michelangelo eine wunderbare Darstellungskunst gezeigt in denen, die sich diese Schlangen vom Leibe reißen wollen.
In der dritten Ecke nach unten ist die Rache der Judith an Holofernes und im vierten die des David an Goliath abgebildet.
Das ist in Kürze die ganze Geschichte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Nicht weniger wunderbar aber als dieser Teil ist der, der nicht zur Geschichte gehört.
Da sind eine Reihe nackter Gestalten, die über dem erwähnten Gesims auf einigen Sockeln sitzen und Medaillons halten, die wie aus Metall gebildet erscheinen.
Auf ihnen sind wie auf der Kehrseite von Schaumünzen verschiedene Szenen dargestellt, die aber alle auf die Geschichte des Papstes Bezug haben.
In all diesen Dingen bewies Michelangelo trotz der Ungunst

der Örtlichkeit durch die Schönheit der Einteilung und durch die Verschiedenheit der Stellungen seine erstaunliche Kunst.
Auf Einzelheiten aber einzugehen und von den andern Sachen zu erzählen, wäre eine unendliche Arbeit, und es würde Bände in Anspruch nehmen.
Darum bin ich darüber kurz weggegangen, denn ich wollte nur eine bestimmte Anschauung von dem Ganzen vermitteln, aber nicht die Einzelheiten auseinandersetzen.
Während der Arbeit blieben für Michelangelo die Verdrießlichkeiten nicht aus. Als er sie begonnen und das Gemälde von der Sündflut beendet hatte, fing ihm das Werk an zu verschimmeln, so daß man kaum die Figuren wahrnehmen konnte.
Michelangelo glaubte, dieser Entschuldigungsgrund würde genügen, ihn von dieser Aufgabe freizumachen.
Er begab sich also zum Papst und erklärte ihm: „Ich habe es ja Eurer Heiligkeit gesagt, daß dies nicht mein Fach ist. Was ich geschaffen habe, ist verdorben, und wenn Ihr's nicht glaubt, schickt hin und laßt nachsehen."
Der Papst sandte San Gallo hin, der sich durch den Augenschein davon überzeugte, daß Michelangelo den Kalk zu naß aufgetragen hatte, und daß infolge davon die durchdringende Feuchtigkeit diese Wirkung hervorgebracht hatte.
Er verständigte Michelangelo davon und hieß ihn weiterarbeiten und ließ ihm keine Entschuldigung gelten.
Während er malte, wollte Papst Julius öfters die Arbeit anschauen und stieg zu diesem Zweck auf einer Handleiter hinauf.
Michelangelo gab ihm die Hand, um ihm auf das Gerüst zu helfen.
Heftig, wie Julius von Natur war, und voller Ungeduld zu warten, wollte er nach Fertigstellung der halben Arbeit, nämlich von der Tür bis zum halben Gewölbe, das Werk aufdecken lassen, obwohl es noch unvollendet und die letzte Hand nicht daran gelegt war.

Die große Meinung und die Erwartung, die man von Michelangelo hatte, zog ganz Rom hin, die Arbeit zu betrachten. Auch der Papst begab sich dorthin, ehe der Staub, den es beim Abbruch des Gerüstes gegeben, sich wieder gelegt hatte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Als das Werk vollendet war und Rafael die neue und wunderbare Malweise gesehen, suchte er durch Bramantes Vermittlung, da er ein erstaunliches Nachahmungstalent besaß, den Auftrag für den Rest der Malerei zu erlangen.
Darüber war Michelangelo sehr aufgebracht.
Er erschien vor Papst Julius und beklagte sich nachdrücklich über den Schimpf, den ihm Bramante antue.
Er brachte auch in dessen Gegenwart beim Papst alle seine Beschwerden vor und deckte Julius alle Verfolgungen auf, die er von ihm erlitten hatte.
Danach deckte er Bramantes zahlreiche Fehler auf.
Vor allem machte er ihm zum Vorwurf, daß er bei dem Niederreißen der alten Peterskirche die wunderbaren Säulen, die in dieser Kirche standen, zu Boden werfen ließ, wobei es ihm gar nichts machte und er es als gar nichts erachtete, daß sie in Stücke gingen, während er sie doch hätte sacht niederlegen und ganz erhalten können.
Zugleich zeigte er, daß es keine Kunst wäre, einen Ziegel auf den andern zu legen, daß es aber eine sehr schwierige Arbeit sei, eine solche Säule herzustellen.
Er führte auch noch viele andre Sachen an, die zu erzählen hier überflüssig ist, so daß der Papst, als er diese garstigen Geschichten gehört hatte, verlangte, Michelangelo solle seine Arbeiten weiterführen, und ihm mehr Gunst als bisher erwies.
Michelangelo beendete das ganze Werk in zwanzig Monaten ohne jede fremde Hilfe; ja er hatte nicht einmal einen Farbenreiber.

Ich habe ihn allerdings sagen hören, die Arbeit sei nicht so vollendet, wie er sie gewünscht hätte, weil der Eifer des Papstes, sie vollendet zu sehen, zu groß gewesen wäre.
So fragte ihn Julius eines Tags, wann er diese Kapelle fertig machen werde, und Michelangelo antwortete ihm darauf: „Wann ich kann."
Worauf Julius zornig entgegnete: „Ich soll dich wohl von dem Gerüst herunterwerfen lassen?"
Als das Michelangelo vernahm, sagte er zu sich selbst: „Herabwerfen wirst du mich nicht lassen."
Als Julius fort war, ließ er das Gerüst abschlagen und deckte am Allerheiligentag das Werk auf.
Der Papst, der an jenem Tag in die Kapelle ging, sah es mit großer Befriedigung, und ganz Rom lief hin und staunte es an.
Es war nur noch mit Ultramarin auf trocknem Weg zu retuschieren sowie hier und da mit Gold, daß es reicher erscheinen sollte.
Als die erste Hitze bei Julius verraucht war, wünschte er, daß Michelangelo noch diese Arbeit ausführen sollte.
Der aber erwog die Schwierigkeiten, die es ihm machen würde, das Gerüst nochmals aufschlagen zu lassen, und antwortete, was etwa daran noch fehle, sei nicht von Belang.
„Man müßte aber doch noch Gold aufsetzen," erklärte der Papst.
Darauf erwiderte Michelangelo in dem vertrauten Ton, den er Seiner Heiligkeit gegenüber gewohnt war: „Ich wüßte nicht, daß die Menschen Gold anhätten."
Der Papst wandte ein: „Es wird aber ärmlich aussehen."
„Die hier gemalt sind, waren auch arme Leute," erwiderte Michelangelo.
So zog er die Sache ins Scherzhafte, und so ist es geblieben.

Michelangelo erhielt für dieses Werk alles in allem dreitausend Dukaten, von denen er, wie ich ihn habe sagen hören, gegen zwanzig oder fünfundzwanzig für Farben ausgeben mußte.
Als er dies Werk vollendet hatte, konnte Michelangelo, weil er beim Malen die Augen so lange zum Gewölbe hinaufgerichtet hatte, nur schlecht sehen, wenn er nach unten blickte. Wenn er also einen Brief oder sonst etwas Kleines zu lesen hatte, so mußte er es mit den Händen über seinen Kopf halten.
Aber nach und nach gewöhnte er sich daran, auch im Hinabsehen zu lesen.
Hieraus können wir erkennen, mit welcher Aufmerksamkeit und Ausdauer er dies Werk geschaffen hat.
Er erlebte noch viel andres mit Papst Julius, der ihn auf das innigste liebte und mehr Sorge und Eifersucht um ihn hatte als um sonst einen, den er um sich hatte, wie aus dem, was wir bereits berichtet haben, klar genug hervorgeht.
Eines Tags sogar, als Julius besorgte, Michelangelo könnte erzürnt sein, schickte er sofort nach ihm, um ihn zu besänftigen.
Der Vorfall war der folgende.
Michelangelo wollte zum Johannisfest nach Florenz gehen und verlangte vom Papst Geld.
Als Julius fragte, wann er die Kapelle fertig machen werde, antwortete ihm Michelangelo nach seiner gewohnten Art: „Wann ich kann."
Der Papst aber, heftig, wie er von Natur war, schlug ihn mit dem Stock, den er in der Hand hatte, und rief: „Wann ich kann! Wann ich kann!"
Darauf kehrte Michelangelo nach Hause zurück und machte sich ohne weiteres zur Abreise nach Florenz fertig.
Da erschien Accursio, ein in großer Gunst bei Julius stehen-

der Jüngling, den der Papſt ſchickte, und brachte ihm fünf hundert Dukaten, begütigte ihn nach Möglichkeit und entſchuldigte den Papſt.
Michelangelo ließ die Entſchuldigung gelten und fuhr nach Florenz.
Es ſchien, als kenne Julius keine größere Sorge, als ſich dieſen Mann zu erhalten, und er wollte nicht bloß bei ſeinen Lebzeiten ſeiner Dienſte verſichert ſein, ſondern auch noch nach ſeinem Ableben.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Kurz vor ſeinem Ableben nämlich befahl Julius, daß man ſein bereits begonnenes Grabmal vollende.
Die Sorge dafür übertrug er dem alten Kardinal von Santi Quattro und dem Kardinal von Agen, ſeinem Neffen.
Sie ließen aber von Michelangelo einen neuen Entwurf machen, da ihnen der erſte Plan ein zu ausgedehntes Unternehmen erſchien.
So geriet Michelangelo zum zweitenmal in dieſe Tragödie vom Grabmal. Und es erging ihm jetzt nicht beſſer wie früher. Im Gegenteil, noch ſchlimmer.
Er kam in endloſe Verlegenheiten, Ärgerniſſe und Plagen und zog ſich, was noch ſchlimmer war, noch durch die Böswilligkeit gewiſſer Leute üble Nachrede zu, von der er ſich erſt viele Jahre ſpäter reinigte.
Michelangelo begann alſo von neuem an dem Werk arbeiten zu laſſen.
Viele Meiſter wurden aus Florenz dazu berufen.
Bernardo Bini, bei dem das Geld hinterlegt war, zahlte es nach Bedarf aus.
Aber die Arbeit kam nicht weit vorwärts.
Er wurde zu ſeinem großen Verdruß darin gehindert, da Papſt Leo, der auf Julius gefolgt war, den Wunſch hatte, in

Florenz die Fassade von San Lorenzo in Marmor ausführen zu lassen und mit Bildhauerwerken zu schmücken.
Diese Kirche war von dem großen Cosmo de' Medici erbaut worden, und außer der vordern Fassade war sie vollkommen fertig.
Jetzt war Papst Leo entschlossen, auch diesen Teil zu vollenden.
Hierbei dachte er Michelangelo zu verwenden. Er schickte nach ihm und ließ ihn einen Entwurf machen.
Endlich stellte er aus diesem Grunde das Ansinnen an ihn, nach Florenz zu gehen und die ganze Last auf sich zu nehmen.
Michelangelo aber hatte sich mit großer Liebe an die Arbeit des Grabmals des Julius gemacht und leistete ihm allen möglichen Widerstand.
Er erklärte, er sei dem Kardinal von Santi Quattro und dem von Agen verpflichtet und könne sie nicht im Stich lassen.
Der Papst aber beharrte auf seinem Willen und erklärte: „Laß das mich nur mit ihnen ausmachen, ich werde sie schon zufriedenstellen."
Er schickte nach den beiden und erwirkte die Freigabe Michelangelos zum großen Leidwesen für ihn selbst und die beiden Kardinäle, namentlich des von Agen, der, wie ich gesagt, der Neffe des Papstes Julius war.
Leo sagte ihnen aber zu, daß Michelangelo in Florenz die Arbeiten daran fortführen dürfe, und daß er ihm kein Hindernis in den Weg legen wolle.
Unter diesen Umständen ließ Michelangelo mit Kummer von dem Grabmal ab und ging nach Florenz.
Als er hier angekommen war, ordnete er alles an, was zum Bau der Fassade notwendig war.
Dann begab er sich nach Carrara, um den Marmor herbeizuschaffen, nicht nur für die Fassade, sondern auch für das Grabmal.
Er war nämlich der Meinung, er würde daran weiterarbeiten können, wie es ihm vom Papst versprochen war.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Indessen wurde an Papst Leo geschrieben, daß man in den Bergen von Pietra Santa, einem florentinischen Kastell, Marmor von der gleichen Güte und Schönheit wie in Carrara fände.

Man hätte auch darüber mit Michelangelo gesprochen; der aber, als Freund des Marchese Alberigo und im Einverständnis mit diesem, wolle lieber seinen Marmor bei den Carraresen brechen, statt dort auf florentinischem Gebiet.

Der Papst schrieb an Michelangelo und beauftragte ihn, nach Pietra Santa zu gehen und sich zu überzeugen, ob dem so sei, wie man ihm aus Florenz geschrieben hätte.

Als Michelangelo in Pietra Santa angekommen war, fand er den Marmor schwer zu bearbeiten und wenig geeignet.

Aber selbst wenn der Marmor tauglich gewesen wäre, wäre es doch sehr schwierig und kostspielig gewesen, ihn an die Küste zu bringen.

Man hätte erst eine Straße durch die Berge bauen müssen, mehrere Miglien weit mit der Spitzhacke und in der Ebene, da sie sumpfig war, auf Pfahlwerk.

Das schrieb Michelangelo dem Papst.

Leo aber glaubte seinen Berichterstattern aus Florenz mehr als ihm und befahl ihm, die Straße zu bauen.

Er kam also dem Wunsche des Papstes nach, ließ die Straße bauen und auf ihr eine große Menge Marmor an die Küste führen.

Darunter waren fünf Säulen von stattlicher Höhe, von denen man jetzt die eine, die er hatte nach Florenz bringen lassen, auf dem Platz von San Lorenzo sieht.

Die vier andern liegen noch an der Küste, weil der Papst inzwischen seinen Willen geändert und seine Gedanken auf andre Dinge gerichtet hatte.

Der Markgraf von Carrara aber faßte die Meinung, Michel-

angelo, da er ein Florentiner Bürger sei, habe den Bezug des Marmors aus Pietra Santa aufgebracht, und wurde ihm feindlich gesinnt.
Er wollte auch später nicht, daß er wieder nach Carrara käme, um einige Blöcke holen zu lassen, die er dort gebrochen hatte.
Das war für Michelangelo ein großer Schaden.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Michelangelo hatte bei seiner Rückkehr nach Florenz wahrgenommen, daß, wie bereits gesagt, der Eifer des Papstes Leo ganz erkaltet war.
Er hielt sich dort lange voller Mißmut auf und arbeitete nichts, nachdem er bis jetzt auf die eine und die andre Sache zu seinem großen Verdruß viel Zeit verwendet hatte.
Trotzdem machte er sich in seinem Hause über einige Marmorblöcke, die er dort besaß, um das Grabmal fortzusetzen.
Als aber Leo gestorben und Hadrian gewählt worden war, wurde er zum zweitenmal genötigt, die Arbeit zu unterbrechen.
Er ward nämlich beschuldigt, daß er von Julius zu diesem Werk sechzehntausend Skudi erhalten habe und nun nicht darauf bedacht sei, es fortzubilden, sondern in Florenz seinem Vergnügen nachgehe.
Er wurde nun aus diesem Grunde nach Rom berufen.
Der Kardinal von Medici aber, der dann Papst Clemens VII. wurde und damals in Florenz die Regierung leitete, wollte ihn nicht aus der Stadt lassen.
Um ihn durch Arbeiten festzuhalten und damit eine Entschuldigung zu gewinnen, übertrug er ihm daher die Aufgabe, die innere Einrichtung für die Bibliothek der Medici in San Lorenzo vorzunehmen und in der Sakristei die Gräber seiner Ahnen aufzustellen.
Er versprach ihm, für ihn beim Papst aufzukommen und die Angelegenheit zu ordnen.

Da nun Hadrian als Papst nur wenige Monate lebte und Clemens sein Nachfolger geworden war, war eine Zeitlang von dem Grabmal des Julius keine Rede.
Wie nun zu Michelangelo die Nachricht kam, daß der Herzog von Urbino, Francesco Maria, der Neffe des Papstes Julius hochseligen Angedenkens, sich über ihn lebhaft beschwere und sogar Drohungen gegen ihn ausstoße, da ging er nach Rom und beriet sich dort mit Papst Clemens über die Angelegenheit.
Clemens gab ihm den Rat, die Agenten des Herzogs rufen zu lassen, um mit ihnen abzurechnen über alles, was er von Julius erhalten, und über das, was er für ihn gemacht hatte.
Er wußte genau, daß Michelangelo, wenn man seine Arbeit abschätzte, eher der Gläubiger als der Schuldner sein werde.
Michelangelo verhielt sich dazu nur widerwillig, ordnete einige seiner Angelegenheiten in Rom und ging dann nach Florenz zurück, namentlich auch, da er die Zerstörung vorausah, die bald darauf über Rom hereinbrach.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Indessen war das Haus der Medici von seinen Gegnern aus Florenz vertrieben worden, weil es sich mehr Macht angeeignet hatte, als eine Stadt verträgt, die frei ist und als Republik sich regiert.
Weil die Signorie nicht daran zweifelte, daß der Papst alles anwenden würde, um das alte Regiment wieder einzusetzen, und mit Gewißheit den Krieg erwartete, richtete sich ihr Augenmerk auf die Befestigung der Stadt und setzte Michelangelo darüber zum Generalkommissär ein.
Mit dieser Aufgabe betraut, traf er zahlreiche Maßregeln in der ganzen Stadt.
Unter anderm umgab er den Hügel von San Miniato mit guten Befestigungen, da er sich über das Land erhebt und die ganze Gegend beherrscht.

Wenn sich der Feind dieser Höhe bemächtigt hätte, so hätte ihm ohne Zweifel auch die Stadt nicht widerstehen können.
Diese Voraussicht gereichte dem Lande zum Heil und dem Feinde zum großen Nachteil.
Denn da der Hügel, wie ich bereits bemerkt, hoch und beherrschend sich erhob, so ward der Feind stark belästigt, namentlich von dem Glockenturm der Kirche aus, wo zwei Stück Geschütze waren, die dem offnen Feldlager unablässig großen Schaden zufügten.
Obwohl Michelangelo so vorgesorgt hatte, hielt er sich doch, um für jeden vorkommenden Fall bereit zu sein, selbst auf dem Hügel auf.
Als etwa sechs Monate verstrichen waren, begann man in der Stadt unter den Soldaten von einem angeblichen Verrat zu munkeln.
Michelangelo, der dies selbst gehört hatte und den auch einige befreundete Hauptleute darauf aufmerksam gemacht hatten, ging nun zu der Signorie und offenbarte ihr das, was er gehört und gesehen hatte.
Er erklärte, in welcher Gefahr sich die Stadt befände, und sagte, noch wäre es Zeit für jede Art von Gegenmaßregeln.
Aber statt ihm Dank für seine Angaben zu wissen, wurden ihm Grobheiten gesagt. Und er ward als ein furchtsamer und übermäßig argwöhnischer Mensch getadelt.
Der Mann, der ihm so antwortete, hätte weit besser getan, ihm Gehör zu geben; denn als das Haus Medici wieder nach Florenz gekommen war, verlor er seinen Kopf, sonst lebte er vielleicht noch.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Als Michelangelo sah, welch geringen Wert man seinen Worten beimaß, und daß der Untergang der Stadt sicher war, ließ er sich kraft seiner Amtsgewalt ein Tor öffnen, verließ die Stadt mit zweien der Seinigen und wandte sich nach Venedig.

Gewiß war der Verrat keine leere Fabel.
Wer aber seine Hand in diesem Spiel hatte, der dachte wohl, daß geringere Schande ihn träfe, wenn er, ohne offen seine Absicht zu bekunden, mit der Zeit ebenso ans Ziel käme dadurch, daß er nur seine Pflicht vernachlässigte und alle, die sie hatten tun wollen, daran hinderte.
Die Abreise Michelangelos rief in Florenz gewaltigen Lärm hervor, und bei der Regierung verfiel er in große Acht.
Trotzdem wurde er unter dringenden Bitten zurückgerufen.
Man bat ihn, doch auf das Wohl des Vaterlandes bedacht zu sein und ein Unternehmen nicht im Stich zu lassen, das er in Angriff genommen. Auch wären die Sachen nicht so zum äußersten gekommen, wie er sie sich hätte berichten lassen. Und noch vieles andre mehr schrieb man ihm.
Durch diese Vorstellungen und durch das Ansehen der Personen, die ihm schrieben, vor allem aber durch die Liebe zur Heimat ließ er sich zur Heimkehr bestimmen. Nachdem er freies Geleit erhalten für zehn Tage von dem Tage ab, da er nach Florenz käme, kehrte er, wenn auch nicht ohne Lebensgefahr, zurück.
In Florenz angelangt, war seine erste Anordnung die, daß er den Glockenturm von San Miniato befestigen ließ, der durch die fortgesetzte Beschießung der feindlichen Artillerie voller Risse war und über kurz oder lang zum großen Schaden seiner Besatzung einzustürzen Gefahr lief.
Die Art der Befestigung war die folgende:
Man ließ eine große Zahl von Matratzen, mit Wolle gut ausgestopft, nachts an starken Stricken herab von der Spitze bis zum Fuß, auf jener Seite, da er beschossen werden konnte.
Da die Erker des Turms nach außen hervorragten, so wurden die Matratzen über sechs Spannen weit von der Hauptmauer des Glockenturms getan, so daß die Geschützkugeln, wenn sie daherkamen, teils wegen der Entfernung, in der sie abgefeuert waren, teils weil jene Matratzen davor waren, geringen oder

keinen Schaden taten, da sie nicht einmal die Matratzen beschädigten, weil diese nachgaben.
Auf diese Weise erhielt er diesen Turm während der ganzen Dauer des Kriegs, der ein Jahr lang währte, ohne daß er beschädigt wurde, und er trug viel dazu bei, den Platz zu behaupten und den Feind zu schädigen.
Als dann die Feinde infolge Vertrags einzogen und viele Bürger gefangengesetzt und getötet wurden, kamen die Häscher auch in das Haus des Michelangelo, um ihn festzunehmen.
Man durchsuchte darin alle Stuben und Schränke, sogar den Rauchfang und den Abort.
Michelangelo aber, der das Kommende vorausgesehen und befürchtet hatte, war in das Haus eines vertrauten Freundes geflüchtet, wo er viele Tage verblieb.
Niemand außer dem Freund wußte, daß er in diesem Hause sei, und so rettete er sich.
Als die erste Erbitterung sich gelegt hatte, schrieb Papst Clemens nach Florenz und befahl, nach Michelangelo zu suchen.
Wenn man ihn gefunden, solle man ihn freilassen und ihm jede höfliche Rücksicht erweisen, falls er sich bereit erkläre, die bereits begonnene Arbeit an den Grabmalen fortzusetzen.
Als Michelangelo das vernahm, kam er aus seinem Versteck, und obwohl er an die fünfzehn Jahre keinen Meißel mehr angerührt hatte, machte er sich an das Werk mit solchem Eifer, daß er in wenigen Monaten alle die Statuen fertig hatte, die in der Sakristei von San Lorenzo zu sehen sind.
Freilich wurde er hierin mehr von Furcht als von Liebe getrieben.
Wahr ist es wohl, daß er an ihrer keine die letzte Hand anlegte, aber sie sind so weit ausgeführt, daß man sehr gut die Meisterschaft des Künstlers erkennen kann, ohne daß die skizzenhafte Ausführung die vollendete Schönheit des Werks beeinträchtigt.

Der Grabmäler sind vier, aufgestellt in einer Sakristei, die dazu im linken Teil der Kirche hergestellt wurde, der alten Sakristei gegenüber.

Obwohl sie alle von der gleichen Idee und Grundform erfüllt sind, sind doch die Figuren alle verschieden und weichen in Bewegungen und Stellungen voneinander ab.

Die Särge sind vor die Seitenfronten gestellt. Auf den Deckeln liegen zwei überlebensgroße Figuren, nämlich ein Mann und ein Weib, durch das der Tag und die Nacht angedeutet werden und durch beide die Zeit, die alles verschlingt.

Damit diese seine Absicht gewiß sei, gab Michelangelo der Nacht, die in Gestalt einer wunderbar schönen Frau dargestellt ist, ein Käuzchen und andre Kennzeichen, die dazu dienen, und auch dem Tag seine Merkmale.

Zur Andeutung der Zeit wollte er eine Maus machen, wozu er auf dem Werk ein wenig Marmor gelassen hatte, aber dann machte er es doch nicht.

Die Maus wählte er, weil dies Tier unaufhörlich nagt und verzehrt, wie auch die Zeit alles verzehrt.

Es sind noch andre Statuen vorhanden, die diejenigen darstellen, für die die Grabmäler errichtet sind. Alle in eher göttlicher als menschlicher Vollendung.

Vor allem will ich von einer Mutter Gottes reden, die ihr Söhnlein rittlings auf dem Schenkel hat.

Es ist besser von ihr zu schweigen, als nur weniges zu sagen. Und darum gehe ich darüber fort.

Diese Schöpfung verdanken wir dem Papst Clemens.

Wenn er in seinem Leben sonst nichts Löbliches getan hätte (er hat aber vieles getan), so wäre es genügend, um jeden seiner Fehler auszulöschen, da die Welt durch ihn nun ein so edles Werk besitzt.

Noch mehr aber haben wir ihm dafür zu danken, daß er bei

der Einnahme von Florenz vor dem Genie dieses Mannes eine ebenso große Achtung bekundete, als sie einst Marcellus bei der Einnahme von Syrakus vor dem des Archimedes gehabt. Hatte aber damals die gute Absicht keinen Erfolg, so doch Gott sei Dank diesmal.

Bei alledem schwebte Michelangelo in der größten Angst. Der Herzog Alexander, ein wilder und rachsüchtiger Jüngling, wie jeder weiß, haßte ihn nämlich sehr.

Es besteht auch kein Zweifel, daß er, hätte er nicht auf den Papst Rücksicht nehmen müssen, ihn aus dem Weg geräumt hätte.

Dazu kam noch der folgende Umstand: Als der Herzog von Florenz die Anlage der später wirklich von ihm errichteten Befestigung ins Auge faßte, ließ er Michelangelo durch Herrn Alessandro Vitelli zu sich bescheiden, damit er mit ihm reite und den zweckmäßigsten Punkt für die Anlage auswählen helfe. Michelangelo aber weigerte sich zu kommen und erklärte, er habe von Papst Clemens dazu keinen Auftrag.

Darüber war der Herzog sehr erbost, und Michelangelo hatte sowohl wegen dieses neuen Anlasses als auch wegen seines alten Übelwollens, zumal er den Charakter des Herzogs kannte, allen Anlaß, sich in acht zu nehmen.

Es war auch sicherlich eine göttliche Fügung, daß er sich bei Clemens' Tod nicht in Florenz befand.

Bevor er die Grabmäler noch ganz beendet hatte, war er nämlich von diesem Papst nach Rom berufen und von ihm freundlich empfangen worden.

Clemens verehrte den Mann wie ein Heiligtum und sprach mit ihm über wichtige und über geringe Dinge mit der gleichen Vertraulichkeit, wie er sie seinesgleichen bewiesen hätte.

Er suchte auch Michelangelo von der Arbeit am Juliusgrabmal freizumachen, so daß er beständig in Florenz bleiben könnte und nicht nur die begonnenen Werke vollende, sondern auch noch andre, ebenso würdige ausführe.

Ehe ich aber von diesen Dingen weiter berichte, will ich noch von einem andern Erlebnis Michelangelos erzählen, das ich aus Unachtsamkeit fast übergangen hätte.
Nach dem erzwungnen Abzug des Hauses Medici aus Florenz fürchtete die Signorie, wie ich bereits erwähnte, einen kommenden Krieg und wollte die Stadt befestigen.
Sie richtete dabei ihr Augenmerk auf Michelangelo als einen Mann, der die höchsten Fähigkeiten habe und zu dieser Aufgabe am meisten tauge.
Aber auf den Rat einiger Bürger, die die Sache der Medici begünstigten und voller List die Befestigung der Stadt verhindern oder wenigstens hinausziehen wollten, faßte sie den Beschluß, Michelangelo nach Ferrara zu schicken.
Der Vorwand dazu war, er solle sich dort ansehen, wie Herzog Alfons es bei der Ausrüstung und Befestigung seiner Stadt gehalten habe.
Man wußte ja, daß Seine Exzellenz darin sehr erfahren und überhaupt ein sehr kluger Mann war.
Der Herzog empfing Michelangelo sehr freundlich. Einmal schätzte er seine Größe sehr, dann war aber auch Herzog Ercole, sein Sohn, der heute Herzog jenes Staates ist, Hauptmann der Signorie von Florenz.
Der Herzog ritt in Person mit Michelangelo, und es gab nichts von den wissenswerten Dingen, die er ihm nicht gezeigt hätte, an den Basteien wie an den Geschützen.
Er öffnete ihm auch alle seine Sammlungen und zeigte ihm alles persönlich, vor allem einige Werke der Malerei und die Bilder seiner Vorfahren, von Meisterhand und vortrefflich gemalt, so wie es in der Zeit möglich war, in der sie gefertigt wurden.
Als Michelangelo nun abreisen wollte, sagte der Herzog scherzhaft zu ihm: „Ihr seid mein Gefangener, Michelangelo.

Wenn ich Euch freilassen soll, so müßt Ihr mir versprechen, mir etwas von Eurer Hand zu machen, was Euch beliebt, eine Bildhauerarbeit oder eine Malerei."
Michelangelo versprach es ihm.
Als er nach Florenz zurückgekehrt war, begann er, obwohl ihn die Befestigung des Landes sehr in Anspruch nahm, doch mit einem großen Staffeleibilde, das die Begattung des Schwans mit der Leda darstellte, und daneben die Eier, aus denen Castor und Pollux hervorgegangen sind, wie man es in den Sagen der Alten geschrieben liest.
Als der Herzog das erfuhr und hörte, daß das Haus der Medici in Florenz eingezogen wäre, fürchtete er in diesen Wirren einen solchen Schatz zu verlieren und schickte sofort einen der Seinigen dorthin.
Als dieser in das Haus des Michelangelo gekommen war und das Bild gesehen hatte, sagte er: „O das ist ein ärmlich Ding!"
Als ihn nun Michelangelo fragte, welch einen Beruf er habe, wußte er doch, daß jeder am besten über die Kunst urteilt, die er ausübt —, entgegnete er unter höhnischem Lachen: „Ich bin Kaufmann."
Entweder hatte ihn die Frage geärgert und daß er nicht als Edelmann erkannt worden war, oder er verachtete die Gewerbe der florentinischen Bürger, die sich zum größten Teil dem Handel zugewandt haben, gerade als hätte er sagen wollen: „Du fragst mich, was ich für einen Beruf habe? Solltest du nicht gar glauben, daß ich ein Kaufmann bin?"
Darauf entgegnete Michelangelo, der die Rede des Edelmanns sehr wohl verstand: „Ihr werdet schlechte Geschäfte für Euren Herrn machen. Hebt Euch fort!"
Nachdem er den herzoglichen Boten so fortgeschickt hatte, gab er bald darauf das Bild einem seiner Burschen, der zwei Schwestern aussteuern wollte und sich ihm empfohlen hatte.
Es ward nach Frankreich geschickt und von König Franz gekauft; und dort ist es noch.

Einundvierzigstes Kapitel.

Um nun wieder den Faden meiner Erzählung aufzunehmen, so sage ich: Als Michelangelo vom Papst Clemens nach Rom berufen war, da ging die Plage mit den Agenten des Herzogs von Urbino wegen des Grabmals des Julius von neuem an.
Clemens wollte ihn in Florenz verwenden und suchte ihn auf alle Weise seiner Verpflichtungen ledig zu machen.
Er gab ihm zu seinem Anwalt einen Herrn Tomaso aus Prato, der später Datarius wurde.
Michelangelo aber, der die üble Gesinnung des Herzogs Alexander gegen sich kannte und sich vor ihr sehr fürchtete, überdies aber von Liebe und Verehrung für den verblichenen Papst Julius und das erlauchte Haus der Rovere erfüllt war, setzte alles daran, um in Rom zu bleiben und an dem Grabmal zu arbeiten.
Das wollte er um so mehr, als er allgemein beschuldigt wurde, wie bemerkt worden ist, vom Papst Julius zu diesem Zweck gegen sechzehntausend Skudi erhalten zu haben und sich's dabei haben wohl sein zu lassen, ohne daß er seiner Pflicht nachgekommen wäre.
Diesen schmachvollen Vorwurf konnte er nicht ertragen, denn er war auf seine Ehre eitel.
Er verlangte nun in der Sache eine Entscheidung.
Obwohl er schon alt war, lehnte er doch das sehr schwierige Unternehmen nicht ab, das zu beenden, was er begonnen hatte.
Darüber geriet er nun mit den Agenten aneinander.
Seine Gegner wiesen keine Quittungen vor, die auch nur annähernd den Betrag erreichten, von dem anfangs die Rede gewesen war. Es fehlten vielmehr über zwei Drittel an der Zahlung, wie sie früher in dem Vertrag mit den beiden Kardinälen festgesetzt worden war.
Das hielt nun Clemens für die beste Gelegenheit, ihn freizumachen und sich seiner ungehindert zu bedienen.

Er ließ ihn also kommen und sagte zu ihm: „Wohlan, erkläre, daß du das Grabmal machen willst, aber daß du wissen willst, wer dir den Rest zahlen wird."

Michelangelo, der die Absicht des Papstes, ihn in seinem Dienst beschäftigen zu wollen, wohl erkannte, fragte: „Und wenn sich nun einer findet, der mich bezahlt?"

Darauf entgegnete Papst Clemens: „Du bist ein Narr, wenn du glaubst, einer wird kommen und dir auch nur einen Heller bieten."

Als Michelangelo nun vor Gericht kam und Herr Tomaso, sein Anwalt, den Agenten des Herzogs diesen Vorschlag machte, begannen sie einander anzusehen und beschlossen einmütig, er solle ein Grabmal machen, wenigstens für das, was er erhalten hatte.

Michelangelo, dem dies ein annehmbarer Vorschlag schien, erklärte sich gern dazu bereit; hauptsächlich wurde er dazu bewogen durch das Ansehen des Kardinals von Montevecchio, eines Günstlings von Julius II. und Oheims von Julius III. — der jetzt durch die Gnade Gottes unser Papst ist —, der für diesen Ausgleich sich ins Mittel legte.

Der Vertrag wurde so abgeschlossen:

Michelangelo solle ein Grabmal von einer Front machen und sich dabei jener Marmorblöcke bedienen, die er schon für das vierseitige Grabmal hatte bearbeiten lassen. Er sollte sie so gut als möglich dafür herrichten. Er war auch verpflichtet, sechs Statuen von seiner Hand dabei anzubringen.

Dem Papst Clemens wurde aber zugestanden, er dürfe den Michelangelo in Florenz, oder wo es auch sonst sei, beschäftigen, vier Monate im Jahre, da dies Seine Heiligkeit für die Werke in Florenz benötigte.

So lautete der Vertrag zwischen Seiner Exzellenz dem Herzog und Michelangelo.

Hier will ich nun noch erwähnen, daß Michelangelo, als schon alle Rechnungen abgeschlossen waren, um dem Herzog von Urbino stärker verpflichtet zu erscheinen und um Papst Clemens die Zuversicht, ihn nach Florenz schicken zu können, wohin er auf keinen Fall gehen wollte, zu verringern, insgeheim mit dem Anwalt und den Agenten des Herzogs vereinbarte, es solle heißen, er habe einige tausend Skudi mehr erhalten, als es in Wirklichkeit geschehen war.

Das beunruhigte ihn aber später sehr, denn es war zwar nur mündlich ausgemacht, dann aber ohne sein Wissen und Willen auch in den Vertrag gesetzt worden, nicht da er entworfen, sondern da er niedergeschrieben ward.

Aber der Anwalt überzeugte ihn, daß ihm daraus kein Nachteil erwachsen würde. Denn es käme wenig darauf an, ob der Vertrag zwanzigtausend Skudi angäbe oder tausend mehr. Sie seien ja doch darüber einig, daß das Grabmal nach der Maßgabe der wirklich erhaltenen Summe Geldes ausgeführt werden solle.

Er setzte noch hinzu, daß dies auch weiter keinen als ihn anginge, und daß Michelangelo ihm gegenüber, da vollkommnes Einverständnis zwischen ihnen herrsche, völlig sicher sei.

Damit beruhigte sich Michelangelo. Er glaubte auf ihn zählen zu können und wünschte vor dem Papst einen Vorwand zu haben zu dem Zweck, von dem ich oben gesprochen habe.

Solchen Abschluß fand die Angelegenheit damals, aber damit war sie noch nicht endgültig geregelt.

Als Michelangelo nämlich vier Monate in Florenz gearbeitet hatte und dann nach Rom zurückgekehrt war, suchte ihn der Papst anderweitig zu beschäftigen und ihn die Hauptwand der Kapelle des Sixtus malen zu lassen.

Als ein Mann von feinem Verständnis, und nachdem er viel darüber hin und her gedacht hatte, entschloß sich Clemens zu-

letzt, ihn den Tag des Jüngsten Gerichts darstellen zu lassen, um durch den Reichtum und die Größe des Vorwurfs dem Mann einen Raum zu geben, auf dem er seine ganze Kraft zeigen könnte.
Michelangelo, der sich seiner Verpflichtung gegen den Herzog von Urbino bewußt war, suchte diesem Ansinnen nach Möglichkeit auszuweichen.
Da er sich aber nicht losmachen konnte, zog er die Sache in die Länge, und während er an dem Karton zu arbeiten behauptete, wie er es auch zum Teil tat, arbeitete er heimlich an den Statuen, die auf das Grabmal kommen sollten.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Inzwischen starb Papst Clemens, und Paul III. wurde erwählt, der nach ihm schickte und ihn bat, in seinem Dienst zu bleiben.
Michelangelo fürchtete aber, in seiner Arbeit gehemmt zu werden, und erklärte, dies nicht tun zu können.
Er sei dem Herzog von Urbino verpflichtet durch Vertrag, bis er die Arbeit, die er unter den Händen habe, beendet hätte.
Darüber erzürnte der Papst und sagte: „Schon dreißig Jahre habe ich diesen Wunsch, und nun, wo ich Papst bin, soll ich ihn mir nicht durchsetzen? Wo ist der Vertrag? Ich will ihn zerreißen."
Als Michelangelo sich in solcher Zwangslage sah, war er nahe daran, Rom zu verlassen.
Er wollte ins Genuesische gehen, auf eine Abtei des Bischofs von Aleria, der ein Günstling des Julius und sein vertrauter Freund war, um dort sein Werk zu beenden; denn der Ort lag bequem an Carrara, von wo man den Marmor leicht über das Meer schaffen konnte.
Er plante auch, nach Urbino zu gehen, wo er schon früher hatte wohnen wollen als an einem ruhigen Ort und wo, wie er hoffte, um des Andenkens des Julius willen er gern gesehen wäre.

Darum hatte er bereits vor einigen Monaten einen seiner Leute hingeschickt, um ein Haus und ein Stück Land zu kaufen.
Aber er fürchtete die Macht des Papstes, wozu er auch allen Grund hatte, und reiste nicht ab. Er hoffte, sich mit dem Papst in Güte einigen zu können.
Paul aber beharrte standhaft auf seinem Willen. Er suchte ihn eines Tags zu Hause auf, von acht oder neun Kardinälen begleitet, und wollte den Karton sehen, der unter Clemens für die Hauptwand der Kapelle des Sixtus gemacht war, dann die Statuen, die er für das Grabmal bereits fertig hatte, und er besichtigte alles aufs genaueste.
Bei dieser Gelegenheit tat der hochwürdigste Kardinal von Mantua, der ebenfalls zugegen war, angesichts des Moses, von dem bereits die Rede war und weiterhin ausführlicher gesprochen werden wird, den Ausspruch: „Diese eine Statue reicht aus, dem Grabmal des Papstes Julius Ehre zu machen."
Nachdem Papst Paul alles besichtigt hatte, drang er in Gegenwart vieler Kardinäle und des bereits genannten hochwürdigsten und erlauchten Kardinals von Mantua in Michelangelo, in seinem Dienst zu bleiben.
Als er ihn aber standhaft fand, erklärte er: „Ich werde es durchsetzen, daß der Herzog von Urbino sich mit drei Statuen von deiner Hand begnügen wird, und daß die drei übrigen andern Meistern zur Ausführung übergeben werden."
So verhandelte er nun mit den Vertretern des Herzogs, und es kam, da Urbino dem Papst nicht darin ungefällig sein wollte, ein neuer Vertrag mit der Genehmigung der Exzellenz des Herzogs zustande.
Obwohl nun Michelangelo infolge des Vertrags, der ihn lossprach, nicht hätte die drei Statuen zu bezahlen brauchen, so wollte er dennoch die Kosten dafür tragen und hinterlegte dazu und für das, was noch an dem Grabmal zu tun war, eintausendfünfhundertachtzig Dukaten.

Nun gaben die Agenten des Herzogs sie andern Meistern zur Arbeit, und die Tragödie des Grabmals und das Grabmal selbst fand ihren Abschluß.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Man sieht das Grabmal heute in der Kirche von San Piero in vincoli, nicht nach dem ersten Entwurf mit vier Fassaden, sondern nur mit einer, und zwar von den kleinern.
Es ist auch nicht rings freistehend, sondern an eine Wand gelehnt.
All das infolge der Hemmungen, von denen ich oben berichtet habe.
Trotz alledem, so zusammengeflickt es auch ist, und in diesem beschränkten Umfang ist es das ansehnlichste Denkmal, das man in Rom und vielleicht auch sonstwo findet, wenn auch nur um der drei Statuen willen, die es von der Hand des Meisters schmücken.
Unter ihnen ist die des Moses wohl die bewundernswerteste, des Führers und Feldhauptmanns der Hebräer, der in nachdenklicher und sinnender Haltung sitzt.
Unter dem rechten Arm hält er die Gesetzestafeln. Mit der Linken stützt er das Kinn wie ein müder und sorgenvoller Mann.
Zwischen den Fingern dieser Hand quellen lange Bartbüschel hervor, was sehr schön anzuschauen ist.
Sein Antlitz ist voll Leben und Geist und ganz danach angetan, zugleich Liebe und Schrecken einzuflößen, wie es wohl auch in Wirklichkeit der Fall war.
Er hat, so wie man ihn zu beschreiben pflegt, die beiden Hörner auf dem Kopf, unweit der Höhe der Stirn.
Er ist in Toga und Sandalen, mit nackten Armen und im übrigen ganz im Stil der Antike dargestellt.
Es ist ein wundersames und kunstvolles Werk.

Das Beste aber ist, daß unter den schönen Gewändern, die ihn bedecken, der nackte Leib vollkommen hervortritt.
Trotz der Kleidung kommt er in seiner Schönheit zur Geltung. Das kann man übrigens von Michelangelo in all seinen bekleideten Figuren, bei der Malerei wie bei der Bildhauerkunst, durchgeführt sehen.
Die Statue ist mehr als doppelt lebensgroß.
Rechts von ihr unter einer Nische steht die andre, die das beschauliche Leben darstellt, eine Frau von übernatürlicher Größe, aber von seltner Schönheit. Sie beugt ein Knie, nicht auf der Erde, sondern auf einem Sockel stehend, und hält das Antlitz und die beiden Hände zum Himmel gekehrt, so daß sie ganz Liebe zu atmen scheint.
Auf der andern Seite, links von Moses, ist das tätige Leben zu schauen, mit einem Spiegel in der Rechten, in dem sie sich aufmerksam betrachtet. Hierdurch wird angedeutet, daß unsre Handlungen voller Überlegung getan werden sollen. In der linken Hand hat sie einen Blumenkranz.
Hierin folgte Michelangelo dem Dante, den er immer fleißig studierte; der gibt nämlich in seinem Fegfeuer an, er habe die Gräfin Mathilde, die er für das tätige Leben nimmt, auf einer blumigen Wiese getroffen.
Das ganze Grabmal macht einen schönen Eindruck, vor allem ist die Verbindung seiner Teile untereinander durch das Gesims zu rühmen. Sie ist untadelhaft.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mehr will ich von diesem Werk nicht sagen. Ich glaube, ich habe schon zu ausführlich davon gesprochen und dem Leser Langeweile statt Vergnügen bereitet.
Ich habe es aber trotzdem für nötig gehalten, um jene falsche und üble Meinung auszurotten, die sich in den Köpfen vieler eingewurzelt hat: Michelangelo habe sechzehntausend Skudi

erhalten und dann seinen Verpflichtungen nicht nachkommen wollen.
Weder das eine noch das andre trifft zu. Von Julius hatte er für das Grabmal nicht mehr bekommen als jene tausend Dukaten, die er in so und so viel Monaten in Carrara beim Brechen des Marmors verausgabt hatte.
Wie konnte er aber später Geld von ihm erhalten, da doch Julius sich eines andern besonnen hatte und vom Grabmal nichts mehr hören wollte?
Über die Gelder, die er nach dem Tode des Papstes Julius von den zwei Testamentsvollstreckern, den Kardinälen, erhalten hatte, besitzt er die urkundliche Beglaubigung von der Hand des Notars, die ihm der florentinische Bürger Bernardo Bini zugeschickt hatte. Bei diesem waren die Gelder hinterlegt, und er zahlte sie aus. Die ganze Summe belief sich auf etwa dreitausend Skudi.
Trotz allem: nie ging ein Künstler mit größerm Eifer an ein Werk wie Michelangelo an dieses, teils weil er wußte, welchen Ruhm er damit ernten würde, teils auch, weil er Papst Julius' Andenken stets hochgehalten hat.
Um seinetwillen hegte er die Verehrung für das Haus Rovere und besonders für die Herzöge von Urbino, und um ihretwillen hat er den Kampf mit zwei Päpsten aufgenommen, die ihn von dieser Unternehmung abziehen wollten.
Das schmerzt Michelangelo, daß er statt des Dankes, der ihm ziemte, nur Haß davongetragen und Verleumdung geerntet hat.
Indem ich nun zu Papst Paul zurückkehre, erzähle ich, daß er nach dem letzten zwischen des Herzogs Exzellenz und Michelangelo geschlossenen Vertrage ihn nun in seine Dienste nahm.
Nun sollte Michelangelo an die Ausführung dessen gehen, was er schon zu Clemens' Lebzeiten begonnen hatte.
Er ließ ihn die Hauptwand der Kapelle des Sixtus ausmalen, die schon mit Mörtel angeworfen und mit Bretterwänden eingeschlossen war, vom Boden an bis auf die Wölbung.

An dies Werk, da es von Papst Clemens angeregt und zu seiner Zeit begonnen worden war, brachte er das Wappen Pauls nicht an, obwohl ihn der Papst darum ersucht hatte. Wie sehr er aber das auch wünschte, hegte doch Papst Paul so große Liebe und Verehrung gegen Michelangelo, daß er ihm trotzdem darum nicht übel wollte.

In diesem Werk drückte Michelangelo alles aus, was die Kunst der Malerei aus einem menschlichen Körper machen kann, ohne auch nur eine Gebärde oder Bewegung fortzulassen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Die Komposition des Gemäldes ist klug und wohl durchdacht. Seine Beschreibung aber ist unnötig und zeitraubend; denn es sind von ihm so viele Zeichnungen gedruckt und überallhin geschickt worden.

Für den aber, der das Original nicht gesehen hat und dem eine Abbildung nicht in die Hand gekommen ist, sagen wir in Kürze: „Das Ganze ist eingeteilt in einen rechten und linken in einen obern und untern und mittlern Teil.

In dem mittlern, dem der Luft, nahe bei der Erde, sind die sieben Engel, die der heilige Johannes in der Apokalypse beschrieben, wie sie mit den Trompeten vor dem Mund die Toten von den vier Weltgegenden her zum Gericht rufen.

Unter ihnen befinden sich zwei andre mit einem offnen Buch in den Händen, in dem ein jeglicher lesend und das vergangne Leben erkennend, gleichsam aus sich selber über sich zu richten hat.

Auf den Schall der Trompeten sieht man auf der Erde sich die Gräber öffnen und das menschliche Geschlecht herausteigen mit verschiednen und wunderbaren Gebärden.

Während einige nach der Weisagung des Ezechiel nur ihre Gebeine beisammen haben, sind andre halb oder ganz mit Fleisch bedeckt. Der eine nackt, der andre mit den Leintüchern

oder Bettlaken bekleidet, in die gehüllt er zu Grabe getragen ward, und aus denen er sich nun zu wickeln bemüht.
Unter ihnen gibt es einige, die noch nicht ganz erwacht zu sein scheinen und, indem sie zum Himmel aufblicken, gleichsam ungewiß sind, wohin sie die göttliche Gerechtigkeit rufe.
Es ist ein ergötzliches Bild, zu sehen, wie einige mit Mühe und Anstrengung aus der Erde steigen und andre mit ausgestreckten Armen den Flug zum Himmel nehmen, andre ihn schon genommen haben, in die Lüfte erhoben, der eine mehr, der andre weniger, in verschiedenen Gebärden und Haltungen.
Über den Engeln mit den Trompeten ist der Sohn Gottes in Majestät, den Arm und die mächtige Rechte erhoben in der Bewegung eines Mannes, der erzürnt die Schuldigen verflucht und sie von seinem Angesicht in das ewige Feuer verjagt, während er mit der nach der rechten Seite vorgestreckten Linken liebevoll die Guten zu versammeln scheint.
Auf seinen Richterspruch sieht man die Engel zwischen Himmel und Erde gleichsam als Vollzieher des göttlichen Spruchs, auf der Rechten den Auserwählten zu Hilfe eilen, die an ihrem Flug durch die bösen Geister verhindert werden, und auf der Linken die Verdammten zur Erde zurückdrängen, die sich durch ihre Kühnheit schon emporgehoben hatten.
Die Verdammten aber werden von den bösen Geistern herabgezogen, die Hochmütigen bei den Haaren, die Wollüstigen bei den Schamteilen, und so fort jeder Lasterhafte bei dem Gliede, durch das er gesündigt hatte.
Unterhalb dieser Verdammten sieht man den Charon mit seinem Nachen, so wie ihn Dante in seiner Hölle beschreibt, im Sumpf des Acheron, wie er das Ruder erhebt, um nach jeder Seele zu schlagen, die sich lässig erweisen sollte; sobald der Kahn an das Ufer gelangt, sieht man alle jene Seelen um die Wette aus dem Kahn stürzen, gespornt von der göttlichen Gerechtigkeit, so daß, wie der Dichter sagt, die Furcht sich in Begierde wandelt.

Wenn sie dann von Minos das Urteil erhalten haben, so werden sie von den bösen Geistern nach der finstern Hölle gezerrt, woselbst man dann in wunderbarer Weise schmerzensvolle und verzweifelte Gefühle zum Ausdruck gebracht sieht, wie sie dieser Ort heischt.

Rings um den Sohn Gottes, in den Wolken des Himmels, in dem mittlern Teil, bilden die schon auferstandenen Seligen einen Kranz und eine Krone. Abgesondert aber und dem Sohn zunächst ist seine Mutter, die sich an den Sohn schmiegt, soviel sie kann, gleichsam als wäre sie erschreckt und vor dem Zorn Gottes und seines Geheimnisses nicht sicher.

Nach ihr der Täufer und die zwölf Apostel und die Heiligen Gottes, ein jeder dem furchtbaren Richter das Werkzeug vorweisend, durch das er, da er seinen Namen bekannte, des Lebens beraubt ward.

Sankt Andreas das Kreuz, Sankt Bartholomaeus die Haut, Sankt Lorenz den Rost, Sankt Sebastian die Pfeile, Sankt Blasius die eiserne Hechel, die heilige Katerina das Rad und andere Dinge, durch die sie von uns erkannt werden können.

Oberhalb von ihnen, auf der rechten und linken Seite, in dem obern Teil der Wand sieht man Gruppen von Engelein in schönen und auserlesenen Stellungen, die im Himmel das Kreuz des Sohnes Gottes, den Schwamm, die Dornenkrone, die Nägel und die Säule, an der er gegeißelt wurde, aufweisen, um den Schuldigen die Wohltaten Gottes vorzuhalten, deren sie vergessen haben, und für die sie so undankbar gewesen sind, und um die Guten zu stärken und ihnen Zuversicht einzuflößen.

Zahllose Einzelheiten übergehe ich mit Schweigen.

Ich sage nur, daß man, außer der göttlichen Erfindung des Stoffs, alles, was die Natur aus einem menschlichen Körper machen kann, hier wiedergegeben findet.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Endlich wollte Papst Paul, nachdem er eine Kapelle in demselben Stockwerk erbaut hatte, wo die genannte Sixtinische Kapelle sich befindet, diese zum Andenken dieses Mannes durch ihn ausschmücken und hieß ihn zwei Bilder auf die Seitenwände malen.

Auf dem einen ist die Kreuzigung von Sankt Peter dargestellt, auf dem andern die Geschichte des heiligen Paulus, wie er durch die Erscheinung Jesu Christi bekehrt worden. Alles beides erstaunliche Werke, sowohl im allgemeinen und ganzen, als auch in jeder einzelnen Figur.

Das ist das letzte Werk, das man bis zum heutigen Tag in der Malerei von ihm sah, und das er im Alter von fünfundsiebzig Jahren beendete.

Gegenwärtig hat er ein Werk in Marmor unter den Händen, das er zu seinem Vergnügen ausführt. Er ist eben ein Mann voller Ideen und muß alltäglich eine andre ausführen.

Das Werk stellt eine Gruppe von vier Figuren dar, überlebensgroß. Es ist ein vom Kreuz genommener Christus, dessen Leichnam von seiner Mutter gestützt wird. Sie stemmt sich mit der Brust, den Armen und dem Knie in wunderbarer Gebärde unter den Körper. Von oben her wird sie durch Nikodemus dabei unterstützt, der, stramm und fest auf den Beinen, ihn unter den Armen aufhebt, mit mannhafter Kraft; auf der linken Seite hilft eine der Marien, die, wenn auch von lebhaftem Schmerz erfüllt, doch diesen Dienst leisten, den die Mutter, von äußerstem Kummer gequält, nicht leisten kann. Christus fällt, sich selbst überlassen, gelöst in allen Gliedern, zusammen, aber doch wieder in ganz verschiedener Haltung von dem sowohl, den Michelangelo für die Marchesa von Pescara bildete, als auch von dem der Madonna delle febbre.

Man vermöchte unmöglich die Schönheit und die Empfin-

dungen zu beschreiben, die auf den schmerzlichen und traurigen Gesichtern sowohl aller andern wie auch der Mutter erscheinen. Es mag mit diesen Worten genug sein.

Ich will nur noch sagen, daß es ein seltenes Kunstwerk ist und zu den mühevollsten Arbeiten gehört, die er bis jetzt ausgeführt hat. Vor allem, weil man alle Figuren sich deutlich voneinander abheben sieht und die Gewänder der einen nicht mit denen der andern zusammenfließen.

Michelangelo hat noch sehr viele andre Werke geschaffen, die ich nicht erwähnt habe, so den Christus in der Minerva, dann einen heiligen Matthäus in Florenz, den er begann, da er die zwölf Apostel machen wollte, die auf die zwölf Pfeiler des Doms kommen sollten, außerdem Kartons zu verschiedenen Werken der Malerei, Entwürfe für öffentliche und private Gebäude, sehr viele, und schließlich auch zu einer Brücke, die über den Großen Kanal von Venedig führen sollte, von neuer und niegesehener Gestalt und Konstruktion, und noch vieles andre, was nicht in die Öffentlichkeit gelangte, und von dem man viel schreiben könnte. Also schließe ich hier.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Michelangelo beabsichtigt, diese Pieta einer Kirche zu schenken und am Fuße des Altars, den sie schmücken wird, sich begraben zu lassen.

Gott aber in seiner Gnade möge ihn uns noch recht lange erhalten; denn ich zweifle nicht, daß auch bei ihm, wie man das von Isokrates schreibt, der letzte Tag seines Lebens der letzte seiner Arbeit sein wird. Sichere Hoffnung, daß ihm noch viele Jahre beschieden sind, gibt mir einmal sein eignes kraftvolles und rüstiges Alter, dann aber auch das lange Leben seines Vaters, der, ohne zu wissen, was ein Fieber sei, es auf zweiundneunzig Jahre brachte und endlich mehr aus eignem Entschluß als durch Krankheit starb, so daß er, wie Michelangelo erzählt, die gleiche Gesichtsfarbe als Toter hatte

wie im Leben und mehr einem Schlafenden als einem Verstorbenen glich.
Michelangelo hat von Kindheit an ein arbeitsvolles Leben geführt und seine angebornen Gaben durch erlerntes Wissen bereichert. Das aber erwarb er nicht durch Vermittlung und Bemühung andrer, sondern von der Natur selbst, indem er sie als das wahre Vorbild erwählte.
Darum gibt es auch kein Tier, mit dessen Anatomie er sich nicht befaßt hätte, mit der des Menschen aber in so ausgedehntem Maße, daß selbst solche, die ihr ganzes Leben darauf verwandt haben und ihren Beruf darin erwählten, kaum soviel wie er davon verstehen. Ich spreche von der Kenntnis, die für die Kunst der Malerei und Skulptur notwendig ist, nicht von den Einzelheiten, die die Anatomen untersuchen. Daß dem so sei, beweisen seine Gestalten, auf die soviel Kunst und Wissenschaft verwendet ist, daß sie von welchem Maler auch immer kaum nachzuahmen sind.
Ich habe stets die Meinung festgehalten, daß die Kräfte und das Wirken der Natur eine von Gott gesetzte und angeordnete vorgeschriebene Grenze haben, die von einer gewöhnlichen Fähigkeit nicht überschritten werden kann; das gilt nicht nur von der Malerei und Skulptur, sondern überhaupt von allen Künsten und Wissenschaften. Die Natur, die auf die Schöpfung des einen, der die erste Stelle einzunehmen bestimmt ist, so viel Kraft verwendet, will ihn als Beispiel und Vorbild auf diesem Gebiete zeigen. Danach muß jeder, der dann in der betreffenden Kunst etwas Lesenswertes oder Sehenswürdiges hervorbringen will, mit seinem Werk das dieses Vorbildes zu erreichen suchen oder ihm doch nahezukommen. Er muß die gleiche Bahn verfolgen, oder er wird, wenn er das nicht tut, um so viel tiefer stehen, als er sich von der rechten Bahn entfernt.
Wieviel Philosophen sahen wir nach Plato und Aristoteles, die man schätzte, ohne daß sie jenen nachgefolgt wären?

Wieviel Redner gab es nach Demosthenes und Cicero? Wieviel Mathematiker nach Euklid und Archimedes? Wieviel Ärzte nach Hippokrates und Galen? Oder Dichter nach Homer und Virgil?
Wenn es aber doch einen gab, der sich in diesen Wissenschaften betätigte, und der aus eigner Kraft die erste Stelle hätte einnehmen können, so gab trotzdem ein solcher Mann, weil er sie schon besetzt fand, und weil es nur die Vollkommenheit gibt, die die Ersten schon erreicht hatten, das Unterfangen entweder auf oder begnügte sich als Mann von Urteil, jenem Ersten nachzuahmen, der das Vollkommene erreicht hat.
Das hat man heutzutage an Bembo gesehen, an Sannazaro, an Caro, an Guidiccioni, an der Marchesa von Pescara und an andern Verfassern und Verehrern toskanischer Dichtungen. Obwohl sie eine hohe und auserlesene Begabung besaßen, konnten sie doch aus eigner Kraft nichts besseres erreichen, als was die Natur in Petrarca hervorbrachte, und so entschlossen sie sich, ihm nachzuahmen, und zwar in so trefflicher Weise, daß sie gelesen und zu den Besten gezählt zu werden allgemein wert befunden wurden.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Um nun diese meine Ausführungen zusammenzufassen, sage ich: mir scheint, die Natur sei in Malerei und Skulptur gegen Michelangelo mit all ihrem Reichtum so freigebig und großmütig gewesen, daß ich keine Zurechtweisung zu gewärtigen habe mit meiner Behauptung, seine Gestalten wären fast unnachahmlich gewesen.
Ich meine auch nicht, daß ich zu weit gegangen bin, denn ganz abgesehen davon, daß er bis heute der einzige war, der Meißel und Pinsel zugleich würdig handhabte, und daß heute von den Alten kein Denkmal der Malerei übrigblieb, wem stünde er denn in der Bildhauerkunst nach, von der wir doch so viele Überreste besitzen? Nach dem Urteil der Leute von Fach

doch gewiß keinem, wenn wir nicht der Meinung der Menge folgen wollen, die das Altertum ohne weiteres Verständnis lediglich aus Mißgunst gegen das Talent und Bestreben ihrer Zeit bewundert. Ich weiß aber noch von niemandem, der das Gegenteil erklärte; so völlig hat dieser Mann den Neid überwunden.

Wie sehr Rafael von Urbino auch mit Michelangelo wetteifern wollte, so mußte er doch oft sagen, daß er Gott dafür danke, zu seiner Zeit geboren zu sein; hatte er ihm doch eine andre Manier abgesehen als die, die er von seinem Vater, der ein Maler gewesen, und von Perugino, seinem Meister, gelernt hatte.

Welches größere aber und deutlichere Zeichen für die Vortrefflichkeit dieses Mannes kann es wohl geben als die Mühen, die die Fürsten der Erde machten, um ihn zu besitzen? Denn außer den vier Päpsten, Julius, Leo, Clemens und Paul, hat sogar der Großtürke, der Vater des heute regierenden Sultans, wie ich bereits erzählte, einige Franziskanermönche mit Briefen an ihn gesandt, um ihn zu sich zu laden, und nicht nur durch Wechsel dafür gesorgt, daß ihm in Florenz von dem Bankhaus der Gondi jene Summe Geldes gezahlt würde, die er zu seinem Reisegeld begehrte, sondern auch befohlen, daß, wenn er in Cossa, nahe bei Ragusa, eingetroffen wäre, er von dort bis nach Konstantinopel von einem seiner Großen auf das Ehrenvollste begleitet werden sollte.

Franz von Valois, König von Frankreich, bewarb sich um ihn auf mancherlei Art und wies ihm in Rom, wenn er sich zu kommen entschlösse, dreitausend Skudi Reisegeld an. Von der Signorie von Venedig wurde der Bruciolo nach Rom gesandt, ihn einzuladen, er möchte nach Venedig kommen, und ihm einen Gehalt von sechshundert Skudi anzubieten, nicht um ihn dadurch zu irgend etwas zu verpflichten, sondern nur, daß er jene Republik mit seiner Gegenwart beehre, unter der Bedingung, daß, wenn er in ihrem Auftrag etwas arbeite,

er dafür so bezahlt werden solle, als bezöge er keinen Gehalt von ihr.
All das ist nichts Gewöhnliches und Alltägliches, sondern etwas Neues und Unerhörtes. Es pflegt auch nur bei ganz einzigartiger und hervorleuchtender Tätigkeit zu geschehen, wie sie jene des Homer war, um den viele Städte stritten, deren jede ihn für sich in Anspruch nahm und sich ihn zueignete.

Fünfzigstes Kapitel.

Nicht weniger als alle die vorhin Genannten haben Michelangelo hochgehalten und hält ihn noch hoch der jetzige Papst Julius III., ein Fürst von höchstem Verständnis und Freund und Gönner aller Talente überhaupt, besonders aber geneigt der Malerei, Skulptur und Baukunst, wie man aus allen Arbeiten klar erkennen kann, die Seine Heiligkeit im Palast und im Belvedere hat ausführen lassen und nun in seiner Villa Giulia machen läßt, ein Denkmal und Unternehmen, wert eines so hohen und würdigen Geistes wie des seinigen. Sie ist angefüllt von antiken und neuen Statuen, mit der größten Auswahl der schönsten Steine und kostbarer Säulen, mit Stukkaturen, Gemälden und jeder Art von Zierrat. Ich behalte mir vor, davon ein andermal zu schreiben; denn sie erfordert eine besondere Darstellung und ist jetzt auch noch nicht vollendet.
Er hat Michelangelo nicht bei diesen Arbeiten beschäftigt angesichts seines hohen Alters. Er kennt seine Größe sehr wohl und freut sich ihrer, aber er hütet sich, ihm mehr aufzubürden, als ihm genehm ist, und diese Rücksicht macht Michelangelo mehr Ehre als alle Aufträge, die ihm die andern Päpste gestellt haben. Bei den Werken der Malerei und Baukunst jedoch, die Seine Heiligkeit fortwährend ausführen läßt, ersucht er ihn fast stets um seine Meinung und sein Urteil und schickt ihm die Künstler dabei gar oft bis in sein Haus.

Es tut mir und wohl auch Seiner Heiligkeit leid, daß Michelangelo aus einer gewissen, ihm eignen natürlichen Schüchternheit oder vielmehr Zartgefühl oder Ehrfurcht, die einige Hochmut nennen, keinen Gebrauch macht von dem Wohlwollen, der Güte und der Freigebigkeit eines so ihm geneigten Papstes, der wie ich es zuerst von dem hochwürdigsten Monsignor von Forli, seinem Kämmerer, gehört habe, oft gesagt haben soll, er würde sich, wenn es möglich wäre, von seinen Jahren und seinem eignen Blute entziehen, um sie dem Leben dieses Mannes zuzulegen, damit die Welt nicht so schnell eines solchen Meisters verlustig ginge.
Das habe auch ich, als ich zu Seiner Heiligkeit Zutritt erhielt, mit meinen Ohren aus seinem Munde vernommen und auch, daß er ihn, wenn er ihn überlebte, wie es der natürliche Lauf des Lebens zu erheischen scheint, einbalsamieren und ihn bei sich bewahren wolle, auf daß seine Gebeine ewig währen wie seine Werke. Das gleiche sagte er auch im Beginne seines Pontifikats Michelangelo selbst in Gegenwart vieler Zeugen; und ich wüßte nicht, was für Michelangelo ehrenvoller und kennzeichnender für die hohe Wertschätzung Seiner Heiligkeit wäre als diese Worte.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Die Hochschätzung Michelangelos zeigte Papst Julius auch öffentlich, als er, nach dem Tode Papst Pauls selber Papst geworden, im Konsistorium in Gegenwart aller damals in Rom anwesenden Kardinäle ihn verteidigte und in Schutz nahm gegen die Bauvorsteher von St. Peter. Sie wollten nämlich Michelangelo nicht um seiner eignen, sondern um der Schuld seiner Arbeiter willen die Vollmacht entzogen oder doch mindestens beschränkt sehen, die ihm Papst Paul durch ein Motuproprio erteilt hatte, von dem ich später ausführlicher sprechen werde.
Der Papst verteidigte ihn so, daß er ihm das Motuproprio

nicht nur bestätigte, sondern ihn auch mit vielen würdigenden Worten ehrte und weder mehr den Klagen der Bauvorsteher noch denen andrer Gehör schenkte.
Michelangelo kennt, wie er mir oft sagte, die Liebe und das Wohlwollen Seiner Heiligkeit gegen ihn sowie auch die Rücksichten, die er auf ihn nimmt. Da er aber dies nun nicht durch Dienste vergelten und durch die Tat zeigen kann, wie er es anerkennt, so erscheint ihm der Rest des Lebens weniger wert, da er sich nutzlos und undankbar gegen Seine Heiligkeit vorkommt. Eins aber, wie er zu sagen pflegt, tröstet ihn etwas darüber, daß er nämlich weiß, wie verständig Seine Heiligkeit ist, und daß er dadurch bei ihr entschuldigt zu sein hofft, und daß sein guter Wille als Tat angenommen wird, da er nichts andres geben könne.
Trotzdem aber trägt er kein Bedenken, soweit es in seinen Kräften steht und es sich um Dinge handelt, in denen er etwas vermag, alles und sogar sein Leben an den Dienst des Papstes zu setzen, wie ich das auch von ihm selbst gehört habe. So hat Michelangelo auf den Wunsch Seiner Heiligkeit eine Zeichnung zu der Front eines Palastes gemacht, den er in Rom hat erbauen wollen, eine Arbeit, die auf alle den Eindruck eines ungewöhnlichen und originellen Werks machte, das nicht von irgendeiner antiken oder neuen Art und Regel abhängt. So hat er auch in vielen andern seiner Sachen getan, in Florenz und in Rom, und damit bewiesen, daß die Baukunst von den frühern Meistern durchaus nicht so erschöpfend behandelt wurde, daß nun kein Raum mehr sei für neue ebenso anmutsvolle und schöne Erfindungen.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Um noch von der Anatomie zu sprechen, so hat Michelangelo das Zergliedern der Körper aufgegeben, weil das lange Herumhantieren damit ihm derart den Magen verdorben hatte, daß

ihm weder Essen und Trinken mehr anschlug. Allerdings hat er dies Gebiet so gelehrt und bereichert verlassen, daß er oftmals sich mit dem Gedanken trug, zum Gebrauch derer, die sich der Bildhauerkunst und Malerei widmen wollen, ein Werk abzufassen, das von allen Arten der menschlichen Bewegungen und Stellungen handelte, und auch von dem Knochenbau, nach einer sinnreichen Theorie, die er durch lange Praxis gefunden hatte. Er hätte es auch geschrieben, wenn er nicht seiner Kraft mißtraut und sich für unzulänglich gehalten hätte, eine derartige Sache so würdig und anziehend zu behandeln, wie es ein in den Wissenschaften und im Ausdruck Geübter tun würde.

Ich weiß wohl, daß er Albrecht Dürer liest, aber der erscheint ihm sehr schwach, da er im Geiste sieht, wie viel schöner und nützlicher sein eigner Entwurf über den gleichen Gegenstand wäre. Dürer handelt freilich auch nur von den Maßen und der Verschiedenheit der Körper, wovon man keine festen Regeln aufstellen kann, und macht seine Figuren steif wie Pfähle; über das Wichtigste aber, über die menschlichen Gebärden und Bewegungen, spricht er kein Wort.

Weil Michelangelo nun heute schon in hohem und vorgerücktem Alter steht und nicht mehr glaubt, der Welt seine Gedanken darüber schriftlich mitteilen zu können, so hat er mir mit großer Liebe auf das Ausführlichste alles erklärt. Michelangelo begann auch darüber mit Herrn Realdo Colombo, einem vortrefflichen Anatomen und Wundarzt und seinem vertrauten Freund, zu verhandeln. Der sandte ihm zu diesem Zweck den Leichnam eines Mohren, eines sehr schönen und dafür vortrefflich geeigneten Jünglings. Er wurde nach Santa Agata, wo ich wohnte und noch wohne, gebracht, als nach einem abgelegenen Ort.

An diesem Leichnam zeigte mir Michelangelo viele seltene und verborgene Dinge, die vielleicht niemals bis da jemand so gut erkannt hat. Ich schrieb mir alles auf und hoffe, eines Tags

mit Hilfe eines Gelehrten die Schrift zum Vorteil und Nutzen aller derer herauszugeben, die sich der Malerei oder Skulptur widmen wollen. Aber jetzt sei es genug davon.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Michelangelo beschäftigte sich auch mit der Perspektive und der Architektur; den Nutzen, den er daraus gezogen, beweisen seine Werke. Er begnügte sich auch nicht mit der bloßen Kenntnis der hauptsächlichsten Teile der Baukunst, sondern er hat zugleich auch all das kennenlernen wollen, was damit irgendwie zusammenhängt, so das Seilemachen, Gerüste- oder Bühnenaufschlagen und ähnliches mehr. Darin zeigte er sich so geschickt wie jene, zu deren Beruf es gehört; es wurde auch zur Zeit Julius II. bei folgendem Anlaß offenkundig:
Als Michelangelo die Wölbung der Sixtinischen Kapelle ausmalen wollte, befahl der Papst dem Bramante, das Gerüst zu bauen. Obwohl der nun ein so großer Baumeister war, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er die Wölbung an mehreren Stellen durchlöcherte, um durch die Löcher Seile herunterzulassen, die das Gerüst halten sollten.
Als Michelangelo das sah, lachte er darüber und fragte Bramante, was er machen sollte, wenn er bei den Löchern angelangt wäre. Bramante, der darauf keine Entgegnung fand, erklärte nur, daß man es anders nicht machen könnte. Die Sache kam vor den Papst, und da Bramante auch ihm so erwiderte, sagte der Papst, zu Michelangelo gewandt: „Da dies dir nicht taugt, so geh und mach' es selbst." Michelangelo ließ das Gerüst abschlagen und nahm die Seile heraus, die er einem seiner Arbeiter, einem armen Manne, schenkte, so daß dieser nun zwei seiner Töchter von ihrem Erlös ausstatten konnte. Danach baute er ohne Stricke sein Gerüst auf, das so gut verschränkt und zusammengesetzt war, daß es, je mehr es belastet ward, desto fester hielt. Das war der Anlaß, daß dem Bramante die Augen aufgingen, und daß er ein Gerüst

aufschlagen lernte, was ihm dann beim Bau von St. Peter sehr zustatten kam.

Obwohl Michelangelo aber in diesen Dingen nicht seinesgleichen hatte, wollte er doch niemals als ein berufsmäßiger Baumeister gelten. Im Gegenteil, als kürzlich Antonio da San Gallo gestorben war, der Baumeister des Sankt Petergebäudes, und Papst Paul ihn an dessen Stelle setzen wollte, wies dies Ansinnen lange Michelangelo zurück, indem er erklärte, es sei nicht seine Kunst. Er weigerte sich so hartnäckig, daß es ihm endlich der Papst befehlen mußte und ihm ein umfassendes Motuproprio erteilte, das ihm später Papst Julius III. bestätigte, der, wie erwähnt, durch Gottes Gnade unser jetziger Papst ist.

Für diese seine Dienstleistung hat Michelangelo niemals einen Gehalt beansprucht, und er verlangte, daß das auch in dem Motuproprio ausgedrückt werde. Als ihm Papst Paul eines Tags hundert Goldskudi schickte durch Herrn Piero Giovanni, den damaligen Garderobenmeister Seiner Heiligkeit, gegenwärtigen Bischof von Forli, als seinen Gehalt für einen Monat auf Rechnung des Baus, wollte er sie nicht annehmen, erklärte, dies sei nicht sein Vertrag, den sie miteinander geschlossen, und schickte sie zurück. Papst Paul war darüber sehr erzürnt, wie mir noch Herr Alessandro Ruffini erzählt hat, ein römischer Edelmann, damals Kämmerer und Seneschall Seiner Heiligkeit; aber darum beharrte Michelangelo doch auf seinem Vorsatz.

Als er diese Aufgabe übernommen hatte, machte Michelangelo ein neues Modell, teils weil ihm einzelnes in dem alten in vieler Hinsicht nicht gefiel, teils weil das Ganze so angelegt war, daß man eher hätte hoffen können, das Ende der Welt als die Beendigung von St. Peter zu sehen. Nach diesem Modell, das der Papst lobte und genehmigte, wird gegenwärtig gearbeitet zur großen Befriedigung aller urteilsfähigen Leute, wenn es auch manche gibt, die nicht mit ihm einverstanden sind.

Michelangelo widmete sich also bereis in seiner Jugend nicht nur der Bildhauerkunst und der Malerei, sondern auch all jenen Beschäftigungen, die zu ihnen gehören und mit ihnen zusammenhängen, und er tat das so eifrig, daß er eine Zeitlang sich von jedem Verkehr zurückzog und nur mit einigen wenigen umging. Darum hielten ihn die einen für sehr stolz, die andern für einen Sonderling und einen Phantasten, während er doch keinen beider Fehler besaß. Es machten ihn vielmehr, wie das vielen trefflichen Menschen ergangen ist, die Liebe zur Arbeit und die beständige Kunst einsam, und er fand in ihnen so sehr seine Freude und Befriedigung, daß die Gesellschaft ihm nicht nur kein Vergnügen machte, sondern ihn verdroß, weil sie ihn von seinen Gedanken abzog und er, wie man es von dem großen Scipio zu erzählen pflegt, niemals weniger allein war, wenn er allein war.

Indessen hat er doch gern Freundschaft gehalten mit denen, aus deren tugendhafter und gelehrter Unterhaltung er Nutzen ziehen konnte, und in denen ein Strahl größerer Begabung aufleuchtete. So mit dem hochwürdigsten und erlauchten Monsignor Polo wegen seiner seltenen Tugenden und seiner unvergleichlichen Güte, ebenso mit dem Kardinal Crispo, meinem hochwürdigsten Patron, weil er bei diesem außer vielen andern trefflichen Eigenschaften einen seltenen und ausgezeichneten Verstand gefunden; er war auch dem hochwürdigsten Kardinal Santa Croce sehr zugetan, einem würdigen und klugen Mann, von dem ich ihn öfter auf das anerkennendste habe sprechen hören, ebenso dem hochwürdigen Maffei, dessen Güte und Gelehrsamkeit er stets gepriesen hat. Überhaupt liebt und verehrt er alle Anhänger des Hauses Farnese wegen der lebendigen Erinnerung an Papst Paul, dessen er mit größter Ehrfurcht gedenkt, und den er stets einen gütigen und heiligen Greis nennt. Er ist auch sehr dem hochwürdigsten Patriarchen

von Jerusalem ergeben, dem früheren Bischof von Cesena, mit dem er längere Zeit sehr vertraut verkehrt hat, als ein Mann, der an einer so reinen und freien Seele großen Gefallen fand. Außerdem verband ihn enge Freundschaft mit meinem hochwürdigsten Patron, dem Kardinal Ridolfi seligen Angedenkens, dem Hort aller Tugendsamen.
Von einigen andern will ich, um nicht weitläufig zu werden, nicht sprechen, so von Monsignore Claudio Tolomei, Herrn Lorenzo Ridolfi, Herrn Donato Giannotti, Herrn Lionardo Malespini, von Lottino, Herrn Tomaso del Cavaliere und andern gelehrten Edelleuten, über die ich nicht mehr weiter schreiben will. Endlich hat er auch den Annibale Caro sehr lieb gewonnen, von dem er mir sagte, es tue ihm leid, daß er nicht schon früher mit ihm umgegangen sei, da er ihn sehr nach seinem Geschmack gefunden habe.

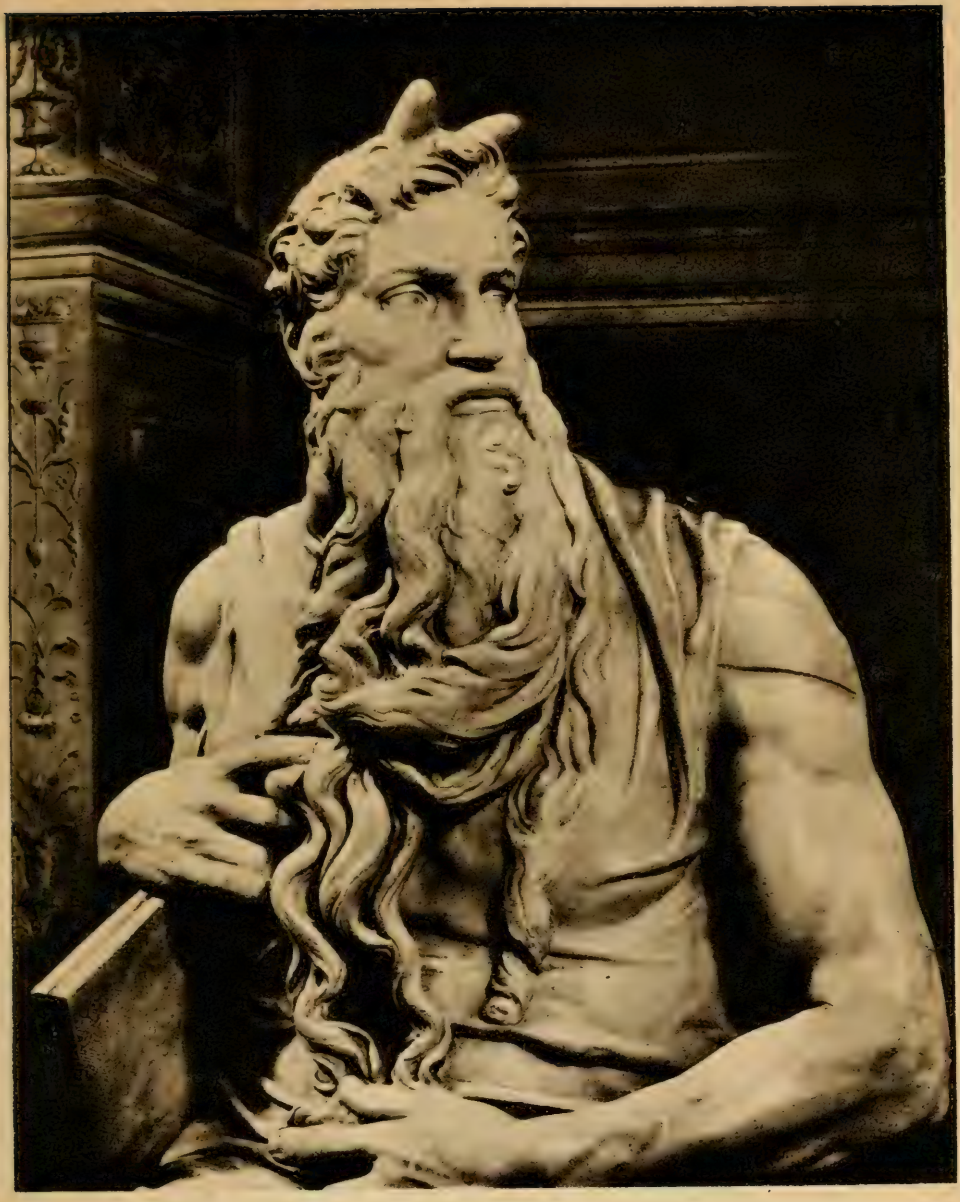
Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Vor allem aber liebte er die Marchesa von Pescara sehr, von deren erhabenem Geist er ganz bezaubert war, und von der er auch über die Maßen geliebt ward.
Er besitzt von ihr noch viele Briefe, die erfüllt von der süßesten und reinsten Liebe sind, wie sie nur aus einem solchen Herzen kommen können.
Er aber richtete an sie zahlreiche Sonette, voller Geist und süßer Sehnsucht.
Sie kam öfter von Viterbo und andern Orten, wohin sie zum Vergnügen und zum Sommeraufenthalt gegangen war, nach Rom, einzig und allein, um Michelangelo zu sehen, und er seinerseits hegte solche Liebe für sie, daß ich ihn habe sagen hören, es täte ihm nichts so leid, als daß er, wie sie beim Scheiden aus diesem Leben ging, ihr nicht auch die Stirn oder das Gesicht geküßt habe, so wie er ihr die Hand geküßt.
Durch ihren Tod war er oft ganz in sich verloren und wie von Sinnen.

Auf den Wunsch dieser Dame bildete er einen nackten Christus, der eben vom Kreuz genommen worden, und der wie ein sich selbst überlassener toter Leib zu den Füßen der allerheiligsten Mutter hinfallen würde, wenn ihn nicht zwei Engel mit den Armen stützten.
Sie aber, die unter dem Kreuz sitzt mit tränenvollem und trauerndem Antlitz, erhebt mit ausgebreiteten Armen beide Hände zum Himmel, mit einem Spruch, der auf den Stamm des Kreuzes geschrieben steht: „Dabei denkt man nicht daran, wieviel Blut es kostet."
Das Kreuz ist jenem der Bianchi ähnlich, das zur Zeit der großen Seuche im Jahre 1348 in der Prozession getragen und dann in der Kirche Santa Croce in Florenz aufgestellt wurde.
Ihr zu Liebe fertigte er auch eine Zeichnung zu einem Christus am Kreuz an, der nicht, wie das gewöhnlich geschieht, gleich einem Toten dargestellt ist, sondern in göttlicher Haltung, das Gesicht zum Vater erhoben, und er scheint zu sagen: „Eli, Eli!" Man sieht, daß der Körper nicht wie tot hinsinkt, sondern wie der eines Lebenden unter den grausamen Schmerzen sich windet und leidet.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Ebenso wie Michelangelo an dem Gespräch gelehrter Männer sein Vergnügen hatte, so erfreute er sich auch der Lektüre der Schriftsteller, mochten sie nun in Prosa oder in Versen schreiben.
Unter ihnen bewunderte er besonders den Dante, dessen wunderbarer Geist ihn bezauberte, und dessen Werk er fast auswendig weiß.
Aber von Petrarca hielt er vielleicht nicht weniger. Und er ergötzte sich nicht bloß damit, ihn zu lesen. Er dichtete auch manchmal selbst, wie man aus mehreren Sonetten sieht, die eine treffliche Probe von seinem hohen Geschmack und seiner Erfindungsgabe geben.



Von einigen dieser sind Vorträge und Abhandlungen von Varchi erschienen.
Aber das hat er mehr zu seiner Unterhaltung als aus Beruf getrieben, wie er sich denn stets selbst herabsetzt und seine Unwissenheit in diesen Dingen beklagt.
Er hat auch mit großem Eifer und Aufmerksamkeit die heiligen Schriften gelesen, sowohl die des Alten wie die des Neuen Testaments, daneben die Arbeiten derer, die sich damit eingehender befaßt haben, so die Schriften des Savonarola, für den er stets eine große Zuneigung hegte und von dem ihm im Gedächtnis das Feuer der lebendigen Rede blieb.
Er hat auch die Schönheit des Körpers geliebt als ein Mensch, der sie am besten kennt, und er hat sie derart geliebt, daß dies fleischlich gesinnten Menschen, die nur eine lüsterne und schandbare Liebe zur Schönheit begreifen, Anlaß gab, von ihm übel zu denken und zu sprechen; als ob Alkibiades, der ein sehr schöner Jüngling war, nicht von Sokrates wäre auf das Keuscheste geliebt worden, pflegte er doch zu sagen, er erhebe sich von seiner Seite, wenn er sich neben ihn gelegt, nicht anders als von der Seite eines Vaters.
Ich habe Michelangelo öfter selber über die Liebe sprechen und sich unterreden hören und habe dann auch von jenen gehört, die dabei anwesend waren, daß er von der Liebe nicht anders gesprochen, als davon im Platon geschrieben steht.
Ich selbst weiß nicht, was Plato darüber sagt, aber ich weiß wohl, daß, nachdem ich so lange und innig mit ihm verkehrt habe, ich aus seinem Munde nur die ehrbarsten Reden vernommen, die die Kraft hatten, bei der Jugend jede wüste und zügellose Begierde zu verlöschen, die etwa in ihr erwachen konnte.
Daß in ihm selbst auch kein häßlicher Gedanke auftauchte, kann man auch daraus erkennen, daß er nicht allein die menschliche Schönheit geliebt hat, sondern überhaupt alles Schöne, ein schönes Pferd, einen schönen Hund, eine schöne Gegend,

eine schöne Pflanze, einen schönen Berg, einen schönen Wald und jedes, was in seiner Art schön und ausgezeichnet war. Das alles bewunderte er mit ungewöhnlicher Wärme, wobei er das Schöne der Natur gleichermaßen auswählte, wie die Bienen die Süßigkeit der Blumen einsammeln, um sich ihrer dann zu ihrem Werke zu bedienen, wie es auch stets alle taten, die in der Malerei einigen Ruf hatten.
Als jener alte Meister eine Venus schaffen wollte, begnügte er sich nicht damit, eine einzige Jungfrau zu sehen, sondern wollte viele derselben betrachten und sie zu seiner Venus benutzen, indem er von jeder den schönsten und vollendetsten Teil nahm.
Und in der Tat, wer da glaubt, er könne außerhalb dieses Wegs, auf dem man allein das wahre Ideal erreichen kann, es in dieser Kunst zu etwas bringen, der irrt sich sehr.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Michelangelo war in seiner Lebensweise stets sehr mäßig, indem er die Speisen mehr aus Notwendigkeit als aus Genuß zu sich nahm, besonders wenn ihn eine Arbeit beschäftigte: dann begnügte er sich meist sogar nur mit einem Stück Brot, das er während der Arbeit verzehrte.
Seit einiger Zeit erst lebt er regelmäßiger, wie das ja auch sein mehr als reifes Alter verlangt.
Oft hörte ich ihn sagen: „Wie reich ich auch gewesen sein mag, Ascanio, so habe ich doch immer wie ein armer Mann gelebt."
Wie er mit wenig Essen auskam, so auch mit wenig Schlaf. Der tat ihm, wie er sagt, selten gut, weil er, wenn er schläft, fast immer an Kopfweh leidet. Überdies macht ihm der zu lange Schlaf einen schlechten Magen.
In seinen rüstigsten Jahren hat er öfter angekleidet geschlafen, die Stiefel an den Füßen, die er stets trug, teils wegen des Krampfs, an dem er beständig litt, teils aus andern Gründen.

Manchmal unterließ er es so lange, sie auszuziehen, daß dann mit den Stiefeln die Haut mitging wie bei den Schlangen.
Er war nie habgierig und nicht darauf bedacht, Geld aufzuhäufen; er gab sich mit dem zufrieden, was zu einem anständigen Leben ausreichte. Und so arbeitete er, obwohl viele Herren und reiche Leute ihn unter den größten Versprechungen um ein Werk von seiner Hand angingen, doch nur selten etwas für sie und auch dann mehr aus Freundschaft und Gefälligkeit als in Hoffnung auf Gewinn.
Viele seiner Sachen, aus denen er, wenn er sie verkauft hätte, große Summen hätte herausschlagen können, verschenkte er. So ging es, als ob sie keinen Wert hätten, mit den zwei Statuen, die er seinem vertrauten Freund Roberto Strozzi verehrte.
Aber er war nicht nur mit seinen Werken freigebig, sondern er unterstützte auch mit seinem Gelde oft einen armen Mann, der sich der Wissenschaft widmete oder der Malerei befliß.
Das kann ich selbst bezeugen, denn ich habe ihn mir selbst gegenüber so handeln sehen.
Er war auch niemals eifersüchtig auf die Bestrebungen anderer, selbst nicht in seiner Kunst, und das mehr aus natürlicher Güte als aus hoher Meinung von sich.
Er hat im Gegenteil sich über alle anerkennend ausgesprochen, auch über Rafael von Urbino.
Zwischen diesem und Michelangelo gab es einst in der Malerei eine Rivalität, wie ich berichtet habe.
Nur habe ich ihn sagen hören, Rafael habe diese Kunst nicht von Natur aus, sondern durch langes Studium besessen.
Es ist auch nicht wahr, was viele ihm anhängen, daß er keinen Unterricht habe erteilen wollen. Im Gegenteil, er hat das gern getan; und ich habe es an mir selbst erfahren, denn mir hat er alle Geheimnisse, die zu dieser Kunst gehören, mitgeteilt.
Er hatte jedoch das Mißgeschick, daß er dabei an Leute geriet,

die entweder wenig befähigt waren oder, wenn sie begabt waren, keine Ausdauer besaßen, sondern sich, wenn sie einige Monate bei ihm gelernt hatten, für Meister hielten.
Wenn er das auch gern getan, so war es ihm doch nicht angenehm, wenn es bekannt wurde; denn er wollte lieber recht handeln als gut scheinen.
Überdies muß man wissen, daß er seine Kunst stets, wie die Alten pflegten, lieber auf Personen von vornehmer Abkunft zu übertragen suchte, als auf solche von niederer Herkunft.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Michelangelo hat ein nie versagendes Gedächtnis gehabt.
Obwohl er aber so viele tausend Gestalten malte, wie wir sie sehen, hat er doch nie eine gemacht, die der andern ähnlich wäre oder die gleiche Bewegung machte.
Im Gegenteil, ich habe ihn sagen hören, er ziehe nie eine Linie, ohne sich zu vergegenwärtigen, ob er sie schon je so zog, in welchem Falle er sie dann wieder auslöscht, wenn die Arbeit für die Öffentlichkeit bestimmt ist.
Er besitzt auch eine ungeheure Einbildungskraft.
Darum auch ist er von seinen Arbeiten wenig befriedigt und setzt sie stets herab. Er meint nicht mit seiner Hand den Gedanken, wie ihn sein Geist bildete, völlig erreicht zu haben.
Aus dem gleichen Grunde erklärt es sich, daß er gleich den meisten Leuten, die ein unabhängiges und beschauliches Leben für sich führen, ein schüchternes Wesen behalten hat, und daß ihn diese Scheu nur verläßt in gerechtem Zorn, wenn entweder ihm oder andern ein Unrecht und Schimpf angetan wurde, wo er dann mehr Mut zeigt als jene, die für mutig gelten. Sonst aber zeigt er sich höchst geduldig.
Von seiner Bescheidenheit kann man nicht so viel, als er verdiente, sagen. Auch nicht von seinen andern Gaben und

Gewohnheiten, die auch mit scherzhaften Einfällen und witzigen Reden ausgeschmückt waren.
Eine solche war es, die er in Bologna gegen einen Edelmann führte, der, als er die Größe und den Umfang der Bronzestatue sah, die Michelangelo gemacht hatte, sich verwunderte und fragte: „Was, glaubt Ihr, ist größer, diese Statue oder ein paar Ochsen?"
Darauf erwiderte Michelangelo: „Das kommt auf die Ochsen an, die Ihr im Sinn habt. Wenn Ihr die hiesigen von Bologna meint, o, die sind ohne Zweifel größer; meint Ihr aber die unsrigen von Florenz, die sind viel kleiner."
Als Francia, der damals in Bologna für einen Apelles gehalten wurde, die gleiche Statue sah und sagte: „Das ist ein schönes Material," entgegnete Michelangelo, dem es vorkam, als habe er das Metall und nicht die Form gelobt, lachend: „Wenn das ein schönes Material ist, so habe ich den Papst Julius dafür zu danken, der es mir gab, und Ihr den Krämern, die Euch die Farben geben."
Als er ein andermal einen Sohn dieses Francia sah, der sehr hübsch war, sagte er zu ihm: „Mein Sohn, dein Vater macht die lebenden Figuren schöner als die gemalten."

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Michelangelo ist von guter Leibesbeschaffenheit. Eher sehnig und knochig als fleischig und fett. Vor allem gesund, sowohl von Natur aus, als auch durch körperliche Abhärtung und durch Mäßigkeit im Genuß der Liebe und der Nahrung, obwohl er als Kind kränklich und Anfällen unterworfen und als Mann zweimal krank gewesen war.
Er leidet jedoch seit einigen Jahren sehr beim Harnlassen. Aus diesem Übel hätte sich der Stein entwickelt, wenn er nicht durch die Mühe und den Eifer des bereits genannten Herrn Realdo davon befreit worden wäre.
Er hatte stets eine gute Gesichtsfarbe, und sein Wuchs ist

von folgender Art: er ist von mittlerer Körpergröße, breit in den Schultern, der übrige Körper im Verhältnis zu diesen eher schwach als stark.
Die Kopfform, soweit sie von vorn sichtbar ist, erscheint rund, und zwar so, daß sie oberhalb der Ohren ein Sechstel mehr als einen Halbkreis beschreibt.
Daher kommt es, daß die Schläfen die Ohren etwas überragen, die Ohren die Wangen und diese das übrige, so daß man den Kopf im Verhältnis zum Gesicht groß nennen muß.
Die Stirn erscheint bei solcher Vorderansicht viereckig, die Nase etwas eingedrückt, nicht von Natur aus, sondern weil ihm in seiner Jugend ein gewisser Torrigio de' Torrigiani, ein brutaler und frecher Kerl, mit einem Faustschlag den Knorpel der Nase herausschlug, so daß er für tot nach Hause getragen wurde.
Dieser Torrigiano hat übrigens, nachdem er wegen dieser Tat aus Florenz verbannt war, ein schlechtes Ende genommen.
Indessen steht die Nase, so wie sie nun einmal ist, im rechten Verhältnis zur Stirn und zum übrigen Gesicht.
Die Lippen sind schmal, die untere aber etwas dicker, so daß sie, wenn man ihn von der Seite ansieht, etwas hervorsteht.
Das Kinn stimmt gut zu den beschriebenen Teilen.
Die Stirn geht im Profil weiter vor als die Nase, und diese erschiene fast ganz eingedrückt, wenn sie nicht in der Mitte einen kleinen Buckel hätte.
Die Augenbrauen haben wenig Haare.
Die Augen könnte man eher klein als groß nennen. Sie sind hornfarbig, aber veränderlich und mit gelben und bläulichen Flecken vermischt.
Die Ohren sind normal, die Haare und der Bart auch schwarz, nur daß sie in diesem seinen Alter von neunundsiebzig Jahren reich mit grau gesprenkelt sind.
Der Bart ist gegabelt, vier bis fünf Zoll lang und nicht sehr dicht, wie man es zum Teil auf seinem Bilde sehen kann.

Sechzigstes Kapitel.

Ich hätte noch vieles andre zu sagen, das ich in der Eile, das Niedergeschriebene herauszugeben, übergangen habe, da ich erfuhr, daß andre sich mit meinen Arbeiten, die ich ihnen anvertraut hatte, Ehre erwerben wollten.

Wenn jemals aber ein andrer sich an ein solches Unternehmen machen oder dasselbe Leben beschreiben wollte, so bin ich gern bereit, ihm alles, was darauf Bezug hat, mit dem größten Entgegenkommen mitzuteilen oder schriftlich zu übergeben.

Ich hoffe in kurzem einige der Sonette und Madrigale Michelangelos herauszugeben, die ich seit langer Zeit sowohl von ihm als von andern eingesammelt habe, und zwar darum, daß die Welt eine Vorstellung erhält von dem, was er in poetischer Erfindung leistet, und was für schöne Gedanken einem so erhabenen Geist entsprießen.

Damit schließe ich.

Das letzte Jahrzehnt Michelangelos

nach Girolamo Ticciati

Zu der Zeit, als Michelangelo sich an dem Bau von Sankt Peter beteiligte, vollendete er auf Befehl Pauls III. die Ausschmückung des Kapitols, ein Werk von so hoher Vollkommenheit, daß es, wenn man es gerecht betrachtet, als eine der vortrefflichsten Schöpfungen Michelangelos erscheint.
Derselbe Papst ließ auch durch San Gallo den Palast des Hauses Farnese errichten.
Als die Gesimskrönung der Fassade vollendet werden sollte, wünschte er, das Michelangelo das Modell dazu fertige.
Das ward denn auch unter allgemeinem Beifall ausgeführt, und zwar so trefflich, daß man es für das Schönste hielt, was unter den Antiken und Modernen bis in jene Zeit zu sehen gewesen.
Nach dem Tode des San Gallo ward Michelangelo die ganze Leitung jenes Baues übertragen.
Er vollendete in der Fassade das große Fenster, das sich über der Tür befindet, und das Wappen des Hauses Farnese.
Ebenso vollendete er den innern Hof des ersten Geschosses, in der Art, daß man ihn für den schönsten hielt, den man in Europa sehen könne.
Er verlieh dem Saal eine größere Form und besorgte die übrigen Bequemlichkeiten und Zierden des Palastes, die alle so ausgefallen sind, wie man es von seinem Verständnis erwarten konte.
In gleichem Grade wie von Papst Paul III. erfuhr er die Achtung und Zuneigung Julius III.
Nachdem dieser Papst die Errichtung zweier Grabmäler aus Marmor in San Pietro a Montorio nach der Zeichnung des Giorgio Vasari angeordnet hatte, wünschte er, daß alles nach Michelangelos Billigung und Rat ausgeführt würde.
Es wurde ihm die Oberaufsicht über den großen Bau von Sankt Peter zugesichert, obwohl seine Nebenbuhler und besonders die Freunde des San Gallo deshalb ihm viele Ungelegenheiten bereiteten.

Michelangelo machte auch für diesen Papst viele Arbeiten in der Vigna Giulia, und nach seiner Zeichnung wurde die Treppe des Belvedere erneuert.
Die Beweise der Zuneigung, die Papst Julius dem Buonarotti fortwährend gab, waren sehr große.
Endlich ließ er ihn in Gegenwart vieler Kardinäle und großer Herren neben sich sitzen, was ihm bei seinen Gegnern viel Bitterkeiten verursachte.
Es mangelte ihm aber nicht an Klugheit und Verstand, daß er sich nicht davon mit allem Anstand zu befreien gewußt hätte.
Der Papst ließ ihn auch ein Modell für einen Palast entwerfen, den er neben San Rocco zu errichten beabsichtigte.
Von diesem schreibt Vasari, der es gesehen hatte, man könne etwas Schöneres nicht ersinnen.
Dies Modell ward später von Papst Pius IV. dem Großherzog Cosimo I. geschenkt.
Auf Befehl des Papstes Paul III. hatte Michelangelo den Anfang zu dem Umbau und zur Ausbesserung der Brücke Santa Maria gemacht.
Zu diesem Zweck schaffte er eine große Menge Material herbei, was aber denen, die zur Aufsicht über diesen Bau beordert waren, überflüssige Auslagen zu verursachen schien.
Michelangelo ward darum übergangen und der Auftrag einem gewissen Nanni di Baccio Bigio übergeben.
Der machte, entweder aus Unwissenheit oder aus Habsucht und Gewinngier, die Brücke viel zu schwach.
Michelangelo sah aber rasch ihren Einsturz voraus, der auch wirklich einige Jahre darauf in der Mitte des Jahres 1557 erfolgte.
Weil in Florenz die Bibliothek von San Lorenzo unvollendet war, gab der Großherzog Cosimo I. in Rom dem Niccolo del Tribolo den Auftrag, er möge Michelangelo überreden, nach Florenz zu kommen und sie auszuführen oder wenigstens

ihn über seine Ansicht betreffs der Treppe daselbst zu unterrichten.
Michelangelo aber entschuldigte sich, er könne nicht kommen, einmal wegen seines hohen Alters, dann aber wegen der schwierigen und fortwährenden Beschäftigung mit dem Bau des Sankt Peter.
Was die Treppe betrifft, so sagte er nur, er könne sich der Sache nicht mehr erinnern.
Weil nun der Großherzog die Vollendung jenes Gebäudes zu sehen wünschte, beauftragte er den Vasari, dem Michelangelo zu schreiben.
Er hoffte, daß dieser wegen der Freundschaft, die sie beide verband, seine Absicht einleiten und vermitteln könne.
Michelangelo antwortete nun dem Vasari das, was er einstmals über diese Treppe gedacht zu haben glaubte, ohne aber zu versichern, daß es seine ursprüngliche Idee gewesen sei.
Nachdem Julius III. gestorben und Marcello Cervini zum Papst erwählt worden war, feindeten die Gegner Michelangelos ihn von neuem an.
Hiervon ward der Großherzog Cosimo unterrichtet, und da er ihn dringend wegen der Leitung seiner Bauunternehmungen bei sich zu haben wünschte, so benutzte er diese Gelegenheit, um ihn dringend unter vorteilhaften Anerbieten zur Rückkehr nach Florenz zu laden.
Sie wäre vielleicht auch noch erfolgt, wenn nicht in jener Zeit Marcellus gestorben wäre und sein Nachfolger Paul IV., dem die Weiterführung des Baus von Sankt Peter am Herzen lag, ihn verpflichtet hätte, in Rom zu bleiben.
Aber die Belästigungen, die er zu erfahren pflegte, hörten nicht auf, und so wäre er gegen Ende seines Lebens doch gern nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wenn ihn nicht seine warme Liebe für die Kirche von Sankt Peter zurückgehalten hätte. Hatte er doch bemerkt, daß ohne seine Mitwirkung sich große Irrtümer einschlichen.

Da er nun wohl fühlte, daß er nicht mehr so lange leben würde, um die Vollendung der Kuppel zu sehen, so beschloß er auf den Rat seiner einsichtigen Freunde, ein hölzernes Modell davon zu machen, das Vasari in seinem Leben beschrieben hat.
Obwohl der Großherzog Cosimo I. große Achtung vor Giorgio Vasari hatte und sich dessen bei all seinen Bauten bediente, und obwohl zu dieser Zeit viele bedeutende Meister in Florenz waren, so führte er trotzdem keine großen Werke aus, ohne sich der Billigung Michelangelos dabei versichert zu haben.
Als sich Cosimo in Rom aufhielt, ließ er ihn, abgesehen von andern Beweisen seiner Achtung, neben sich sitzen.
Nach Michelangelos Zeichnungen ward die Porta Pia errichtet, auch gab er noch die Gedanken zur Ausschmückung der übrigen Tore Roms an.
Die Kirche der heiligen Maria degli Angeli in den Thermen des Diocletian wurde unter seiner Leitung in Konkurrenz mit den bedeutendsten Architekten Roms begonnen.
Er dachte zu derselben Zeit an die Verzierung von San Giovanni de' Fiorentini.
Er entwarf für sie eine Zeichnung, von der Vasari sagt, daß es keinen Bau ähnlicher Art von größerer Vollkommenheit gegeben hätte, wenn dies Werk ausgeführt worden wäre.
Bis zu seinem Tode, der am 17. Februar 1563 erfolgte, setzte er seine Bemühungen für den Bau von Sankt Peter fort.
Sein Eifer und seine Liebe für ihn konnte durch die unaufhörlichen Verfolgungen seiner Gegner nicht beeinträchtigt werden.
Die Päpste Paul IV. und Pius IV. erwiesen ihm daher so viel Ehre für seine Leitung und Umsicht bei der Fortsetzung jenes Baues, daß sie wünschten, alles, was er zu machen gedachte, solle ausgeführt werden.
Das berücksichtigte denn auch Barozzi da Vignola in hohem Maße, obwohl er selbst einer der sorgsamsten und verständigsten Baumeister war, die es je gegeben hat.

Michelangelo wurde in der Kirche der heiligen Apostel in Rom begraben.
Zu seinem Begräbnis strömte die ganze florentinische Kolonie und alle Meister zusammen.
Der Papst hatte befohlen, für ihn eine Stätte in Sankt Peter zu bereiten.
Da der Großherzog Cosimo ihn im Leben nicht hatte haben können, so sorgte er dafür, daß wenigstens seine Gebeine in Florenz verblieben.
Darum ward sein Leichnam heimlich in einen Ballen, wie ihn die Kaufleute brauchen, gepackt und von Rom weggeführt, und das deshalb, damit der Transport nicht hintertrieben würde.
Die Accademia del Disegno in Florenz hatte Michelangelo mit allen Stimmen nicht nur unter die Zahl ihrer Akademiker gezählt, sondern auch noch als das Haupt und den Meister aller andern erklärt.
Als sie nun erfahren hatte, daß sein Leichnam nach Florenz geschafft werden sollte, erließ sie einen Beschluß, daß alle ihre Untergebenen ihn geleiten sollten bei Strafe von sechsmonatlicher Ausschließung.
Als nun der Körper am 11. März 1563 in Florenz angekommen war, stellte man die Kiste in die Compagnia dell' Assunta, hinter der Kirche von San Piero Maggiore.
Am folgenden Tag versammelten sich die Meister um Mitternacht in jener Compagnia, und er wurde mit vielen Fackeln von denselben in die Kirche von Santa Croce getragen.
Obwohl es die Absicht der Accademia gewesen, daß das in größter Heimlichkeit vor sich gehe, nicht nur um den Lärm des Volkes zu vermeiden, sondern auch um einen größeren Pomp für die Begräbnisfeierlichkeit vorbereiten zu können, die man ihm zu halten beschlossen hatte, so war trotzdem das Gerücht von dieser Übertragung durch die Stadt verbreitet und der Zulauf des Volkes so stark, daß man ihn nur mit

großer Mühe in die Kirche bringen und in der Kirche selbst die üblichen heiligen Gebräuche vornehmen konnte.
Als diese beendet waren, wurde der Leichnam in die Sakristei gestellt, wo sich der Vertreter der Accademia befand, um ihn zu übernehmen. Dieser ließ, um die Meister zufriedenzustellen, die Kiste öffnen, damit jene, die ihn bei Lebzeiten nicht gesehen, den Trost hätten, ihn wenigstens im Tode zu erblicken.
Zu aller Verwunderung ward er unversehrt und frisch gefunden, obwohl seit seinem Tode fünfundzwanzig Tage verflossen waren.
Hierauf wurde er an einer Stätte in der Kirche neben dem Altar der Cavalcanti beigesetzt, woselbst in den folgenden Tagen fortwährend viele Gedichte angeheftet wurden, die die ersten Geister der Stadt verfaßt hatten.
Die Accademia hatte bereits daran gedacht, das Andenken dieses großen Mannes durch öffentliche Exequien zu ehren. Sie versammelte sich darum am 16. März 1563 im Hause ihres Vertreters Vincenzio Borghini und beschloß, sie mit dem größtmöglichen Pomp vorzunehmen.
Zu diesem Behuf wurden zwei Maler, nämlich Angelo Bronzino und Giorgio Vasari, sowie zwei Bildhauer gewählt, Bartolomeo Ammanati und Benvenuto Cellini, und ihnen alle jene Vollmacht erteilt, die sie zu diesem Zweck benötigten.
Der Großherzog Cosimo wurde um seine Zustimmung gebeten, daß die Exequien in der Kirche von San Lorenzo abgehalten würden, in der der größte Teil der Werke von Michelangelo sich befindet, die in Florenz sind, und daß dem berühmten Benedetto Varchi befohlen würde, die Rede zu halten.
Der Großherzog richtete der Akademie nicht nur alles zu, was sie begehrte, sondern versprach ihr auch alle zu dem Werke nötige Unterstützung, indem er erklärte, er gäbe dadurch nur seiner vollkommenen Achtung vor Michelangelos seltenem Talent Ausdruck.
Um bei diesen Exequien mitzuwirken, wurden die größten

Männer, die damals in Florenz lebten, ausgewählt. Sie beteiligten sich daran mit so löblichem Eifer, daß man sah, wie edel ihre Begeisterung für die Kunst war. Das hat Vasari ausführlich beschrieben.
Michelangelos Neffe, Lionardo Buonarotti, ließ ihm später ein prachtvolles Grabmal in der Kirche von Santa Croce errichten, für das der Großherzog den Marmor schenkte und Vasari die Zeichnung entwarf.
Man sieht auf demselben drei Statuen, nämlich die Skulptur, ausgeführt von Valerio Cioli, die Malerei von Batista Lorenzi und die Architektur von Giovanni dell' Opera, alles ausgezeichnete Bildhauer, sowie die folgende Grabschrift:

Michel Angelo Buonarotti
aus der alten Familie der Simoni
dem Bildhauer, Maler und Architekten
durch seinen Ruhm weltbekannt.

Lionardo hat die Gebeine seines geliebten und um ihn hochverdienten Oheims von Rom herbringen und in dieser Kirche im Begräbnis seiner Vorfahren unter Zustimmung des erlauchten Großherzogs Cosimo Medici von Toskana beisetzen lassen:

im Jahre des Heils 1570.
Er lebte 88 Jahre 11 Monate 15 Tage.

Aus der Leichenrede auf Michelangelo des Benedetto Varchi.

Michelangelo nahm an Alter und Tüchtigkeit und infolge davon auch an Ruf zu, indem er bald malte, bald meißelte, bald sich mit der Bildhauerkunst beschäftigte.
Er gebrauchte in gleicher Weise den Pinsel, den Bildhauerhammer, die Bleiwage.
Alle Zeit, die er erübrigte oder sich abstehlen konnte, vor allem jene Stunden, die die meisten andern in tadelnswerter oder törichter Weise zu verlieren pflegen und beim Spiel oder Belustigung übel anwenden, gebrauchte er löblich, indem er sich auf den Schlaf verließ und um Essen und Trinken, außer was er zur Erhaltung des Lebens bedurfte, nicht viel Sorge trug, und auf nützliche Weise, indem er die Prosaisten, aber mehr noch die toskanischen Dichter las, vor allem andern jedoch die wundervolle Komödie des einzigen Poeten, des einzigen Astrologen, des einzigen Philosophen und, um alles in ein paar Worten auszusprechen, des einzigen heidnischen Metaphysikers und des einzigen heidnischen Theologen, Dante Alighieri.
Er verwandte auch seine Zeit auf das Ersinnen neuer Erfindungen und der erhabensten Sentenzen oder Sonette oder Madrigale über mannigfache Stoffe, vor allem aber über die keuscheste und ehrbarste Liebe als ein Mann, der Zeit seines Lebens edlen Herzens, stets in reinsten und keuschesten Flammen brannte.
Sehr oft und fast immer an den Feiertagen ging er ganz allein, in die Betrachtung der tiefsten Geheimnisse der Kunst oder der dunklen Mysterien der Kunst versenkt.
Alltäglich übte er sich in der ausgesuchtesten Anatomie des Menschen oder der Tiere der Luft, des Meeres oder der Erde.
Auch studierte er die Perspektive genau.

Dieser Mann war so fleißig und genau in allen Dingen, daß er mit eigner Hand nicht nur die Eisenbohrer, die Feilen und die Gradireisen, sondern auch die Federungen und Spitzmeißel und alle andern Eisen und Instrumente anfertigte, die er in der Bildhauerei gebrauchte. Und in der Malerei bereitete er nicht allein die Grundierfarben und alle übrigen Vorbereitungen und nötigen Zurüstungen, sondern machte sich auch die Farben selbst, da er sich weder auf die Fabrikanten noch auf die Jungen verließ.

— — Von Michelangelos großem Karton:

Piero Soderino, auf Lebenszeit Gonfaloniere der Stadt Florenz, ein Mann von großem Verstande und vieler Güte, übergab in dem großen Saale des Palastes der Signorie, in dem sich damals der Große Rat versammelte, die eine Wand zum Bemalen dem Lionardo da Vinci, einem Mann, der in jeder Hinsicht vollkommen war.

Lionardo hatte bereits mit der Arbeit begonnen und stellte eine Gruppe von Pferden dar, so großartig und so neu, daß man bis dahin nichts Schöneres gesehen hatte, noch etwas, das diesem Werk an hohem Wert gleichkäme.

Als nun Michelangelo, bedeckt mit dem größten Ruhm ob seiner Tüchtigkeit, von Rom zurückgekehrt war, ward er von demselben Gonfaloniere zur Arbeit verpflichtet, der ihm zum Wettbewerb mit Lionardo die andre Wand zum Bemalen übertrug.

Um den Mann zu besiegen, der alle andern weitaus übertraf, und um zu zeigen, was ihm der Aufenthalt in Rom genützt habe, begann Michelangelo ein Ereignis darzustellen oder vielmehr etwas, das im Feld geschehen sein soll, als die Florentiner mit dem Feinde sich um Pisa aufhielten und hier herumstreiften.

Es war das nämlich folgendes Geschehnis:

Während nämlich die Krieger des Marzocco (von Florenz), um der übergroßen Hitze zu begegnen, im Arno badeten, hörten sie plötzlich die Trommeln zu den Waffen rufen.

Indem man nun den Überfall und den unverhofften Ansturm der Feinde sieht, steigt ein Teil allein oder mit Hilfe der andern aus dem Fluß, ein Teil ist schon aus den Wassern gekommen, mit großem Mut, Schreien und Tumult.
Dieser müht sich, die Stiefeln auf die Beine zu ziehen, der wirft die Kleider über, ohne einen Sattel zu haben; der rennt davon, indem er sie auf dem Hals oder unter den Armen trägt, in der Richtung, wo er den Lärm hört. Der sucht eifrig sich zu waffnen oder zieht sich die Beinschienen an oder nimmt den Küraß um oder knüpft die Sturmhaube fest. Dieser hastet, um irgendein Schwert, eine Lanze, eine Armbrust oder sonst eine Waffe, die erste beste, die ihm zu Händen käme, zu erfassen, um den Genossen zu Hilfe eilen zu können.
Währenddessen kämpften einige Reihen Reiter in mehr Gewänder gehüllt, um den Angriff aushalten zu können, aufs mutigste in einem Handgemenge.
Es erschienen auf diesem großen Karton die Figuren in verschiedenen außergewöhnlichen und seltsamen Stellungen, der lebend, der tot, der auf den Boden gestreckt, der kniend, der aufrecht, in mannigfacher Weise.
Viele schlugen sich, der eine den andern. Viele standen in Gruppen zusammen.
Viele waren ausgeführt, viele nur skizziert. Einige sah man in Umrissen mit der Kohle, andre mit Strichen entworfen, einige in sfumato und mit Bleiweiß aufgehöht.
An allen sah man sämtliche Muskeln und Nerven bis zu den Knochen samt den Verkürzungen, wie man sie früher niemals gedacht oder gesehen, und jeder von ihnen, von vorn oder von der Seite betrachtet, nackt oder bekleidet, war mit großer Feinheit und Sorgfalt, Zierlichkeit und Meisterschaft ausgeführt, so daß damals, als er es im Papstsaal zeigte, dahin alle Leute in Florenz in unglaublichem Gedränge zusammenströmten.
Alle waren von dieser Kunst betroffen, ergriffen, erstaunt und alle von Verwunderung erfüllt.

Dies war jener Karton, der all denen, die ihn studierten, bald dies, bald jenes nachahmend, das Zeichnen und Malen durch viele Jahre hindurch lehrte.
Der Ruf von diesem wunderbarsten und auch wundervollsten Karton, der durch verschiedene und sehr bedeutende Zufälle nicht zur Ausführung kam, verbreitete sich rasch über ganz Italien, wie auch noch nach vielen Jahren, als er in zahlreiche Stücke zerschnitten war, ihn die Maler im Hause der Medici, wohin man sie gebracht hatte, voller Eifer abzeichneten.
Es wurden viele Fragmente daraus gemacht und weggeschleppt, die man in Florenz und an andern Orten aufbewahrt und wert hält, wie die Heiligtümer und des Aufhebens würdige Sachen wertgeschätzt zu werden pflegen und es auch sollen.
Dieser wohlbelobte und nach Gebühr so oft empfohlene Karton war die Ursache, daß Papst Julius II., der das Andenken seines Oheims, des Papstes Sixtus IV., nach Möglichkeit ehren und erhalten wollte, solange er könnte, wünschte, daß Michelangelo, den er durch Giuliano da San Gallo aus Bologna hatte rufen lassen, unter allen Bedingungen das Gewölbe seiner Kapelle im päpstlichen Palast im Vatikan malen solle.

Die wichtigsten Ereignisse in Michelangelos Leben.

1475, 6. März, Geburt Michelangelos.
1488, 1. April, Eintritt Michelangelos in die Werkstatt des Domenico und David Ghirlandajo für drei Jahre.
1489 Michelangelo besucht den Garten der Mediceer bei San Marco.
1492, um diese Zeit entsteht der Kopf des alten Faun und das Marmorbasrelief der Zentaurenschlacht.
1492 Michelangelo arbeitet den Herkules für den König von Frankreich.
1493 Arbeit am Kruzifix für San Spirito.
1494 Michelangelo geht nach Bologna und dann nach Venedig.
1495 Statue des Cupido.
1496, am 25. Juni kommt Michelangelo zum erstenmal nach Rom.
1499—1500 arbeitet er die Pieta.
1501, 16. August überträgt die Bauleitung von S. Maria del Fiore in Florenz ihm die Vollendung des David in Marmor.
1503, 24. April bestellen die Vorstandschaft der Webereizunft und die Bauleitung des Doms zwölf Apostel aus Carraramarmor.
1504, 8. Juni die Aufstellung des David an der Stelle der Judith von Donatello vor dem Palazzo della Signoria ist vollendet.
1504, 15. September und 11. Oktober Vertrag der Erben des Papst Pius III. mit Michelangelo wegen Aufstellung der zwölf Statuen in Siena. Vier Figuren waren in dieser Zeit fertig.
1505, August, der Karton in Konkurrenz mit Lionardo für die Signoria von Florenz gearbeitet, darstellend eine

Kampfszene aus dem Krieg der Florentiner mit Pisa, ist vollendet.

1505, 12. November, erstes Dokument in Angelegenheit des Marmors für das Grab Julius II.

1506, Breves von Papst Julius II., die sich auf die Berufung Michelangelos nach Rom wegen der Ausführung des Grabmals für den Papst beziehen.

1507, 10. Mai, Beginn der Arbeit an den Fresken an der Decke der Sistina.

1507, 10. Mai, Piero Soderini beauftragt Michelangelo mit der Anfertigung der Gruppe Herkules und Cacus.

1507, 21. August zeigt Michelangelo die Vollendung der Bronzefigur Julius II. an, die am 21. Februar 1508 in Bologna enthüllt wird.

1508, Oktober, Vollendung der Bronzestatue des David.

1509, 1. November, Enthüllung eines Teils der Decke der Sistina.

1511, 30. Dezember zerstören die Anhänger Giovanni II. Bentivoglio die Bronzestatue Julius II. in Bologna.

1513, 24. Februar stirbt Julius II. Neuer Kontrakt mit Michelangelo wegen seines Grabmals.

1515, Ende des Jahres macht Michelangelo im Auftrag Leos X. ein Modell für die Fassade von San Lorenzo.

1519, 20. Oktober, Michelangelo, in Florenz Mitglied der Accademia Medicea, erbietet sich zum Entwurf eines Denkmals für Dante.

1521, September, Michelangelo, zum Prior erwählt, kann diese Stelle nicht annehmen.

1522—23 arbeitet er an den Figuren für das Grabmal Julius II.

1523 erhält Michelangelo eintausendeinhundertfünfzig Skudi als Provision für dreiundzwanzig Monate Arbeit bei der Bibliothek von San Marco.

1524, 19. Oktober erhält er vierhundert Golddukaten für die Gräber der Mediceer in San Lorenzo.

1525 Michelangelo wird von Papst Clemens VII. nach Rom gerufen wegen der Vollendung der Bibliothek und Sakristei von San Lorenzo.

1529, 6. April wird Michelangelo Generalkommissar der Befestigungen von Florenz.

1529, Ende September flieht Michelangelo mit Rinaldo Corsini und Antonio Mini nach Ferrara und Venedig.

1529, 9. November verläßt Michelangelo Venedig, um nach Florenz zurückzukehren.

1530, 12. August, nach dem Fall der Republik in Florenz durch Alessandro de' Medici verbirgt sich der von den Häschern gesuchte Michelangelo im Hause eines Freundes.

1531, 29. September vollendet Michelangelo zwei weibliche Figuren für die Gräber der Mediceer und beginnt die beiden männlichen.

1531, 4. Dezember, Abkommen mit den Vertretern des Herzogs von Urbino über das Grabmal Julius II.

1531—34, Montorsoli arbeitet die Figur des heiligen Cosmas an den Gräbern der Mediceer und hilft Michelangelo die Figuren des Giuliano und Lorenzo daselbst vollenden.

1532, 29. April, Michelangelo geht von Florenz nach Rom auf Aufforderung Clemens VII.

1535, 1. April, Paul III. ernennt Michelangelo zum obersten Architekten, Bildhauer und Maler des apostolischen Palastes.

1536 Michelangelo legt die beiden zum Kapitol führenden Flachtreppen an.

1537, 18. Dezember, Breve Pauls III. zugunsten Michelangelos betreffs des Jüngsten Gerichts und des Grabmals Julius II.

1538, die Reiterstatue Marc Aurels erhält unter seiner Leitung ihren jetzigen Platz in der Mitte der ganzen Anlage.

1541, 23. November schreibt Ascanio Parisani an den Herzog von Urbino, daß die Vollendung des Grabmals für Julius II. mit Benutzung der Zeichnungen und Hilfe Michelangelos andern Künstlern zu übergeben sei.

1541, 25. Dezember, Enthüllung des Jüngsten Gerichts.

1544, Januar macht Michelangelo eine Zeichnung eines Grabmals aus Marmor für Cecchino Bracci, gestorben in Rom am 8. Januar 1544.

1544 Michelangelo erkrankt in Rom und wohnt im Hause Luigi del Riccios.

1545 Beendigung des Grabmals für Julius II.

1547, 1. Januar, nach dem Tode des Antonio da San Gallo wird Michelangelo Architekt der Peterskirche. Er macht ein neues Modell.

1547, 25. Februar stirbt Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara.

1547 Michelangelo übernimmt die Ausführung des Hauptkranzgesimses am Palazzo Farnese.

1549, 10. November, Tod Pauls III. Sein Neffe, Kardinal Farnese, bestellt bei Michelangelo sein Grabdenkmal.

1549—50 Michelangelo vollendet zwei große Fresken in der Capella Paolina, die Kreuzigung Petri und die Bekehrung Pauli.

1550 Beginn der Arbeit in Marmor für die Kreuzabnahme für den Dom in Florenz.

1552, 23. Januar, Breve des Papstes Julius III. bestätigt Michelangelo als Architekt von Sankt Peter.

1553, 16. Juli, Datum der ersten bei Antonio Blado in Rom gedruckten Lebensbeschreibung Michelangelos von Condivi.

1554, 20. August fordert Vasari Michelangelo zur Rückkehr nach Florenz auf, was sich dann bis zur endgültigen Absage Michelangelos vom 8. April 1560 wiederholt.

1565 Michelangelo flieht in das Gebirge bei Spoleto bei Annäherung des spanischen Heeres.

1558 Michelangelo macht ein Modell für die Kuppel von Sankt Peter.

1559, 19. Oktober erhält Michelangelo die Aufforderung zur Anfertigung des Planes der Kirche San Giovanni de' Fiorentini zu Rom, für den ihm Großherzog Cosimo am 22. Dezember dankt.

1559 Michelangelo macht den Entwurf zur Kirche Santa Maria de' Fiorentini und im Auftrag Pius IV. die Zeichnung zur Porta Pia.

1563, 31. Januar wird Michelangelo zum zweiten Vorstand der Accademia del Disegno in Florenz erwählt. Der erste Vorstand ist Großherzog Cosimo.

1564, 18. Februar, Tod Michelangelos.

Die Dichtungen des Michelangelo

Auf Michelangelos Statue der Nacht
von Giovanni Strozzi.

Die Nacht, so süß im Schlummer hier zu schauen,
Die schuf ein Engel aus dem Stein, dem spröden,
Sie schlummert und sie lebt, du darfst mir trauen,
Wo nicht, so wecke sie, und sie wird reden.

Michelangelos Antwort.

Wohl, daß ich schlafe, daß ich Stein bin. Preise
Sie glücklich, wer nicht sieht und nicht empfindet,
Was uns an Schmach und Jammer jetzt umwindet.
Drum ja nicht wecke mich, sprich leise, leise!

Grabschriften auf Cecchino Bracci von Florenz,
gestorben zu Rom im 17. Lebensjahr, 8. Januar 1544. Verfaßt für Luigi del Riccio.

1. Schloß sich dies schöne Auge vor der Zeit,
So weiß ich eins, das mag uns Tröstung geben:
Nur wenig Liebe rief es wach im Leben,
Nun es erloschen, trägt ein jeder Leid.

2. Beweint Ihr mich, weil ich geschieden bin
Und früh erlöst? O sparet Euer Klagen!
Was Ihr an Tränen habt, das rinne hin
Um alle, die das Joch der Erde tragen.

3. Warum du nur zu mir gekommen bist,
O Tod, statt zu dem Alter voll Beschwerden?
Ich tat's, weil kein Gelaß im Himmel ist
Für Überliebtes, das verdarb auf Erden.

4. Die Schönheit, die hier schlummert, hat der Tod
Nicht mit des Alters Waffen morden wollen,
Nein, unversehrt, in ihrem Morgenrot
Hat sie zurück zum Himmel kehren sollen.

5. Die Schönheit, die dies enge Grab umfaßt,
War so erhaben über allem Schönen,
Daß sie der Tod, den Menschen so verhaßt,
Hinnahm, die neidischen sich zu versöhnen.

6. Ein Bracci nur, wie hätte das gereicht,
Dem Tod zu wehren, der mich rasch bezwungen?
Hätt' ich den Piedi angehört, vielleicht
Vor ihm zu flüchten wäre dann gelungen.

7. Hier lieg' ich, der ich kaum geboren war,
Hier schlaf' ich; mit so grimmer Eile führte
Der Tod mich heim, daß, ihrer Hülle bar,
Die Seele kaum den raschen Wandel spürte.

8. O wähnet nicht, Ihr erbtet nun die Zier,
Womit so reich der Himmel mich versehen,
Euch allen wehrt' er sie und gab sie mir,
Und wie ich war, so werd' ich auferstehen.

9. Nie hat sein Geist gesehn, was uns entzückte:
Die schöne Hülle, die ihn einst umwand;
Wenn er nicht jenseits schönre Wohnung fand,
Was sollt' es dann, daß ihn der Tod entrückte?

10. Ward, da er sich dies schöne Teil ersehen,
Der Tod Besieger der Natur? Wohlan,
Dort ist der Himmel, der sie rächen kann:
Er laß es, nur viel schöner noch, erstehen.

11. Gewiß, solang dies Auge lebte, schwand
Verdunkelt, was es Schönes gab hienieden.
Tot, hat es andren Leben zugewandt:
Ist mehr, als Ihr verlort, Euch nun beschieden?

12. Ihr wähnt mich tot? O nein, zur schönen Zier
Der Welt geschaffen, trug ich tausend Seelen
Von Freunden, die mich liebten, tief in mir;
So mag, die mir entfloh, die eine fehlen.

13. Daß auch die körperlose Seele lebt,
Das möge jeglicher an mir entdecken,
Wenn Schauer vor dem Toten ihn durchbebt;
Was ganz geschieden ist, wird nimmer schrecken.

14. Zu frühem Schlummer war ich ausersehen,
Zu andren Stätten, ew'gen, ging ich ein;
Wenn aber Freund' in Freunde übergehen,
O, dann in dir werd' ich lebendig sein.

15. Wenn nur ein flücht'ger Tag dein Leben war,
Dann zählt wohl deine Ewigkeit nach Jahren?
O nein, der lebte manches lange Jahr,
Der, was es gibt, an einem Tag erfahren.

16. Daß mich der Tod für dieses Grab erlesen
So früh, das tat der Himmel mir zum Heil.
Mir ward, was nur die Welt vergönnt, zuteil·
Was wäre besser als der Tod gewesen?

17. Am Staub, der hier von meiner Hülle blieb,
Von allem Zauber, der sein Herz erfreute,
Erkenne jener, dem ich einst so lieb
Auf Erden war, was Erdenzier bedeute.

18. Weint Ihr dem Toten Eure Tränen nach,
Weil Ihr zum Leben ihn erwecken möchtet?
Das wäre grausam, wenn noch einmal, ach!
Den Geist Ihr an den Staub zu ketten dächtet.

19. Was soll es, Tränen auf mein Grab zu sä'n?
Die Ihr es tut, ergebt Euch nicht dem Traume,
Ihr wecktet mich, wie Frucht am durst'gen Baume!
Für Tote gilt kein Frühlingsauferstehn.

20. Du Marmor über mir denkst immer mein,
Den andern bin ich wie im Traum ein Wesen,
So rafft der Tod in seine Schatten ein,
Als wäre, was er hinnahm, nie gewesen!

21. Der Zeit, die mich ins Grab geführt, entbunden,
Wie deucht mir Wiederkehr zur Erdennot,
Wofern sie wäre, schlimmer nur als Tod.
Ich lebe, wo der Tod sein Ziel gefunden.

22. Ich war Cecchin, und nur mein Bild, so hold,
Ließ ich zurück, drum sei der Tod gesegnet,
Da solchem Werk das süße Los begegnet,
Dort einzugehn, wohin ich nie gesollt.

23. Ein Bracci war ich, kam zur Welt mit Weinen,
Sah just den Tag und schlief auf ewig ein.
Doch denket meiner nur das Herz des einen,
Der mich geliebt, so mag's auf ewig sein.

24. Nun leb ich erst, da mich die Erde decket,
Nun schloß der Freund ganz in das Herz mich ein.
Und starb ich, um noch mehr geliebt zu sein,
Dann sei der Tod gelobt, der Liebe wecket.

25. Mein schönes Teil war ganz von jener Welt,
Der Leib, der sterbliche, von dieser Erde.
Wenn, was vom Himmel kam, dem Tod verfällt,
Wie hofft' ich, daß er Staub verschonen werde?

26. Wenn hier der Tod in ihren jungen Tagen
Die schönste Blüte dieser Welt entriß,
Die kaum entfaltete, o dann gewiß
Darf nimmer, wer welk scheidet, klagen.

27. Dem Tod bin ich für immer nun erkoren,
Nur eine Stunde war ich Euer. Ach,
Ich ward so schön und ließ nur Trauer nach,
Nur Tränen: wozu war ich denn geboren?

28. Ihr klagt, daß die geliebte Sonne schied,
Euch schon verloren, da sie kaum erwachte?
So scheidet, was der Himmel reich bedachte,
Denn nie um Armes ist der Tod bemüht.

29. Hier ruh' ich aus, doch eine Weile nur,
Und schöner wird mein schöner Leib erblühen,
Der schönste, der vom Himmel der Natur
Je als Gesetz und Vorbild ward verliehen.

30. Gab einem je mein Auge Leben, Frieden,
Wo nähm' er jetzo Frieden, Leben her?
Vom Schönen? Ach, das hat die Welt nicht mehr.
So sterb er denn, da all sein Glück geschieden.

31. War ich dem Freunde viel, sein Leben gar,
Und modre nun in diesem engen Bette:
Wie mag er's tragen, daß kein andrer war,
Der mir zulieb den Tod erlitten hätte.

32. Das Grab spricht:
So wußte keiner, wie mein Toter hier,
Mit Schönheit Wunden in das Herz zu schlagen,
Drum nahm ihn auch der Tod; ich denke mir,
Er tat's, weil ihm Geringre nicht behagen.

33. Hier liegt er mit dem zauberischen Blick:
Das Schönste, was der Schöpfer je vollbrachte;
Doch sah er, wie die Welt es wenig achte,
Und zeigt' es nur, und nahm es schnell zurück.

34. Das Grabmal spricht:
Der hier war Euer Odem, Euer Licht,
Wer ihn nicht sah, mug ruhig weiterleben;
Doch wer ihn je gekannt und eilt ihm nicht
Im Tode nach, fürwahr, der hat kein Leben.

35. Tot ließ den Geist gen Himmel und zur Erde
Die Hülle gehn; und der mich tot noch ehrt,
Er sorgt, daß meine Schönheit unversehrt
In ew'gem Marmor Euch erhalten werde.

36. Das Denkmal spricht:
Der Erde Schönstes deck' ich Trauermal.
Gleichwie der Geist dem Körper Form und Leben
Half dieser mir geweihte Formen geben:
So schöne Scheide zeugt von schönem Stahl.

37. Wird wie der Phönix auch dies Angesicht,
Das liebliche, verjüngt Euch wiederkehren:
Wohl, denn erkanntet Ihr so Schönes nicht,
Nun Ihr's entbehret, lernt Ihr wohl es ehren.

38. Der Stein redet:
Mit dieser Sonne, die ich deckend hüte,
Schwand die der Welt auf Nimmerwiederkehr.
Es traf sie nicht der Tod mit Stahl und Speer,
Ein Säuseln nur entriß die junge Blüte.

39. Das Bildnis auf dem Steine sagt:
Der Bracci einer war ich, der Euch starb;
Und schiede sich der Himmel von der Erden,
Fürwahr, es könnte, nun er mich erwarb,
Auf immerdar sein Tor geschlossen werden.

40. Hier warf Cecchin die edle Bürde nieder,
Die herrlichste, die je zur Erde kam.
Rom weinte wohl, allein der Himmel nahm
Mit Lust die Seele, die befreite, wieder.

41. Da schläft er unter edlem Marmorstein,
Und heil'ge Stätten sind dem Geist beschieden;
Und wohnt er nun im Himmel wie hienieden
So schön: wie froh des Todes mag er sein!

42. Hier brach der Tod die Frucht von fünfzehn Jahren,
So zart, so herbe noch, so leicht besiegt.
Es freut den Stein, der hier, sie schirmend, liegt,
Sonst weinten alle, die da Zeugen waren.

43. Einst war ich Staub und sah die Welt voll Not,
Nun aber göttlich, teil ich Himmelsfreuden.
Das nenn' ich schönen Tausch, das frohen Tod,
Der tötet, um das Leben zu bescheiden.

44. Cecchinos Auge schloß der Tod und nahm
Die Last der Hülle früh von seiner Seele;
Er tat's, damit das Leben ihm nicht fehle,
Das oft verscherzte, wer zu Jahren kam.

45. Ein Bracci war ich; aus der schönen Hülle,
Der seelenlosen, wurde Staub und Bein;
Die Ihr mich liebtet, lüftet nie den Stein,
Auf daß er nicht Unschönes Euch enthülle.

46. Die Seele lebt, das weiß ich Toter hier,
Gewiß, nur die Lebend'gen sind die Toten,
Und war das Leben kurz, das mir geboten,
Wohl! um so eher wird die Gnade mir.

47. Dort wandelt schon, der hier begraben lag,
Ihn weckte die Barmherzigkeit beizeiten.
Denn schlief' er noch am letzten großen Tag,
Den Himmel würd' er allen dann bestreiten.

48. Soll Menschenleben nicht im Flug verwehn,
Wie wird dem Toten hier vergolten werden?
So schön noch, mußt' er schon von hinnen gehn,
Und manches Jahr noch kam ihm zu auf Erden.

Kanzone.

Gleichwie der Pfeil dem Ziel, so ist mein Leben
In raschem Lauf dem Ende zugeflogen;
Verlodert ist die Glut. All deine Tücken
Von einst, die hab' ich, Liebe, dir vergeben —
Vergessen nicht. Drum spanne nur den Bogen,
Mich zu verwunden, wird dir nimmer glücken.
Wohl möchtest du mein Auge noch berücken
Und so mein Herz verlocken, daß es feige
Dem alten Wunsch sich neige;
Drum flieht es dich, du weißt es, und verachtet

Die Hand, die nach dem Leidensmüden trachtet.
Hoffst du vielleicht, mich dennoch zu betören,
Mich so mit neuen Reizen zu umspinnen,
Daß selbst der Weiseste sich kaum entwände?
Das hieße mir, dem Greis, Verderben schwören,
Wie Eis am Feuer würd' ich dann zerrinnen

Statt zu erglühen; schon so nah dem Ende,
Wär' es der Tod, bei dem ich Rettung fände
Vor deiner grimmen Hand, vor Liebeswaffen,
Die soviel Leiden schaffen,
Und die das Glück, das mancher fest in Händen
Zu halten meint, ihm jählings oft entwenden.

Mein Geist, der mit dem Tode nur verkehret,
Erwägt, was seiner harrt in künft'gen Tagen,
Und denkt, erfüllt von immer neuem Wehe,
Wie bald die Hülle nun zum Staube kehret.
Schon träumt er, zwischen Hoffen und Verzagen,
Er wandle den verheißnen Pfad, ach wehe,
Und dann auf einmal kommst du wild und jähe,
Verwegner Liebesgott, und willst mein Denken
Noch ab vom Tode lenken,
Noch in so später Zeit, und meinst, dir biete
Auch der verwelkte Stamm noch Laub und Blüte?

Was willst du noch? Sahst du mich nicht seit Jahren
Mein Leben so in deinem Reich verscherzen,
Daß mir kein Tag verblieb? Nun, meinst du, zwinge
List und Gewalt mich dir, dem Undankbaren,
Zu neuem Dienste, dir, der nur die Herzen
Zerstört und tut, als ob er Tröstung bringe?
Fürwahr, die Seele, die, wo deine Schlinge
Sich lüftet, nicht alsbald zur Flucht sich wendet,
Sie wäre wahnverblendet,
Vermöchte sie der Freiheit zu entsagen,
Der edlen, um dein tödlich Joch zu tragen.

Was lebt, das nimmt die Erde bald von hinnen,
Rasch welket, was sie noch so schön erzeugte;
Wer liebt, dem deucht Entsagung oft wie Wehe;
Doch rächt sich jede Schuld, und wer den Sinnen,
Den immer lockenden, sich willig beugte,

Stürmt dem Verderben zu, Amor, gestehe,
Was willst du, daß mir Schlimmes noch geschehe?
Soll ich, uneingedenk so vieler Plage,
Am letzten meiner Tage,
Statt auf mein ew'ges Heil ihn zu verwenden,
Die Schmach erneu'n und so mein Leben enden?

Geh, Lied aus Eis und Glut, und siehst du Amor
Noch immer rüsten gegen mich, den Müden,
So sprich ihn an um Frieden,
Sag: Überwundne zu besiegen wäre
Kein Heldenwerk und brächte nimmer Ehre.

Terzinen.

Beim Tode Lodovicos Buonarotti, seines Vaters, der kurz nach seinem Sohn Buonarotto, Michelangelos Bruder, starb.

Soviel hab ich geseufzt, und soviel Tränen
Hab ich geweint: Versiegt durft' ich mein Klagen,
Verweint für immer meinen Jammer wähnen.

Da kommt mit neuem Leid mein Herz zu schlagen
Der Tod, der nie genug an Tränenwehe
Zu zeugen weiß an kummervollen Tagen.

Und also wollt' er, daß auch mir geschehe,
Daß ich noch mitten in so großem Leiden
Schon wieder laut in Klagen mich ergehe.

Dir, Bruder, gilt's und dir, der du uns beiden
Das Leben gabst, ihr seid's, um die ich weine,
Und kaum vermag ich Schmerz von Schmerz zu scheiden.

Wie hingemalt lebt mir im Geist der eine,
Indes vor meinem Blick voll frischer Zähren
Der andre steht als wie ein Bild von Steine.

Zwar sollt' ich nicht so herbe Trauer nähren,
Denn reich an Jahren gingest du von hinnen,
Er aber mußte heim im Lenze kehren.

Und keine Träne sollte denen rinnen,
Die ihren Zoll dem Leben abgetragen
Und allem Irrsal dieser Welt entrinnen.

Allein, wo ist das Herz, das nicht in Klagen
Ausbräche, soll es den nicht wiedersehen,
Der uns erzeugt, genährt, gepflegt, getragen?

Ganz ungebeugt im Leiden zu bestehen,
Ward Menschen nimmer wohl die Kraft zuteile,
Und mich, o Herr, hast du so schwach gesehen!

Und denk' ich, daß Vernunft die Seele heile,
Und wecke sie, dann knirscht in ihren Banden
Der Schmerz, und tiefer dringen seine Pfeile.

Vertraut' ich nicht, daß du, vom Tod erstanden,
Der Sorgen lächelst, die mit bangem Grauen
Vor solchem Tod auf Erden dich umwanden:

Wo fänd' ich Trost, wo Glauben und Vertrauen,
Dächt' ich nicht, denen sei einst wohl gebettet,
Die schon auf Erden für den Himmel bauen.

So hält das schwache Fleisch den Geist gekettet,
Daß uns der Tod ein Übel deucht; als wär' es
Nicht just der Tod, der uns vom Übel rettet.

Du sahest neunzigmal ins Bett des Meeres
Die Sonne nach vollbrachtem Jahr sich senken,
Eh' du den ew'gen Frieden fandst. Nun mehr' es

Dein Leid um mich, mußt du, Erlöster, denken,
Daß dich der Himmel ausersah, zu Tagen
Des Jammers dieser Erde mich zu schenken.

Dich hat der Tod zu Gott emporgetragen,
Kein Wechsel schrecket dich, kein sehnend Ringen
Quält deine Brust: fast neidisch muß ich's sagen.

Nie über eure heilige Schwelle dringen
Zeit und Geschick, die uns für flücht'ge Stunden
Trugvoller Lust gewisse Schmerzen bringen.

Nie halten Wolken euer Licht umwunden;
Gewalt und Zufall kennt ihr nicht. Dort oben
Wird nicht gezählt nach Tagen, die entschwunden.

Nie seht ihr euren lichten Glanz zerstoben
Von finstrer Nacht, nie durch den Tag gemehret,
Ob sich die Sonne noch so stolz erhoben.

Dein Sterben hat im Sterben mich belehret,
Und schon, o Vater, bin ich in Gedanken
Mit dir in bessre Welten eingekehret.

Dünkt euch das schlimm, wenn Gott aus diesem kranken
Zum sel'gen Leben ruft, vom letzten Tage
Zum ersten? Nein, ich weiß es ihm zu danken,

Daß ich den Glauben in der Seele trage:
Wo ich dich ahne, find' ich dich! Drum scheide
Dies kalte Herz vom Leben ohne Klage.

Hält schönre Liebe Sohn und Vater beide
Erst dort, wo jede Tugend wächst, umschlungen,
Dann selig deiner so wie meiner Freude

Sei unserm Schöpfer ew'ger Ruhm gesungen.

An meine Herrin.

All meine Hoffnung welkt, all meinem Leiden
Versagst du selbst des Mitleids arme Spende,
Du denkst an meiner Qual dich nur zu weiden.

Wo soll ich flehen, sage du's, wo fände
Mein Glauben Trost, wenn ich mit allen Schwüren,
Die Treue schwört, dich nimmer überwände?

Wohlan, ich will den Streit vor Amor führen,
Und hab' ich dann umsonst nach Recht getrachtet,
So sei's, mag sein Geschoß dann dir gebühren.

Wer sterben soll und schon in Banden schmachtet,
Will doch dem Spruch, dem letzten, nicht entsagen,
Wie falsch und grausam er den Richter achtet.

Du, schöner als die Schönen, laß mich fragen,
Wie wardst du stolz und trotzig von Gemüte,
Weil dir ein Herz voll Demut zugeschlagen?

O, du so hart, verstockt und sonder Güte,
Du Herz von Eis, und eis'ger nur durchfroren,
Je heißer dich die Glut der Lieb' umglühte;

Ihr Arme, grausam wider den verschworen,
Du Hand, verachtend den, der für dich stürbe,
Du Blick voll Hohn auf den, der dich erkoren:

Daß je ein Leben so viel Schmuck erwürbe,
So viel an edler Zier und Tugendehre,
Auf daß in Schmach ein andres dran verdürbe,

Das glaubt' ich nie. An der, so wähnt' ich, lehre
Der Himmel uns, die wir auf Erden wallen,
Wie einst nach dieser Welt das Leben wäre.

Dir, Undankbare, war das Los gefallen,
Schon hier das Reich des Ew'gen zu erschließen,
Doch lebst du nur zur Qual uns andern allen.

Wen Gott berief, ein Leben zu versüßen,
Und wer nur Jammer schafft, fürwahr, ihm wäre
Sein Recht geschehn, hätt' er allein zu büßen.

Bedenke das, es ist die weise Lehre,
Die Liebe gibt, und die ich warnend bringe,
Auf daß ich dich zur Reue noch bekehre.

So gönne, daß mein Flehen zu dir dringe,
Verhöhne keinen, den dein Zauber rühret,
Und achte andrer Wert nicht zu geringe.

Du solltest wissen, daß sich's wohl gebühret,
Von deinem Reichtum Ärmern abzugeben,
Gleichwie der Stern das Dunkel schöner zieret.

Du aber kennst nur stolzes Überheben;
Zu karg, zu schnöde, willst du mein Verderben,
Und ungestraft darfst du den Tod mir geben.

War je ein Los dem meinen gleich, dem herben?
So treuen Liebesdienst hätt' ich verschwendet,
Um langsam unter Qualen hinzusterben!

O, daß der Himmel dir soviel gespendet,
Dir alle Schönheit gab! hätt' er doch einer
Von mildrer Freundlichkeit sie zugewendet.

Doch laß ich dir mein Herz, ob du auch meiner
Nur höhnend denkst, und andrer Schönheit Schlingen
Sind mir verhaßt und schal, ich achte keiner!

So laß denn dich zu rühren mir gelingen,
Laß meine unschuldvolle Seele denken,
Sie werde nicht umsonst nach Rettung ringen

Denn mag der Trug mit seinen argen Ränken
Leichtmüt'gen Weibersinn auch leicht betören
Und mit dem Gift der falschen Rede tränken;

Du solltest doch allein auf Wahrheit hören.
So hör' auf sie, und ihre Macht wird jede
Verlästrung meiner reinen Glut zerstören.

Du aber, Geist der Lüge, der du schnöde
Auch mich der Schuld verklagst, von der ja immer
Der Pöbel weiß und seine gift'ge Rede,

Enthülle dich, wirf ab den falschen Schimmer,
Der Tücke birgt; denn wie vor andern Frauen
Die meine rein ist, das verkannt' ich nimmer.

Laß dich als Mutter böser Kinder schauen,
Stiefmutter du der Guten, und verwehre,
Mehr als ich kann, daß Menschen dir vertrauen.

Denn wer dir glaubt, der tötet Ruf und Ehre.

An meine hingeschiedene Herrin.

Vertrocknet lägen Quellen schon und Flüsse,
Von Seufzern ausgedörrt, ein Wüstenfeld,
Erneut' ich sie nicht stets durch Tränengüsse.

Zwei ew'ge Leuchten sind am Himmelszelt,
Die eine Wärme bringt, die andre Kühle;
Verlöschte eine, siechte hin die Welt.

So müßte auch vergehn in Brand und Schwüle
Ein liebend Herz, wenn nicht die Tränenflut
Wie Tau zur Erde auf die Gluten fiele.

Doch mir stärkt Tod sogar den Lebensmut,
Denn er verheißt mir Seligkeit in Fülle,
Nur tötet er mich nicht, da wohl er tut.

Stoß ab, mein Nachen, Wind die Segel fülle,
Trag mich zu ihr, zum Strand, dem keiner naht,
Der nicht zurückließ hier die Erdenhülle.

Doch ach, der Schmerz kürzt mir nicht ab den Pfad,
Die andern sind voraus, ich schleiche trübe,
Fern scheint das Ziel, ich weiß nicht Trost noch Rat.

O grausam Mitleid, daß ich leben bliebe,
Und leben ohne sie, das wolltest du?
Zerreißen, töten nicht kannst du die Liebe.

Kapitel, in dem Michelangelo sich selbst als alt und krank beschreibt.

Ich bin, wie Mark in seiner Schale eingeschlossen,
Dem Geiste in der Flasche gleich, freiheitberaubt,
Nur Armut blieb dem Einsamen, ach! zum Genossen!

Mein dunkles Grab, dies enge Kämmerlein, erlaubt
Nur kurzer Flug, hier wo Arachne und die Schwestern
An tausend Werke schon vollendet, grau bestaubt,

Wo spinnend sie zu Spindeln selbst sich in den Nestern
Die Emsigen gemacht; da, wo man Unrat häuft
Vor meiner Tür, als gälte es, den Greis zu lästern,

Wo Katzen man und Aas an meine Hütte schleift,
Und faule Speisereste, dem Geruch zuwider,
Wo nachts Gesindel, schmutzig, Unfug treibend schweift;

Der Husten schüttelt mich, und Frost durchläuft die Glieder,
Aus meiner Brust ringt sich der Atem nur mit Qual,
Gebrochen ist der Leib, wird schwächer stets und müder.

Von Arbeit bin ich krumm und abgezehrt und fahl;
Mein Wirtshaus ist der Tod, schon fühl' ich seine Schauer;
In dieser Kneipe setz' ich täglich mich zum Mahl.

Ach, meine Lust ist Schwermut, meine Freude Trauer
Und meine Ruh das Elend, dessen ich gedacht;
Wer Unheil sucht, der findet's schon für Lebensdauer.

Ja, zum Dreikönigsfest paßt' ich in dieser Tracht,
Und auch mein Hüttchen gäb euch Anlaß wohl zu Scherzen,
Wenn's plötzlich mitten stünd' in der Paläste Pracht.

Ach, keine Liebesflamme blieb in meinem Herzen,
Der kahlen Seele blieben Schwingen nicht zum Flug,
Ein Leid löst ab das andre, mehrend stets die Schmerzen.

Ich rede, wie die Wespe summt, versperrt im Krug;
Ein Lederſack bin ich voll Sehnen nur und Knochen,
Im Leibe trag' ich Steine durch der Krankheit Fluch.

Die Augen fleckiggelb, die Zähne los, zerbrochen,
Wie Tasten auf dem Instrument, daß jeder Laut
Verfälscht erscheint und keiner ahnt, was ich gesprochen.

Mein Antlitz ist ein Schreckbild, vor dem allen graut.
Zur Vogelscheuche paßte wohl der Kleider Hülle
Den Sämann, der im trocknen Wetter Weizen baut.

In einem Ohr zirpt nachts, so dünkt mich, eine Grille,
Im andern hockt 'ne Spinne, keins zum Hören taugt,
So naht der Schlaf mir nicht mit seines Trostes Fülle.

Amor, die Musen, blum'ge Grotten duftumhaucht,
Die Vers' und Skizzen sind so weit herabgekommen,
Daß man zu Käs'papier sie nur und Tüten braucht.

Viel Pinselei'n und Puppen machen, was kann's frommen?
Mich bracht's so weit wie jenen, der den Ozean
Mit Glück durchschifft, um dann im Sumpfe umzukommen.

Die teure Kunst, durch die einst viel ich galt, oh Wahn!
Die stieß allein in diese Schmach mich, dies Verderben;
Arm, alt und hilflos, andern Menschen untertan,

Begehr ich nur den Tod; mein einzig Heil ist Sterben!

Sonette:

1.

Auf Dante.

Er kam und zog in finstren Höllenschlünden,
Den rächenden und sühnenden, die Fährte,
Und stieg zu Gott, ein Sterblicher, und kehrte
Zurück, uns lautre Wahrheit zu verkünden.

Ein heller Stern in dieser Welt voll Sünden,
Der auch mein Land so unverdient verklärte:
Was böte je die Erde, das ihn ehrte?
Herr, nur bei dir war Lohn für ihn zu finden.

Von Dante red' ich. O, der schnöden Toren,
Die seine Tat so schlecht erkannt! Ich meine
Dich, Volk, das die Gerechten nur mißachtet.

Wär' ich wie er, zu solchem Leid geboren,
Für herben Bann, für Tugend wie die seine
Hätt' ich die Welt und all ihr Glück verachtet!

2.

Auf Dante.

Wer sagte, was von ihm zu sagen wäre,
Der wie ein Licht ist schon aus lichter Zone.
Leicht findet ihr das Wort dem Volk zum Hohne,
Das ihn gekränkt, schwer das zu seiner Ehre.

Ins Reich der Sünden, daß er uns belehre,
Stieg er hinab, dann auf zu Gottes Throne.
Und schloß das Vaterland sein Tor dem Sohne,
Der Himmel tat ihm seines auf, das hehre.

O, selber dein Verderben so zu nähren,
Du schnödes Land! Du solltest Zeuge werden,
Daß Großes stets zu großem Weh erkoren.

Und nur das eine magst du zitternd hören:
Verbannt war kein so Edler je auf Erden,
Wie kein so Großer je vor ihm geboren.

3.

An Papst Julius II.

O Herr, wenn je ein Spruch die Wahrheit sagte,
So ist es der: Wer hat, will nimmer geben.
Die Schwätzer ließest du sich dreist erheben
Und lohntest jedem, der zu lügen wagte.

Ich bin's, der treuen Dienst dir nie versagte,
War, wie der Strahl dem Lichte, dir ergeben;
Doch so vergeudet war mein rüstig Streben,
Daß, was ich tat, dir minder stets behagte.

Zu deinen Höhen hofft' ich aufzusteigen,
Gerecht wie mächtig würdest du verschmähen,
So dacht' ich, je dein Ohr dem Haß zu neigen.

Doch nein, der Himmel läßt es ja geschehen,
Daß echter Wert mißachtet sei auf Erden:
Vom dürren Baum nur soll geerntet werden.

4. Hier wandelt sich der Kelch zu Helm und Schwerte,
Hier, wo sie Christi Blut zu Markte tragen,
Wo — ach, er sah's und wandte sich mit Zagen —
Zu Schild und Speer sich Kreuz und Dorn verkehrte.

O, daß er nie an diese Stätte kehrte,
Auf daß sie nicht nach schnödrem Preise jagen!
Schon mußte Rom dem Weg des Heils entsagen,
Weil es das Blut, das köstliche, nicht ehrte.

Hätt' ich nach Lohn für meine Kunst gerungen,
Der da im Mantel konnte reichlich lohnen,
Der mich zur Rast, zur tötenden, gezwungen.

Und mag sich's arm auch gut im Himmel wohnen:
Was nützt es, wenn das Banner, hier erhoben,
Die Hoffnung tötet auf den Trost dort oben.

5.

An Giovanni von Pistoja, als der Verfasser die Decke der Sistina malte.

In diesem Elend wuchs mir schon ein Kropf
So wie den Katzen im Lombardenreich
Vom Wasser, oder wo auch sonst noch gleich,
So daß der Bauch zu haften scheint am Kopf.

Der Bart steht himmelan, es wächst der Schopf
Am Buckel fest, die Brust Harpyien gleich,
Mein Pinsel, abwärts träufelnd, farbenreich,
Bemalt mit Mosaik mich armen Tropf.

Die Niere preßt sich in die Brust; das Kreuz
Drück' ich heraus, im Gleichgewicht zu stehn,
Der Fuß, den nicht das Auge lenkt, geht quer.

Vorn längt sich mir die Haut, und andrerseits
Kürzt sie im Rücken sich vom Einwärtsdrehn,
Gekrümmt wie'n Syrerbogen atm' ich schwer.

Nun wird auch mehr und mehr
Mein Urteil schief, im schiefen Haupt erzeugt;
Aus krummem Rohr schießt fehl man allzuleicht.

Drum, Freund, steh du mir bei
Und sag der Welt, daß ich kein Maler sei,
Und nicht am rechten Platz; das sage frei.

6.

Gegen die Pistojesen

Dank eurer Höflichkeit hab ich's empfangen
Und hab es wohl an zwanzigmal gelesen.
Wie Gier'ge nach Genuß, scheint euer Wesen
Nur nach dem Gift der Lästrung zu verlangen.

Doch wußt' ich, eh ich fort von euch gegangen,
Daß Kain Euer rechter Ahn gewesen,
Und daß ihr, Erben seiner Art, der bösen,
Die Tugend haßt, an der noch andre hangen.

Und ihr, von Neid und Übermut geschwollen,
Verachtet uns, die wir den Nächsten lieben,
Ihr seid's, die selber ihr Verderben nähren.

Gedenke, wie der Dichter einst mit Grollen
Pistoja schalt, und ob du Lob geschrieben
Auf mein Florenz — du heuchelst ihm nur Ehren.

Wohl ist's ein Kleinod, doch es so zu nennen,
Gebührt nur Edlen, die es ganz erkennen.

7.

An Luigi del Riccio.

Oft birgt sich in der Gunst, der übervollen,
Die arge List, zu schaden und zu kränken,
Und müßt' ich, daß mir so geschehen, denken,
Ich hätte lieber nicht genesen wollen.

Was fruchtet aller Liebesdienst, was sollen
Mir Flügel, die in Truggespinste lenken?
Man möchte dankend ganz sein Herz verschenken,
Und muß der Freundschaft, der entlarvten, grollen.

Drum, mein Luigi, wolleſt du die Liebe,
Der ich das Leben danke, rein erhalten,
So daß auch jede Wolke rasch zerstiebe.

Erprobte Freunde weiß ich wertzuhalten,
Doch muß der Dank für tausend Liebeszeichen,
Das weiß ich auch, von jeder Kränkung weichen.

8.

Auf den Tod des Cecchino Bracci.

An Luigi del Riccio. 1544.

Kaum hab' ich jenes Augenpaar gesehen,
Zwei Sonnen dir in dunklen Lebensstunden,
Die, als der rauhe Tod sie überwunden,
Gott rief, vor seinem Antlitz aufzugehen.

Wohl klag ich drum. Doch war's nicht mein Versehen,
Daß ich zu spät so Schönes aufgefunden,
Zu früh nur hat der Tod es uns entwunden,
Mag es auch frisch vor deinem Geiste stehen.

Und von dem Angesicht, dem engelmilden,
Soll ich, nun sich die Erde drüber hügelt,
Luigi, dir ein Bild von Steine geben?

Nur nach dem Leben weiß die Kunst zu bilden;
Doch weil der Freund sich oft im Freunde spiegelt,
So bild' ich dich, und was dir starb, wird leben.

9. Mit schmuckem Maultier, mir zum Angebinde,
Mit Zucker, Licht und dem Malvasiertranke
Verband mich Eure Gunst zu solchem Danke,
Daß ich kein Wort, ihn auszusprechen, finde.

Das Segel schlafft bei übermächt'gem Winde,
Und mich bewältigt, was ich Euch verdanke,
So daß ich mich gleichwie das Boot, das schwanke,
Ja wie ein Halm im Wogenschwall empfinde.

Gewiß, Ihr schenktet viel an Trank und Speise,
Versahet, Herr, mich mit so guten Dingen,
Ihr habt gesorgt, daß ich gemächlich reise:

Wie wüßt' ich Dank für solche Tat zu bringen!
Und dächt' ich ganz mich selbst Euch hinzugeben,
Was wär's? Vergelten, wahrlich, ist kein Geben.

10.

An Gandolfo Porrino.

Antwort auf das Sonett für die Mancina.

Wohl gilt so große Schönheit für erkoren
Im Himmel selbst; wie sollte denn auf Erden
Der Glanz, der ihr entstrahlt, gewürdigt werden,
Wie hier, wo Sünd' und Leid den Blick umfloren?

Du aber forderst sie wie neugeboren;
Das schafft kein Meißel, himmlische Gebärden
Wie die mal' ich nicht nach; Müh' und Beschwerden
Zu bieten, was dich freute, sind verloren.

Wie Sterne vor dem Sonnenlichte weichen,
So unser Blick vor jenem Glanz: wie könnte
Mein armes Handwerk an so Hohes reichen?

Drum harre, bis der Himmel dir vergönnte,
Dereinſt verjüngt ſo Herrliches zu ſchauen;
Wohl magſt du ihm, doch nimmer mir vertrauen.

11.

An Giorgio Vaſari.

Auf ſein „Leben der Maler, Bildhauer und Baukünſtler". 1550.

War es mit Stift und Farben dir gelungen,
Die Kunſt bis zur Natur emporzuheben,
Ja, ſelbſt ihr Schönes ſchöner uns zu geben,
Und haſt du ſo den Preis vor ihr errungen:

So ward ſie vollends erſt von dir bezwungen,
Seit du an ernſtre Arbeit dich begeben
Und ſoviel andern unvergänglich Leben
Auf Blättern von gelehrter Hand erſchwungen.

Wohl mochte Großes manch ein Volk erreichen,
Doch alle Kunſt, die ihm gelungen, mußte
Der Meiſterin Natur noch immer weichen;

Ihr Trotz zu bieten, war nur dir gegeben:
Denn wer an andre ſo zu mahnen wußte
Wie du, wird mit den andern ewig leben.

12.

An Vittoria Colonna.

Beglückter Geiſt, du weckſt zu neuen Freuden
Dies Herz, ſchon halb dem Tode hingegeben;
Du kamſt mit deiner Huld mich zu beleben,
Die andre, ſoviel Beſſre mir beneiden.

Durft' ich an dir mein ſtaunend Auge weiden,
So willſt du nun die Seele mir erheben
Mit Edlem, das dein Geiſt dir eingegeben,
Und ſo in Hoffnung wandelſt du mein Leiden.

Und für die Huld, die mir zum Ruhm gedeihet,
Die mich erhob in gramerfüllten Tagen,
Nimm allen Dank, den dieſes Blatt dir weihet.

Denn nur vermeſſen wär' es, wollt' ich wagen,
O Herrin, dir für leuchtende Gedanken
Mit ſchlechtem Werke meiner Hand zu danken.

13.

An Vittoria Colonna.

Weil ich mir, edle Frau, allzu geringe
Für ſo viel Gunſt, wie du gewährſt, erſchienen,
Rang ich mit aller Kraft, ſie zu verdienen,
Und dachte nicht, daß es mir ganz mißlinge.

Doch wie ich auch dir nachzuſtreben ringe,
Es iſt umſonſt, nichts fruchtet mein Erkühnen,
Und nur zur bittern Lehre ſollt' es dienen,
Daß nie zu dir mein niedrer Geiſt ſich ſchwinge.

Und nur verblendet war ich, wenn ich dachte,
Daß meine Kunſt vergelte, was, wie Segen
Des Himmels, du an Huld mir zugewendet.

Es iſt vergebens, daß ich ſinne, trachte,
Denn wer vermöchte jemals aufzuwägen
Mit Menſchenwerk, was uns der Himmel ſpendet!

14.

An Vittoria Colonna.

Sobald Begeistrung, göttliche, Gebärde
Und Formen eines Menschen eingegeben,
Dann modelt, sein Erfaßtes zu beleben,
Der Bildner, was er sinnt, aus schlechter Erde.

Und dann erst, trotzend jeglicher Beschwerde,
Beginnt's der Meißel aus dem Stein zu heben,
Bis daß es dasteht, schön und glanzumgeben,
Wie der es schuf bedacht war, daß es werde.

Und also, Herrin, ist auch mir geschehen:
Aus schlechtem und geringem Anfang ließest
Du, Edle, mich vollendeter erstehen.

Hier gabst du zu, dort wie die Feile hießest
Du Rauhes schwinden — aber nur begehre
Du nie, daß ich mein flammend Herz bekehre!

15. Nichts wird die Kunst des Meisters je ersinnen,
Das nicht verborgen schon im Marmor lebte,
Und keine Hand, die nicht der Geist belebte,
Erdringt, was da verschlossen liegt tief innen.

So ist's mit allem Leid, dem zu entrinnen,
Mit allem Glück, das ich zu finden strebte:
Es liegt in dir, du Holde, Reizumschwebte;
Nur lernt' ich nie, mein Heil dir abgewinnen.

Doch ist nicht Liebe schuld an meinem Leide,
Nicht Zauber oder Form in deinem Blicke,
Nicht Himmelsgunst, noch widrige Geschicke.

Denn trägst du Huld und Tod im Herzen beide,
So liegt's an mir, vermöchte alles Klagen
Der Liebe nichts als Tod mir einzutragen.

16. Sowie die Feder edle und geringe
Gedanken birgt, wie prächtige Gestalten
Und niedre schon im Marmorstein enthalten,
Je wie der Geist sie einst zum Leben bringe:

So sähe, wem du vergönnest, daß er dringe,
O Herrin, tief in deines Herzens Falten,
Wohl neben Stolz auch das Erbarmen walten,
Wonach ich Armer so vergebens ringe.

Wer Trauer sät und Kümmernis und Tränen,
Der erntet bittern Gram, gleichwie der Regen,
Der perlende, vom Himmel nimmer Segen

Aus Saaten zeugt, die keinen Tau ersehnen;
Und wer für Blicke, die so leuchtend strahlen,
Nur Seufzer hat, der sei gefaßt auf Qualen.

17. Wie mag's geschehn, was doch Erfahrung lehret,
O Herrin, daß ein Bild, dem Stein entrungen,
Noch dauert, von des Bildners Geist durchdrungen,
Wenn kein Gedächtnis mehr ihn selber ehret?

Hinstarb die Hand, doch was sie schuf, das währet,
Natur, sie selbst, ward von der Kunst bezwungen,
Auch meinen Namen ahn' ich schon verklungen,
Ich, dem die Kunst doch manche Huld gewähret.

Vielleicht, daß ich Erinnerung uns beiden,
Sei es in Steine, sei's in Farben wahre,
Dein Antlitz malend und mein Liebesleiden,

Auf daß die Menschheit möge Jahr auf Jahre,
Wie schön du warst, wie ich dich liebte, lesen —
Und wie dich lieben, ach! kein Wahn gewesen.

18. Ein Herz wie Schwefel und wie Werg die Hülle
Und ihre Sehnen wie aus dürrem Reise;
Kein Führer, der die Seele unterweise,
Kein Zügel, der das ew'ge Sehnen stille.

Ein unstet reger, nie bewußter Wille,
Gelockt in der Verführung schlimme Gleise:
Was Wunder, daß ein Funke da, nur leise
Geschürt, die Brust mit lichter Glut erfülle!

Ich ward zum Dienst des Schönen auserkoren,
Und wer ihn übt mit emsigem Bemühen,
Weiß, wie die Kunst den Menschen überwindet.

Und muß ich, mit dem hellen Blick geboren,
Für Schönes, das vom Himmel zeugt, entglühen:
Kann ich dafür, daß so dies Herz empfindet?

19. Mehr gelt' ich mir denn je, mit diesem lieben,
Holdsel'gen Bild, das mir im Herzen wohnet,
Wie man den Stein, den edlen, höher lohnet,
In den die Kunst ihr zierend Werk geschrieben.

Und wie von Blättern, bildverziert, beschrieben,
Sorgsame Hut noch jede Trümmer schonet:
So, seit dein Zeichen auf der Stirn mir thronet,
Lernt' ich mich würdigen, mich selber lieben.

Mit solchen Zeichen bin ich wie bewehret,
Bin wie gefeit, daß ich das Höchste wage,
Und vor Gefahren nicht zu schrecken brauche.

Flut oder Flamme läßt mich unversehret,
Hell wird die Nacht, wo ich dein Zeichen trage,
Und jedes Gift verweht vor meinem Hauche.

20. Wie dieſe Blumen, ſchön zum Kranz gebunden,
Mit ſtolzer Wonne deine Scheitel ſchmücken;
Wie hätte, Küſſe auf die Stirn zu drücken,
Jedwede gern zuerſt den Weg gefunden!

Wie mag der Tag voll langer, ſüßer Stunden
Das Kleid, das dich umwallen darf, beglücken;
Wie ſtreifen Hals und Wange mit Entzücken
Die Flechten, zart von goldner Schnur durchwunden.

Doch ſchwelgender in glücklichem Behagen
Deucht mir das Band, dem deine Wahl vergönnte,
So ſchmeichelnd ſich um deine Bruſt zu ringen.

Und dort der Gürtel, ſcheint er nicht zu ſagen:
O daß ich immerdar hier haften könnte!
Was wär's, wenn meine Arme dich umfingen!

21. Für andre gütig, nur ſich ſelber haſſend,
So lebt ein niedres Tier; mit ſanftem Leide
Gibt ſterbend es ſein Kleid, daß es uns kleide,
Und adelt ſich, ſo ſchön ſein Leben laſſend.

Gern ließ die tote Hülle ich erblaſſend
Für die lebend'ge dir, den Leib, zum Kleide,
Denn wie die Schlange ihre bunte Scheide
Streif' ab ich mein Gewand, die Welt verlaſſend.

Ach, wäre mein nur jenes dichte Vließ,
Aus dem das Kleid gewebt, das dich umwallt,
So blieb' ich bei dir bis zum Tagesſchluſſe!

Selbſt dir als Schuh zu dienen, o wie ſüß!
Denn Baſis wär' ich, Säule der Geſtalt,
Und mindeſtens dir nah im Regenguſſe.

22. Gibt dir mein Auge, Herrin, zu verstehen,
Was meine Seele will, dann, eh' ich's sage,
Weißt du, wie tief ich dich im Herzen trage,
Ich rief dich an, um mich beglückt zu sehen.

Doch gläub'ger wohl als ich, laß mich's gestehen,
Siehst du im treuen Sehnen dieser Tage
Die Gnade, die mir einst den Lohn ertrage,
Der jener harret, die inbrünstig flehen.

O sel'ger Tag, wo mir dies Los gefallen!
Dann, o dann ende rasch die Zeit, aufhöre
Die Sonne, die gewohnte Bahn zu wallen,

Damit mir nach so wehevollem Harme
Mein Liebespfand auf ewig angehöre,
Daß ich es halte froh in frohem Arme.

23. Mein Auge findet dich zu allen Stunden,
Wohin dich auch dein stolzer Flug getragen;
Doch lenkt' ich dir die Schritte nach, die zagen,
Dann war, wie bald! die holde Spur verschwunden.

Der Geist, von linder Fessel nur gebunden,
Darf sich empor zu deinen Höhen wagen,
Denn meine Blicke sind es, die ihn tragen,
Doch, von der Last des Irdischen überwunden,

Kann ja die Hülle keine Schwingen breiten.
Das ist allein ihr Ruhm, dich mit dem Blicke
Auf deinem Engelsfluge zu geleiten.

Greifst du, wie hier, auch dort in die Geschicke,
O dann, auf daß ich dich zu feiern tauge,
Umwandle ganz mich in ein einzig Auge!

24. Erkorner Geist, in dessen wonnereichen
Und edlen Zügen wir verwundert lesen,
Welch eine Bildnerin Natur gewesen,
Als sie dich schuf, ihr Höchstes zu erreichen.

Anmut'ger Geist, all deine Zauber gleichen,
Ich glaub' und hoff' es, deinem tiefsten Wesen:
Huld, Lieb' und Mitleid, Zierden, so erlesen
Und so verbürgt durch aller Schönheit Zeichen!

Schon halten Lieb' und Schönheit mich in Banden,
Und daß nicht alles Hoffen mich erfülle,
Hat, mein' ich, mir dein Blick voll Huld gestanden.

Ach, welch Gesetz, welch grausamstrenger Wille
Gebot, daß auch so Schönem dieser Erde
Der Tod, der herbe, nicht erlassen werde?

25. Glänzt sie denn wirklich in so lichtem Scheine,
Die Schönheit da? O, Liebe, laß mich's wissen,
Sag, oder deucht sie hehrer mir wie eine,
Nur weil ich ganz mein Herz ihr weihen müssen?

Du weißt es ja, da grausam im Vereine
Mit ihr, du allen Frieden mir entrissen.
Und dennoch möcht' ich meiner Klagen keine,
Nicht einen Funken meiner Gluten missen.

„Ja, ihre Schönheit siehst du, doch umflossen
Von reinerm Glanze nun, da du die Fährte
Durchs Aug' in deine Seele ihr erschlossen.

Und wie sie da, Unsterblichem verbunden,
Erst göttlich ward, allda sich erst verklärte,
So, wiß es, hat sie ganz dich überwunden."

26. Gewaltig, wie die Furcht, durchbebt den Sünder
Das Gnadenwort: er weiß, er ist gerichtet,
Es starrt sein Blut, all seine Hoffnung flüchtet,
Da plötzlich naht ihm seines Heils Verkünder.

So ist's, wenn unverhofft dein Blick mit linder
Erbarmung sich auf meine Qualen richtet:
Ich seh' es, wie die Nacht sich vor mir lichtet,
Doch schreckt darum das jähe Glück nicht minder.

Denn jede Botschaft, die nach langem Schmerze
Uns Heil verkündet, ist der Tod; zu jähe
Auf einmal preßt und weitet sie das Herze.

Drum, wenn du willst, daß ich dem Tod entgehe,
So wehre deiner Huld, daß sie mir spende,
Mehr als ich Kraft zu tragen in mir fände.

27. Noch ist kein Bild im Geiste mir erschienen,
Ob irdisches, ob bloßer Schatten wäre,
Keins, wie ich sinnen mag, um mir zur Wehre,
Du stolze Schönheit, gegen dich zu dienen.

Und wollt' ich dich zu meiden mich erkühnen,
Wie trüge dann mein Herz die öde Leere?
Ich wähnte Lindrung für mein Leid, das schwere,
Und hätt' es sicher mit dem Tod zu sühnen.

Was ring' ich drum, der Schönheit zu entfliehen,
Darf ich der Feindin zu entkommen wähnen?
Nie ward der Sieg dem Schwächern noch verliehen.

Vertröstend stillt die Liebe meine Tränen,
Sie spricht: es ist doch süß, ein Mühn wie deines,
Denn so gekämpft wird nimmer um Gemeines.

28. Nicht mit dem Herzen lieb ich dich, du Reine,
Drum ohne Herz kann man in Liebe leben,
Ganz jenem Schaun, dem lautren, hingegeben,
An dem von niedren Lüſten haftet keine.

Mir ward vom Himmel einſt der Blick, der reine,
Dir aller Glanz der Schönheit mitgegeben,
Zwar, uns zum Leide, nur zu flücht'gem Leben,
Doch fühl' ich, daß mir Gott in dir erſcheine.

Nicht anders wie die Glut mit Feuersflammen
Halt' ich mit Ewigſchönem feſt zuſammen,
Und was ihm gleicht, nur das iſt mein Entzücken.

Der Himmel geht mir auf in deinen Blicken:
Und will ich heim, wo ich dich fand, mich denken,
Muß ich mich tief in deine Brau'n verſenken.

29. Wie meine Blicke ſtaunend an ihr hingen,
Als ich zuerſt die Einzige geſehen!
Da dacht' ich ihr, wie Adler lichtwärts gehen,
Wenn auch aus ſcheuer Ferne nachzudringen,

Doch unbeſchwingt nach Engelshöhen ringen,
Das iſt wie Saaten ins Geſteine ſäen,
Wie Worte in den Wind, daß ſie verwehen,
Wie eitles Brüten über ew'gen Dingen.

Drum weich' ich, von ſo lichtem Glanz getroffen,
Vor dir zurück; ach, aber dann geſchieden,
Harr' ich umſonſt auf den erſehnten Frieden.

Wie rett' ich mich, was hab' ich noch zu hoffen?
Dir nah, erlieg' ich flammendem Verderben,
Und ferne dir muß ich vor Sehnen ſterben.

30. Mit deinem Auge schau' ich lichtumflossen,
Was wie die Nacht vor meinen Blicken wäre.
Du bist mein Arm, und Bürden, noch so schwere,
Wie trag' ich sie so leicht und unverdrossen!

Auf deinen Schwingen steig' ich, und erschlossen
Seh' ich den Himmel, deinem Flug zur Ehre.
Dein Wille wandelt Lächeln mir zur Zähre,
Den Lenz zu Frost und Eis zu Blütensprossen.

Was du erwählst, das ist auch mir erkoren,
Aus deinem Herzen kommt, was ich ergründet,
Aus deinem Geiste, was mein Wort verkündet.

Mir deucht, ich gleiche so dem Mond — verloren
Auf immer wär' er sterblichem Gesichte,
Schenkt' ihm die Sonne nicht von ihrem Lichte.

31. Was hoff' ich nur, mein Sehnen zu ersticken,
Das schwellende, mit immer trübren Klagen?
Vergebens ringt nach grambefreiten Tagen,
Wen Qualen, wie sie mir verhängt, umstricken.

Warum so flehend nach dem Tode blicken?
Die Stunde kommt! Und hat sie mir geschlagen,
Ich bin gewiß, ich werd' es freudig tragen,
Denn ach, wo gäb' es Trost, mich zu erquicken?

Und darum tracht' ich nicht, mein Los zu meiden,
Ich duld' es aus, ich bin ja längst ersehen
Zum schweren Streit mit Wonnen und mit Leiden.

Und ist die Qual so süß, die mir geschehen,
Was Wunder, wenn ich, unbewehrt und zage,
Du starker Sieger, deine Ketten trage!

32. Ein Lieben, dem Vergeltung nimmer fehle;
Ein Los, ein gleiches, zweien, die in trüben
Wie guten Stunden treu einander lieben,
Und dann ein Geist, der innig sie vermähle;

In beiden nur die eine ew'ge Seele,
Auf gleichem Fittig himmelwärts getrieben;
Ein Flammenwort in jede Brust geschrieben;
Ein Pfeil, der beider Herz zur Scheide wähle;

Nie sich, nur stets dem andern hingegeben,
Mit Liebe nur nach Liebeshulden trachtend,
Und jeder, ob versucht voranzustreben,

Doch sich dem andern unterworfen achtend:
Will Treue das und mindres nicht zum Pfande —
Wer wagt es, wer, zu brechen solche Bande?

33. O, möchte deine Schönheit ewig leben,
Jedoch beseelt von sanfterem Gemüte,
Drum wünsch' ich nur, Natur, bewahr' und hüte
Die Reize, wie sie mählich dir entschweben;

Und wolle dann ein neu Gebilde weben
Aus aller Anmut, die dich einst umblühte,
Und Liebe sorge für ein Herz voll Güte,
Ihm deine Schönheit zum Gewand zu geben;

Und sammle, daß ein andrer sie erwerbe,
Die Klagen alle, die ich jemals klagte,
All meine Tränen und mein bittres Wehe.

Und glücklicher vielleicht mit meinem Erbe
Erstreitet er, was mir das Glück versagte,
Wird ihm zuteil, was ich umsonst erflehe.

34. Erst wohnt das Feuer tief im Stein, dem kalten,
Und wenn er dann, von Flammen rings umgeben,
Zergangen ist, dann ist's, als hätt' er Leben
Stark, andern Stein am Steine festzuhalten.

Und besser dann und wider Sturmgewalten
Gehärtet, darf er himmelan sich heben,
Wie Seelen rein der Höllenglut entschweben,
Um einzugehn, wo ew'ge Gnaden walten.

So von den Flammen, die auch mich durchglühen,
Muß ich verschlungen sein, dann wird, ich glaube,
Erhöhtes Leben wohl auch mir erblühen.

Dann erst, verraucht und aufgelöst zu Staube,
Härt' ich am Feuer, das so schöne Blicke
In mir entfachten, mich zu ew'gem Glücke.

35. Dein Blick so kalt und ich doch liebentzündet,
Du Eis und ich in Flammen, wo ich weile;
Aus zarten Armen mir die Kraft zuteile,
Die auch die Last, die schwerste, überwindet.

Du einzig Wesen, nur von mir ergründet,
Unsterblich selber, tötest du; zum Heile
Geschaffen, triffst du mit so herbem Pfeile;
Selbst frei, bist du es, die das Herz mir bindet.

Woher, o Herrin, all dies Widerstreiten,
Wie magst du mit dem Blick, dem wonnereichen,
Nur Schatten über meine Stirne breiten?

Den frohen Mut hast du mir ganz entwendet,
Und wohl der Sonne muß ich dich vergleichen,
Die, selber kalt, so heiße Glut versendet.

36. O, könntest du in meinem Innern lesen,
Wie himmlisch Sehnen läutert alle Triebe,
Du strenge Herrscherin im Haus der Liebe,
Du würdest mich vielleicht vom Gram erlösen;

Doch da zur Ewigkeit der Geist erlesen,
Der Leib zum Tod, wie soll der Sinn, der trübe,
Wie soll der Leib den Geist durchschaun, wie bliebe
Kein Rätsel ihm des Geistes tiefstes Wesen?

So wird mir nie mein keusches Sehnen frommen,
Das heimlich glüht; es sehn ja nur mit Klarheit,
Was sinnlich ist, die Sinne, leicht betrogen.

Mir ist der Herrin Gnadenlicht genommen,
Die falschem Schein vertraut; doch sieh, wer Wahrheit
Nicht glauben will, der hat sich auch belogen.

37. Wer viel dem andern schuldet, wer das Leben
Ihm gar verdankt, zu dem er neu erwachte,
Was hätte der Vergeltendes zu geben,
Das seiner Schuld ihn frei und ledig machte?

Und warum wollt' er auch begierig streben,
Daß er des Dankes sich entbunden achte?
Er zahlte wohl, doch nur um preiszugeben
Den Lohn, den treuer Dienst noch immer brachte.

Und wär's, daß ich dir undankbar erschiene,
O Herrin, dennoch möcht' ich nimmer wagen,
Vergeltung für so reiche Gunst zu bieten.

Wie herrschtest du, der ich so willig diene,
Hätt' ich die Schuld getilgt? Ich will entsagen,
Dir gleich zu sein; du sollst allein gebieten.

38. Ihr Bäche und ihr wasserreichen Quellen,
Gebt sie mir wieder, meine heißen Zähren,
Aus mußt' ich sie in eure Fluten leeren,
Und nun lebend'ger treiben eure Wellen.

Luft, die du mir den Himmelsglanz, den hellen,
Verwehrst, weil meine Seufzer dich beschweren,
Laß sie zurück in meinen Busen kehren;
Und so dein trübes Antlitz sich erhellen.

Du, Erde, gib die Spuren mir zurücke,
Laß frisches Grün darüber wehn. Die Klagen,
O Echo, gib, die ich dir zugetragen.

Gib mir, du Heil'ge, meine trunknen Blicke!
Gebt, gebt, damit ich andres Schönes liebe,
Wenn alles Flehn zu dir vergebens bliebe.

39. Vernunft bejammert mich und mein Beginnen,
Indes ich süße Liebesträume nähre,
Und warnet mich und schilt mein töricht Sinnen
Und spricht also: „Du denkst vielleicht, dir wäre

Aus dieser Flamme Leben zu gewinnen,
Du seist der Phönix, den sie nicht verzehre?"
Doch seinem Fall wird keiner je entrinnen,
Der fallen soll; nichts fruchtet alle Lehre.

Wohl drängt es mich, der Wahrheit nachzustreben,
Und doch, dies schwache Herz, wie treibt es immer
Zu sündlichem Begehr, zu neuem Fehle!

Zwiefachem Tode bin ich preisgegeben:
Den flieh' ich, jenen andern faß ich nimmer,
Und unterdessen sterben Leib und Seele!

40. Ich weiß nicht, will es meiner Seele deuchten,
Sie sei von ihres Schöpfers Licht durchdrungen;
Wie, oder sind es sonst Erinnerungen
An Schönes, die so alle Nacht verscheuchten?

Sind es nur Wahngebilde, die mir leuchten,
Hat dieses Herz mit Träumen nur gerungen?
Wer sagt mir, welche Macht mich so bezwungen,
Daß helle Tränen mir die Blicke feuchten?

Was mich bewegt, mein Fühlen und mein Schauen,
Wer deutet mir's? Von außen ward's empfangen,
Sonst wüßt' ich nicht, von wo es kommt, zu sagen.

So ist's, seit ich dich sah, du Stolz der Frauen!
Hat wohl dein Blick dies Sträuben und Verlangen,
Dies Ja und Nein mir in die Brust getragen?

41. Der einst die Zeit, die nie zuvor verflossen,
Aus nichts erschuf, und der sie dann geschieden,
Er gab dem Tag die Sonne und der müden
Und stillen Nacht den Mond zum Weggenossen.

Und aller Menschen Los ward da beschlossen:
Glück und Bekümmernis, Streit oder Frieden;
Mir aber ward die dunkle Zeit beschieden,
Die düsternd meine Wiege schon umflossen.

Wie Stunden tiefster Nacht sich dunkler schwärzen,
So trüber wird's in mir, und ach! es zeuget,
Was ich noch schaffe, nur von meinen Schmerzen.

Doch lindert eins den Kummer, der mich beuget,
Das ist, daß meine Nacht den Glanz vermehret.
Der, seit du atmest, Herrin, dich verkläret.

42. Der Raum, den feste Mauern rings umwinden,
Und jeder Ort, den sichre Hüllen decken,
Sie bergen Nacht und wehren so dem kecken
Und frohen Licht, den Weg zu ihr zu finden.

Und gilt es, doch das Dunkel überwinden,
Dann braucht's der Sonne nicht, es wegzuschrecken,
Geringres dient, den Tag darin zu wecken,
Selbst vor dem Wurm, der leuchtet, muß es schwinden.

Und wie die Flur der Sonne preisgegeben;
Da seht, auf daß sie tausendfältig trage,
Den stolzen Pflüger mit der Schar sich waffnen.

Im Schatten reift der Mensch allein zum Leben:
Drum gilt die Nacht soviel voraus dem Tage
Als wie der Mensch der Frucht, der erderschaffnen.

43. Blickt Phoebus nicht vom lichten Himmelsbogen,
Hält er den Arm nicht um die Welt geschlagen,
Die kalte, schaurige, dann wollt ihr sagen,
Nacht sei dies Licht, das eurem Blick entzogen?

Und doch, wie bald ist diese Nacht verflogen!
Ein Flämmchen, wo es blitzt, kann sie verjagen,
Sie weicht dem Funken, aus dem Stein geschlagen,
Dem Zunder, der den Funken eingesogen.

Wo wäre sie, wenn nicht die Sonne schwände,
Wo, wenn sie nicht, gleichwie ein Kind der Erde,
In ihr die Stätte, sich zu bergen, fände?

Drum fordert nicht, daß sie gepriesen werde,
Sie, deren Finsternis erschrocken fliehet,
Wo nur ein Schimmer noch so schwach erglühet.

44. O Nacht voll süßer, ob auch dunkler Stunden,
Jedwedes Mühn will Ziel und Frieden sehen;
Dich preisen, zeugt von sinnigem Verstehen,
Wer dich erhebt, hat deinen Wert empfunden.

Die Seele, der Gedankenlast entwunden,
Darf ein in deine kühlen Schatten gehen,
Du hebst vom Irdischen zu ew'gen Höhen,
Und träumend wird der Himmel oft gefunden.

O Todesschatten, was an Leid die Herzen
Der Menschen trifft, du wirfst es siegend nieder,
Du letzte, feste Zuflucht unsrer Schmerzen.

Du stärkst und heilest unsre schwachen Glieder,
Gibst Müden Ruh' und lösest die Gerechten
Von Gram und Zorn, die ihre Seel' umflechten.

45. Der Sklave, der im öden Kerker schmachtet,
In Ketten, unauflösliche, geschlagen,
Weiß so nach langem Brauch sein Leid zu tragen,
Daß er am Ende kaum nach Freiheit trachtet.

Und Tiger, Schlang' und Leu, einst waldumnachtet,
Sie lernen ihrem wilden Trieb entsagen,
Und stärker wird die Hand, die, ohne Zagen
Am Werke, weder Schweiß noch Mühen achtet.

So ist's nicht mit der Liebe: jungem Stamme,
Den sie ergriff, beugt sie den Mut darnieder,
Dem dürren aber gibt sie frisches Leben,

Durchlodert ihn mit ihres Odems Flamme
Und weckt soviel verjüngten Hoffens wieder,
Daß Herz und Seele ganz sich ihr ergeben.

Ob einer spottend höhne,
Was liegt daran? Und wer da töricht nennet
Das Alter, das für Göttliches entbrennet,

Fürwahr, er lügt! Das Schöne,
Das die Natur uns beut, mit Maßen lieben,
Heißt nimmer Unrecht an der Seele üben.

46. Wenn Gluten, die das junge Herz durchsprühen,
Ob unverhehlt, ihm doch am Leben zehren,
Wie soll das alternde den Flammen wehren,
Die wilder nur, weil im Verborgnen, glühen?

Und wenn die Jahre, wie sie rasch entfliehen,
Kraft, Mut und Leben allgemach verheeren,
Wie dürfte der noch süße Träume nähren,
Den Todesschatten drohend schon umziehen?

Ich ahne schon, wie, von der Glut verschlungen,
Dies arme Herz zur Asche wird, und sehe
Den Staub erfaßt, verweht, verstürmt vom Winde.

Und hab' ich, jung, mit lindrer Glut gerungen,
Wie hofft' ich, welk und alt, daß ich das Wehe
Der holdern Liebesqual noch überwinde?

47. Vermöchte Liebe jemals sich zu messen
Mit aller Schönheit, die an dich verschwendet:
Sagt, wo ihr Stätten tief im Herzen fändet,
Die dann der Glut, der wilden, sich verschlössen?

Allein der Himmel, unser nie vergessen,
Er hat's in seiner Weisheit so gewendet,
Daß Schönheit, wie die deine so vollendet,
In unserm Heil wir nimmer ganz ermessen.

Mir iſt verſagt, zu dir mich zu erheben,
Denn nur was er erkennt und ſtaunend ſiehet,
Das iſt's, wofür ein Menſchenherz erglühet.

Und meinſt du, daß ich Armer dir mein Leben
Nicht willig gab, ſo denke, daß der Seele
Die Glut und Kraft, dich ganz zu würd'gen, fehle.

48. Oft mag es ſein, daß Heil, erſt ſpät gewonnen,
Viel reichern Lohn als raſch erworbnes biete,
Ich klage doch, daß mir's ſo ſpät erblühte,
Denn ach, wie bald iſt ſeine Zeit verronnen.

Wohl weiß ich ja, Natur ſchilt unbeſonnen
Ein Herz, das alt, wie meines, noch erglühte,
Und jede Träne, die dem Aug' entſprühte,
Mahnt an die Jahre, die mir hingeronnen.

Schon ſeh ich meinen Tag zur Rüſte gehen
Und fühle, nun die Sonne ſchwand, nur kalte
Und nächt'ge Schatten ſchauernd mich umwehen.

Du aber, Herrin, weckſt die Glut, die alte,
Und alles, was ein Herz in jungen Jahren
Bewegt, das ſoll ich, Greiſer, noch erfahren!

49. Wird Huld mir mehr, als ſonſt die Liebe zollet,
Weil längre Prüfung ich ertrug als viele,
So wein' ich doch, daß erſt am Lebensziele
Ihr Liebeswonnen mir erblühen wollet!

Der Himmel, denkt er wirklich unſer, grollet,
Daß wir erglühn zur Zeit der Winterkühle,
Und ich zähl' meine Jahre nach und fühle,
Wie raſch dem Alter Zeit und Glück entrollet!

Ziemt Lieb' uns nur in unſres Lebens Fülle,
Und glüh' ich dennoch in den letzten Stunden,
Da ſchon die Sonne iſt im Untergehen,

Die Welt ſich taucht in kalter Nebel Hülle,
Dann, Herrin, haſt die Zeit du überwunden,
Und führſt zurück mich auf des Lebens Höhen.

50. Aus ſüßer Trauer ſank ich in das Wehe
Der Luſt zurück; für flüchtiges Behagen,
Für dieſe Glut, in der ich untergehe,
Verſcherz' ich alles Heil in künft'gen Tagen.

Und wenn ich ganz in deinen Banden gehe,
Hab' ich mich ſelber darum anzuklagen?
Nicht jene Blicke, die ich flammen ſehe,
Wie Licht vom Paradies zur Welt getragen?

Ja, Schönheit, wie der Himmel dir vergönnte,
Iſt nicht von dieſer Welt, iſt uns hienieden
Von Gottes Hand, das tröſtet mich, beſchieden;

Wen gäb es, der ſie von ſich wehren könnte?
Berief der Himmel ſelber dich zum Siege,
Wer darf es tadeln, wenn ich unterliege?

51. Hätt' ich, als mir zuerſt auf meinen Wegen
Mein irdiſch Sonnenlicht ſo ſchön entglommen,
Dem Phönix gleich zu ihr den Flug genommen,
Längſt würd' ich ſie wie heut' im Herzen hegen.

Und raſcher wie, wo ſich Verfolger regen,
Der flinke Hirſch, der Leopard entkommen,
Wär' ich ihr nachgeflogen, nicht beklommen
Und zagen Muts wie jetzt, nein, kühn verwegen.

Und doch, warum in Klagen mich ergehen,
Nun in den Blicken dieses Engels Frieden
Und Heil und meine Ruhe mir beschieden?

Hätt' ich im jungen Leben sie gesehen,
Wer weiß, ob ich, wie jetzt, vermocht auf Schwingen,
Wert ihrer Tugend, mich emporzuringen!

52. Gib mir die Tage wieder, wo mein Lieben
Und Sehnen ungebändigt in mir glühte,
Gib jenes Engelsbild, das frühverblühte;
Was, da es schwand, ist dieser Welt geblieben?

Gib mir den Schritt, von Ungestüm getrieben,
Dem brennenden, das lange nun verglühte,
Die Flamme gib, die mir die Brust durchsprühte,
Und dann noch einmal will ich seufzend lieben.

Du, Liebe, willst ja einzig von den süßen
Und wehen Klagen Sterblicher dich nähren;
Was kann ein Greis, ein müder, dir gewähren?

Die Ufer jenseits winken schon und grüßen;
Zeit ist es, daß zu andrem Liebesstreite,
Zu schönrem, seine Seele sich bereite.

53. Mir ward verwehrt, an Irdisches zu denken,
Als ich zuerst dich sah, so reizumfangen;
Du solltest ja das edlere Verlangen
Der Seele stillen, ihr den Frieden schenken.

Gewöhnt, nur himmelwärts den Flug zu lenken,
Nimmt ihr den Blick das Schöne nicht gefangen,
Das Schimmer ist und nur zu bald vergangen,
Nein, in das Ew'ge will sie sich versenken.

Der, sag' ich euch, hat auf sein Teil verzichtet,
Der töricht liebt, was Frieden nicht gewähren,
Nicht dauern kann, weil es, sich wandelnd, flüchtet.

Lust ist nicht Lieb', ist zügellos Begehren,
Der Seelen Tod. Wohl soll der Geist auf Erden
Durch Liebe rein, reif erst im Himmel werden.

54. Wo große Schönheit große Lieb' erzwinget,
Da redet nicht von sündlichem Vergehen,
Wofern nur solche Liebe wie ein Wehen
Vom Hauch des Göttlichen das Herz durchdringet.

Sie stärkt zu hohem Fluge, sie erschwinget
Dem Geiste schon die erste jener Höhen,
Von wo er, müde dieser Erdenwehen,
Sich auf zu seinem ew'gen Schöpfer ringet.

Ich liebe nicht um flücht'ger Freuden willen:
Hoch steht mein Ziel, und andre Lieb' als meine
Darf nie ein Herz von edler Art erfüllen.

Die zieht empor, die niederwärts; die eine
Entstammt dem Geist, die andre nur den Sinnen,
Wer ihr gehorcht, wird nie der Schmach entrinnen.

55. Das ist in Worten nimmermehr zu sagen,
Was ich in dir, Gebieterin, erblicke;
Ob meinen Geist die Hülle noch umstricke,
Du hast ihn oft zu Gott emporgetragen.

Mag sich der Hohn an edle Regung wagen
Und denken, daß er lästernd sie ersticke,
Ich würde drum dem süßesten Geschicke:
Inbrünstig treuem Lieben nie entsagen.

Wer Schönes tief erkennt, der weiß, es gleiche
Dem ew'gen Quell, dem wir das Leben danken,
Er weiß, es leite schon zu jenem Reiche,

Für das es zeugt und bürget, die Gedanken.
Und wem beschieden ist, um dich zu werben,
Der strebt zu Gott und wird einst freudig sterben.

56. Wohl weißt du, was mich trieb in deine Nähe,
Du weißt, ob's auch die Lippe nicht bekennet,
O Herrin, wer sich ganz dein eigen nennet;
Was soll es denn, daß ich dich zaudern sehe?

Und willst du, daß ich nicht vergebens flehe,
Und hast du froh zu hoffen mir vergönnet,
O, so zerbrich die Schranke, die uns trennet,
Denn wisse, tiefer schmerzt verborgnes Wehe.

Und zürne nicht, wenn ich an dir nur liebe,
Was du am meisten selber an dir ehrest,
Denn nur von Geist zu Geist ist diese Liebe.

Was du, Erkorne, mich ersehnen lehrtest,
Mag keiner hier zu fassen sich getrauen,
Wer aber starb, o Herrin, wird es schauen.

57. Vom Himmel kam dein Geist herabgestiegen
Als wie ein Engel, Menschen zu beglücken,
Im irdischen Gewand die Welt zu schmücken
Und wieder dann einst himmelwärts zu fliegen.

Und so nur solltest du mein Herz besiegen,
Nicht mit dem lichten Glanz in deinen Blicken
In Freuden, rasch hinwelkende, verstricken,
Nein, in Gedanken an das Ew'ge wiegen.

Rührt dennoch deine Schönheit mich zu Zeiten,
So hilft sie ja die erste Stätte finden,
Von wo des Himmels Gnaden aufwärts leiten.

Denn deutlicher will Gott sich nicht verkünden,
Als in so schöner Hülle uns hienieden
Als Spiegel ew'ger Herrlichkeit beschieden.

58. Wie durch das Aug' in unsers Herzens Falten
Der süße Zauber alles Schönen dringet!
So breit und offen ist der Weg, es ringet
Sich ein in tausend wechselnden Gestalten.

Und laß ich dann mein wählend Auge walten,
So fürcht' ich, ach, daß mich Betörung zwinget,
Am Schönen, das nur flücht'ges Glück erschwinget,
Und nicht an jenem staunend festzuhalten,

Das uns zum Himmel lenkt. Uns ward zu schlimmer
Bedrängnis Lieb' im Leben zugesellet;
Und wenn unedle Glut den Busen schwellet,

Wer nur vom Gifte schlürft und trachtet nimmer
Zum Ewigschönen sich emporzuschwingen:
Weh, wieviel Leid muß dem die Liebe bringen!

59. Wenn ich, erfüllt von tiefbewegtem Sinnen,
Ihr Bild im Herzen trage, das geweihte,
Dann immer tritt der Tod ihm jäh zur Seite
Und droht und scheucht das liebe Bild von hinnen.

Was aber gilt der Seele sein Beginnen?
Sie weiß, daß Sterben schönres Heil bereite;
Das spornt die Liebe, daß sie mut'ger streite,
Sie rüstet sich, sie will den Sieg gewinnen.

Und spricht: Sein Tod steht jeglichem geschrieben;
So stirb auch du, doch sterben und noch lieben,
Das heißt die Seele mit dem Lichtgewande

Umkleiden, daß sie, los der Erdenbande
Und reiner durch die Flammenglut, die hehre,
Nur leichtern Flugs zur ew'gen Heimat kehre.

60. Im Feuer muß der Schmied sein Eisen glühen,
Soll es in schöne Formen sich verkehren,
Und ohne Feuer wär's vergebnes Mühen,
Das Gold von seinen Schlacken rein zu klären.

Zur Asche muß der Phönix erst verglühen,
Eh' er ersteht: das, mein' ich, sollte lehren,
Uns werde Leben aus dem Tod erblühen,
Uns, die noch sterbend edle Gluten nähren.

Welch schönes Los, ihr Flammen, wie willkommen!
Ich wähnte mich dem Tode schon verfallen,
Nun fühl' ich mich von neuer Kraft durchglommen.

Euch ist bestimmt, nur himmelwärts zu wallen,
Und ich, durch euch unsterblich neu geboren,
Bin Euren Pfad mit euch zu gehn erkoren.

61. Wohl hoff' ich, daß mein Flehn dich überwinde,
Daß du erfüllst, was ich so heiß begehre,
Was sollt' es denn, daß diese Welt bestünde,
Wenn nie ein Wunsch Gott wohlgefällig wäre?

Hab' ich, mich dir zu weihn, nicht weise Gründe,
Da ich mit dir den Frieden mir gewähre,
In dir dem Himmel selber mich verbünde,
Und Flammen, die das Herz verschönen, nähre?

Nur jene Liebe trügt und hoffe nimmer
Belohnt zu sein, die leichten Muts von Stunden
Zu Stunden schwindet mit der Schönheit Schimmer

Doch die, von keinem Wandel überwunden,
In reinem Herzen lebt, soll schon auf Erden
Der Ahnung ew'gen Glücks teilhaftig werden.

62.

Auf den Tod der Vittoria Colonna.

1547.

Als sie zum Tod der Himmel auserſehen,
Sie, der ich Seufzer endlos nachgesendet,
Da trauerte, die Schönres nie vollendet,
Natur, und wer sie lebend je gesehen.

Doch hieß der Tod dich auch von hinnen gehen,
Hat er der Sonnen schönste uns entwendet,
Doch wähn' er nicht, du seist ihm nun verpfändet;
Du lebst mit uns und lebst in ew'gen Höhen.

Denn nicht, als ob dem Tod verfallen wäre,
Was laut erscholl zu deines Namens Ehre,
Als wär' ihm selbst dein ew'ges Teil errungen:

Fortlebt dein Ruhm in dem, was du gesungen,
Der Himmel aber brauchte nur den herben,
Verhaßten Tod, dich, Einz'ge, zu erwerben.

63.

Auf den Tod der Vittoria Colonna.

Was säumt' ich, mich der Erde zu entschwingen,
Als meine Sonne schien, in lichten Stunden?
Wohl hätt' ich da den Tod so süß gefunden,
So leicht den Weg, gelehnt an ihre Schwingen.

Wie rasch die hellen Tage mir vergingen,
Ich sah es nicht. Nun ist mein Licht geschwunden,
Und ach, wie hoffte, nun so schuldumwunden,
Die Seele noch zum Himmel einzudringen!

Du, Sonne, wareſt meines Fußes Leuchte,
Mit dir konnt' ich den Himmel mir erwerben:
Wie da der Tod mir stolze Wonne deuchte!

Ich aber blieb, um einsam hinzusterben,
Und kein Erinnern stärket so die Seele,
Daß dir zu folgen ihr der Mut nicht fehle.

64.

Auf den Tod der Vittoria Colonna.

Was Wunder, wenn ich, von der Glut, der hehren,
Umlodert, selber hab' erglühen müssen,
Und wenn ich, nun sie schwand, in Kümmerniſſen
Fortlebe, mich zur Asche zu verzehren!

Ihr Antlitz schien die Welt mir zu verklären,
Und fühlt' ich auch mein Herz von Gram zerrissen,
Doch ward ich so vom Schauen hingerissen,
Als ob mir Qual und Tod nur Wonne wären.

Doch nun der Himmel diesen Glanz, den lichten,
Erlöschen ließ, der mich entflammt' und nährte,
Glimmt's nur in mir wie Kohle, fast verzehrte.

Und neue Scheiter muß die Liebe schichten
Zu neuem Brand. Wo nicht, so wird's geschehen,
Daß meiner Asche Spuren selbst verwehen.

65.

An Giorgio Vasari.

1554.

Auf schwankem Kahn, oft unter Sturmeswehen,
So trieb ich in der Menschheit Hafen, lande
Nun bald nach letzter Fahrt an jenem Strande,
Wo Gott befiehlt, daß wir ihm Rede stehen.

Tor, der ich war, daß ich die Kunst ersehen,
Die lockende, zu meines Glückes Pfande,
Daß ich mich schwelgend warf in ihre Bande
Und träumte gar von süßen Liebeswehen!

Und wehe, wär' ich heute noch umgarnet,
Da zwiefach mich der Tod umschwebt: der eine
Ist mir gewiß, — und ach! der andre warnet!

Und Frieden find' ich nicht bei Farb' und Steine,
Denn nur für ihn glüht jede Liebesflamme,
Der uns die Arme beut vom Kreuzesstamme.

66. Wie hat die falsche Welt mich so betrogen
Um Tage, die nur Gott gebühret hätten,
Wie, statt im Schoß der Gnaden mich zu betten,
Dies Herz das Gift der Sonne nur gesogen!

Und nicht belehrt, wie wenn sein Wahn gelogen,
Trug ich sie fort, des Irrtums schwere Ketten.
Und nun mein Sehnen, mich zu dir zu retten,
Erwacht, ist alle Hoffnung fast verflogen.

Willst du den Pfad zum Himmel mir noch schenken,
O Herr, so leite mich hinan! Verlassen,
Wüßt' ich ja nicht, wohin die Schritte lenken.

Entflamme mich, daß ich in trotz'gem Hassen
Zum Kampf mit dieser Welt mich noch bereite
Und so dein Reich im Sterben mir erstreite.

67. Was gäb' es schlechter, niedrer wohl hienieden,
Als ich, o Herr, von dir verlassen, wäre?
Drum sei geduldig mit dem Schwachen, Müden,
Und steh' ihm bei, daß er zu dir sich kehre.

Gib, daß mir jene Kette sei beschieden,
Die alle Himmelsgab' umfaßt, und wehre
Du mir den Glauben nicht und nicht den Frieden,
Wonach ich sehnend trachte und begehre.

Je seltner du sie gibst, je höher werde
Ich, Herr, die Gabe deiner Gaben ehren;
Es hoffe keiner Glück von dieser Erde.

Was ließest du dein Blut so willig fließen,
Wenn es nicht war, die Gnaden zu gewähren,
Die einzig deinen Himmel uns erschließen!

68.

An Lodovico Beccadelli.

1556.

Wohl hofft' ich, daß nach diesen Leidenstagen
Uns beide Gottes Huld zum Himmel leite;
Doch ging ich gern noch einmal euch zur Seite,
Hochwürd'ger Herr, eh' wir der Welt entsagen.

Und bin ich wie in Ketten nun geschlagen,
Und trennet uns das Meer, das feindlich weite:
Nichts soll mir wehren, daß ich Schwingen breite,
Die mich im Geist zu euch hinübertragen.

Wie Euer denk' ich trauernd auch des lieben
Urbiners, der mit mir wohl dort verweilte,
Wär' er mit mir auf Erden nur geblieben.

Nun aber mahnt der Tod, der ihn ereilte,
Auch mich, daß ich zu andrer Fahrt mich rüste,
Hinüber winkt er zu der schönren Küste.

69. Ist nur der Tod gewiß, die Stunde nimmer,
Doch ahn' ich meine Tage bald vergangen,
Und ob die Sinne noch am Leben hangen,
Die Seele will es nicht, die durst'ger immer

Mein Ziel ersehnt. In dieser Welt voll schlimmer
Verlockung stirbt auch edleres Verlangen,
Das dort versiegt, von Finsternis umfangen,
Und alle Wahrheit wich dem falschen Schimmer.

Ach, Herr, wann wird auch mir die Stunde winken,
Die, wer dich glaubt, ersehnt? Soll ich die Fehle
Noch mehr begehn und alle Hoffnung sinken?

Was freut dein Licht, erfüllt es nicht die Seele,
Eh' uns der Tod entrafft! Wer tief in Sünden
Von hinnen geht, wird nimmer Gnade finden.

70. So alt und so viel Sünden unterlegen,
In allem stark, was frommer Brauch verachtet,
Seh' ich mich schon von beidem Tod umnachtet,
Und muß noch immer Gift im Herzen tragen.

Und bin nicht stark, Gewöhntes abzulegen:
Wie ich gelebt, geliebt, wonach getrachtet —
Wenn deine Gnade mich nicht wert erachtet,
Mich abzulenken von so irren Wegen.

Doch laß es nicht, o Herr, dabei bewenden,
Daß du mit Sehnen mir die Seel' erfüllest
Dorthin, wo du sie schufst mit deinen Händen:

Nein, eh' du noch vom Staube sie enthüllest,
Mach' ihr die Wege licht, die rauhen, schweren
Und hilf ihr sicher in die Heimat kehren.

71. Vielleicht, daß Leiden mich an Mitleid mahne,
Daß ich nicht spotte derer, die gefallen,
Ist meine Seele selbst der Schuld verfallen
Und, einst so rein, verführt zu bösem Wahne.

Herr, was geschähe, ließest deine Fahne
Du nicht noch einmal schirmend mich umwallen,
Und hülfest nicht, daß aus den Schrecken allen
Rings um mich her, zu dir der Weg sich bahne.

Dein Fleisch, dein Blut, dein Todesleid, das herbe,
Es wasche von mir gnädigst alle Schande
Der Sünden, mein und meiner Väter Erbe.

Du nur vermagst es und du hilfst ja gerne;
Sei dann mit mir in meinem Jammerstande,
So nah' dem Tod und ach! von Gott so ferne.

72. O gib, daß ich allwege dich erkenne,
Und gib, daß deine Flammen nur, die hehren,
Unedle nimmer mir die Seele nähren,
Daß deine Glut allein in ihr entbrenne.

Dich ruf' ich, Herr, nur du bist's, den ich nenne:
Du kannst die Qual des Wahnes von mir wehren
Und gibst mir Kraft, zum Guten mich zu kehren,
Nun ich in Reue mich zu dir bekenne.

Du gabst dem ew'gen Geist die arme Hülle,
Du hast ihn in die Zeitlichkeit entsendet,
Auf daß also sich sein Geschick erfülle.

Sei du mit deiner Huld ihm zugewendet,
Hilf ihm, o Herr, sich stärken und erheben,
Sein Heil ist ganz in deine Hand gegeben.

73. Der Bürde los, entschlossen, abzusagen,
Herr, ew'ger, allem irdisch eitlem Hange,
So ward ich, wie aus wildem Wogendrange
Das müde Boot, zum Ankerplatz getragen.

Die Hand, die teure, an das Kreuz geschlagen,
Die Dornen um dein Haupt, die blut'ge Wange,
Sie senken Hoffnung in das Herz, das bange,
Du wolleſt deine Gnad' ihm nicht versagen.

Sieh nach dem Recht nicht an, was ich verschuldet,
O neige dein geweihtes Ohr und wehre
Nicht strengen Arms, daß ich dir reuig nahe.

Auch mir zu Lieb' hast du den Tod erduldet.
Sieh, ich bin alt, drum williger gewähre,
Daß ich mein Heil aus deiner Hand empfahe.

74. Wie mag wohl oft der Wunsch mir wiederkehren,
Mir seien Jahr' auf Jahre noch beschieden;
Als wäre mit dem Wunsch der Tod gemieden,
Der die nur schrecket, die ihn von sich wehren.

Und wenn nur bittre Leiden beten lehren,
Was sollen mir noch Freuden, die hienieden
Je lockender, je tiefer allen Frieden
Vernichten und mit Gift die Seele nähren!

Vergönnet mir, o Herr, nun dein Erbarmen
In heil'gem Eifer wieder zu entbrennen
Und läßt, die Seele stärkend, noch mich Armen.

Wie eigner Wert so nichtig sei, erkennen:
Dann wär' es Zeit, rasch zu dir einzugehen,
Um gutes Wollen ist's so bald geschehen!

75. Herr, laß mich nicht in meinem Kampf erliegen;
Ein eis'ger Schleier hält dies Herz umschlungen,
Die Feder heuchelt, die dein Lob gesungen,
Und meine Blätter, die dich preisen, lügen.

Viel besser, ach! daß meine Lippen schwiegen;
Mein Herz, ich weiß, ist nicht von dir durchdrungen,
Umsonst hab' ich, dir's aufzutun, gerungen,
Umsonst, sein wildes Trachten zu besiegen.

Zerreiße du den Schleier, Herr, vernichte
Die Schranke, die wie düstre Nacht umhüllet,
Und öffne so die Bahn zu deinem Lichte!

Send' es herab, auf daß, von ihm erfüllet,
Die Seele ganz sich dir verbunden wisse,
Daß ich dich nie in meinem Herzen misse.

76. Erkornen Geistern war so froh zu Sinne
Und auch so trübe darum, daß dein Sterben,
Nicht ihres, uns den Himmel sollt' erwerben,
Und daß du bluteteſt uns zum Gewinne.

Froh, weil du tilgeſt, was einst im Beginne
Gesündigt war, den andern zum Verderben;
Trüb, als sie sahen, daß am Kreuz, dem herben,
Dein Blut wie eines Knechts der Knechte rinne.

Wie zeugte da der Himmel, zu verkünden,
Wer und von wo du seist! Es schwand die Sonne,
Der Fels zerbrach, trüb' ward das Meer, das weite;

Erzväter stiegen auf aus finstern Schlünden,
Dämonen wimmerten, und ganz in Wonne
War nur das Menschenvolk, das taufgeweihte.

77. Ergreift mich auch ein unnennbares Wehe,
So oft ich, wie mein Wandel war, mich frage,
Doch bin ich froh, wenn für vergangne Tage
Erinnrung will, daß ich ihr Rede stehe.

Froh, weil ich dann auf Erden schon ersehe,
Wie nichtig Freuden sind; und voller Klage,
Weil ich die Qual der Angst im Herzen trage,
Daß so viel Schuld zu spät zum Himmel flehe.

Denn was an Glauben, Herr, dir jeder schulde,
Doch wär's vermessen, sich dem Wahn zu beugen,
Daß jeden Aufschub deine Liebe dulde.

Und dennoch wollte ja dein Blut bezeugen,
Daß, wenn wie keiner du für uns gelitten,
Du auch erhörst wie keiner, wenn wir bitten.

78. Ist jene Sonne, die das Weltall nähret,
Lenkt und belebt, auch nur die einzigeine,
Doch glänzt sie nicht in immer gleicher Reine,
Und wechselnd ist die Gunst, die sie gewähret.

Mir deucht die Welt in ihrem Licht verkläret,
Indes ihr meinet, daß sie spärlich scheine,
Je wie getrübteren Gemüts der eine,
Der andre froher sich zum Lichte kehret.

So ist's mit dir, du Holde: tiefer dringet
Der lichte Glanz von deinem Angesichte
In jedes Herz, das inniger empfindet.

Und wenn er mächt'ger nicht den Geist beschwinget,
So ist's, weil überströmt von solchem Lichte
Die arme Menschenkraft versiegt und schwindet.

79. Den schärfsten Pfeil, mich tötend zu durchdringen,
Den wünscht' ich mir als Balsam für die Wunde;
Doch so ist Liebe: wie sie auch verwunde,
Sie spornt, das Leben heißer zu umschlingen.

Wohl sah ich sie mit meinen Qualen ringen,
Dann aber kam ihr Bote mit der Kunde:
„Ja, liebe nur, denn nur mit Lieb' im Bunde
Vermag, wer stirbt, sich himmelan zu schwingen.

„Ich bin es, der dir einst in jungen Tagen
Erschien, daß er dein irrend Auge lenke
Auf ewig Schönes, das vom Himmel zeuget.

„Nun mahn' ich abermals, daß du nicht zagen,
Nicht schwanken mögst; denn hellres Licht, bedenke,
Muß denen leuchten, die das Alter beuget."

80. Flieht vor der Liebe, Menschenherzen, flüchtet!
Wild ist ihr Brand und grausam ihr Verwunden.
Wer nicht alsbald den Weg zur Flucht gefunden,
Der hat auf Freiheit und Vernunft verzichtet.

Flieht! Wie sie grausam über mich gerichtet,
Was sie mir schlug an wehevollen Wunden,
Ihr mögt daran, was eurer harrt, erkunden,
Erkennen, wie ihr tückisch Spiel vernichtet.

Flieht vor dem ersten Blick, flieht ohne Säumen!
Wohl mocht' ich von geborgnem Glücke träumen;
Nun fühl' ich und ihr seht es, wie ich brenne.

Wie schmeichelnd auch die Schönheit lockt — ich nenne
Euch Toren, die ihr folgt. Mit jenem Pfeile,
In den ihr stürmt, entsagt ihr allem Heile.

81. Du hast zum Himmel mich emporgehoben,
Du, die allein auf Erden mich entzückte;
Dir dank' ich, was nur wenige beglückte,
Ein Leben wie im Reich der Geister droben.

Sind hier Geschöpf und Schöpfer so verwoben,
Daß Himmelsahnung mich der Welt entrückte,
Wie sollte dann das Herz, das glutdurchzückte,
Nicht ungestraft dich preisen und dich loben?

Drum wenn ich von so schönem Augenpaare
Den Blick nicht wenden mag, so ist es, weil ich
In seinem Licht den Weg zu Gott gewahre.

Und deucht mir edel meine Lieb' und heilig,
So ist es, weil die Flamme, die mich nähret,
Der Wonne gleicht, die jene Welt verkläret.

82. Dir, tück'sche Liebe, hab' ich Jahr auf Jahre
Mein Sinnen und mein Denken hingegeben,
Du wußtest für die Kunst, die wunderbare,
Mit immer regem Trieb mich zu beleben.

Nun aber ring' ich Armer für das wahre
Und ew'ge Teil zum Flug mich zu erheben,
Und wie beschwert mein Schuldbuch ich gewahre,
Der Himmel, fleh' ich, wolle doch vergeben.

Ganz andre Liebe zu ganz andrem Schönen,
Das nicht verwittert, ist fortan mein Sehnen,
Und unbewehret biet' ich ihrem Pfeile

Das Herz, denn ihre Wunden sind zum Heile.
So wird mir Himmelsahnung schon erwecket,
Eh' noch der Marmor meine Asche decket.

83. Hier ist die Stätte, wo sie Herz und Leben,
Die Liebste auf der Erden, mir entwandte,
Hier, wo sie Trost aus schönem Aug' entsandte,
Hier durft' ich einst den Blick zu ihr erheben.

Hier war ich klar, hier ward ich freigegeben,
Hier jauchzt' und weint' ich — ach, und grausam brannte
Der Schmerz, als sie sich scheidend von mir wandte,
Die mich gewann, um mir den Tod zu geben.

Hierher oft wandl' ich und hier sitz' ich nieder,
Und wie des Glücks, so auch des Grames willen
Ehr' ich und such' ich diese Stätten wieder.

Noch lächl' ich hier, noch fühl' ich Tränen quillen,
Je wie Erinnrung sie, für die ich glühte,
Mir wecket, grausam oder reich an Güte.

84. Die ihr für Schönes lautren Sinn entfaltet,
Ihr wißt das treue Menschenbild zu ehren,
Das auch die Kunst, die älteste an Ehren,
Aus Wachs, aus Erde oder Stein gestaltet.

Ward nun die Zeit, die unerbittlich waltet,
Nicht müde zu verwüsten, zu verheeren,
Dann im Gedächtnis wird das Schöne währen
Lebendig, wie es war, und unveraltet.

Und du mit allem Reiz, der dir beschieden,
Mit allem, der den Himmel ziert, du zeugest
Von jenem ew'gen Meister schon hienieden.

Und ob auch du den Jahren einst dich beugest,
Doch, eingedenk des nimmer Wandelbaren,
Werd' ich dein Bild im Herzen tief bewahren.

85. Sonst war's in mir wie Eis in Glut getrieben,
Jetzt ist's wie Glut, von starrem Eis bezwungen;
Das Band, so fest geschmiedet, ist zersprungen,
Und alle Lust seh' ich in Gram zerstieben.

Was mir zum Heile war, dies erste Lieben,
Es hält vielmal die Seele mir umschlungen;
Ich fühle mich von Todesfrost durchdrungen,
Wie wenn vom Leben kaum ein Hauch geblieben.

Ha, schlimmer Tod, es wäre mild gewesen,
Ein Herz, das liebte, nicht allein zu wählen,
Nein, auch das andere gleich dir zu erlesen.

Dann trüg' ich nicht dies Leben voller Plage,
Und frei von Leiden, die das Herz mir quälen,
Spart' ich den Lüften, ach! so manche Klage.

86. Nicht nur besiegen, nein, mich ganz verheeren,
Das wolltest du, schon einst, zu tausendmalen,
Und nun sich bleicher meine Scheitel malen,
Ließ ich durch deine Lockung mich betören?

Ach wie so manchmal hast du mein Begehren
Gespornt, gezügelt — was erdacht an Qualen,
Die mir das Rot von meinen Wangen stahlen,
Wie oft die Brust mir überschwemmt mit Zähren!

Dich, Liebe, mein' ich, dir da gilt's, du stolze!
Jetzt bin ich frei, umspüre mich nicht weiter,
Dein grimmer Bogen zielt ja doch ins Leere.

Wurm oder Säge in verkohltem Holze,
Was hülf' es? Ach, und den gebrochnen Streiter
Verfolgen, ist gewiß kein Werk der Ehre.

87. Süß wär's, mich im Gebet vor dir zu neigen,
Hätt' ich die Kraft, zu dir emporzuflehen;
Was hilft es, Saat in meinen Acker säen?
Er ist zu karg, heilsame Frucht zu zeugen.

Die Saat des Frommgerechten ist dein eigen,
Dein Odem muß, damit sie keime, wehen.
Und keinem ist's gewährt, dir nachzugehen,
Dem deine Gnaden nicht die Wege zeigen.

Gib mir Gedanken ein, o Herr, Gedanken,
Die also mächtig mir die Seel' ergreifen,
Daß ich dir folge, fest und ohne Wanken.

Und Worte laß auf meinen Lippen reifen,
Beredt, von dir erfüllt, daß sonder Enden
Sie Ehre, Dank und Lobgesang dir spenden.

Madrigale:

1.

Florenz und seine Verbannten.

Du, Herrin, warst so engelgleich geschaffen,
Damit du Tausenden zur Freude seist.
Schläft denn der Himmel, daß dich einer dreist
Uns rauben konnte und dich an sich raffen?

Nun hör' auf unser Klagen
Und breite dahin deinen lichten Schein,
Wo Trauernde nach dir Verlangen tragen.

O, haltet dieses heil'ge Sehnen rein
Und wisset, der euch zwang, von mir zu scheiden,
Ihm wehrt die Furcht, des Raubes froh zu sein,
Denn schlimmer haben jene stets zu leiden,
Die nichts ersehnen, weil sie nicht entbehren,
Als die im Elend noch das Hoffen nähren.

2.

An Luigi del Riccio

beim Tode des Cecchino Bracci.

Wenn wahr es ist, und wahr ist's in der Tat,
Daß früher nicht der Geist, eh' er geschieden
Vom Leib, den er hienieden
Regieren muß, den Himmel kann erwerben,
Wenn er durch Gottes Rat,
Zum Tod geboren, göttlich wird im Sterben,
Dann laß den Schmerz, den herben,
Um die, die wir begraben,
Zur Freude werden; denn sich freu'n mit jenen,
Die ew'gen Frieden haben,

Ist Sünde nicht. So lächle unter Tränen!
Soll nicht der Freund ersehnen
Solch Glück für seinen Freund? Spricht nicht der Glaube,
Daß süßer, Gott zu dienen, als dem Staube.

3.

An Luigi Riccio.

Mag sich die Welt Unedlem hold erweisen
Und oftmal dem Geringen Ehren weihn,
Nie fehlet einer doch, dem nicht gemein
Und schlecht erschiene, was die andern preisen.
Dann aber soll er noch den Toren schmeicheln
Und ihren Truggebilden Weihrauch streun,
Soll lächeln, wo sie lächeln, und sich freun,
Und wo er weinen möchte, Jubel heucheln.
Ich habe doch den Trost in meinem Gram,
Daß im Verborgnen meine Seele leidet,
Daß sich kein Ohr an ihrer Trauer weidet,
Ihr stilles Sehnen keiner noch vernahm.
Ob ich die Ehren der betörten Welt,
Ob ihren grimmen Haß verdienen möge:
Mir ist es gleich, mir gleich, was ihr gefällt,
Und einsam wandl' ich unbetretne Wege.

4.

An Luigi del Riccio.

Huld, die den Geist gefangen nimmt, fürwahr
Ist süße, aber allzuschwere Bürde,
Und schlimmer noch für meine Freiheit war
Stets deine Gunst als je Beraubung würde.
Gleichwie das Auge
Geblendet vor der Glut der Sonne schrickt,
Statt daß es Licht aus ihrem Glanze sauge,

So möchte mein beklommnes Herz verzagen,
Zu schwach, die Größe deiner Gunst zu tragen.
Verderben bringt, wer allzureich beglückt;
Drum sollen Freunde sich zusammenfinden,
Muß gleicher Wert und Adel sie verbinden.

5.

An Vittoria Colonna.

Bald mich zur Rechten neigend, bald zur Linken,
Such' ich nach meinem Heil, und meine Seele
Irrt müde zwischen Tugend hin und Fehle,
Wie einer, der vom rechten Pfade weicht,
Weil ihm vom Himmel keine Sterne blinken.
Dir sei dies Blatt, das weiße, dargereicht,
Drauf schreibe du, den Zweifel mir zu lösen,
Was meiner Seele fruchte, gib ihr Licht,
Auf daß sie dann in letzter Stunde nicht
Noch einmal lenke in den Pfad des Bösen.
Sag', Edle du, ob vor dem Herrn der Welten
Die Guten nur, nicht auch Zerknirschte gelten.

6.

Auf Vittorias Tod.

1547.

Der Tod, der Schönes abzurufen kam,
Er brauchte drum die Menschheit nicht zu lichten,
Es war genug, daß er die eine nahm,
Nichts blieb nach ihr, der Einz'gen, zu vernichten.
Ihr ließ so viel der Himmel angedeihn,
Auf sie nur senkt' er allen Zauber nieder,
Nicht auf die Menschheit durft' er ihn verstreun,
Wie nähm' er Schönes sonst auf einmal wieder?

Zwar nur, was sterblich unter Menschen wohnte,
Ist uns entrückt, und unvergänglich blüht
Und tönt ihr süßes, ihr geheiligt Lied;
Doch klagen wir, daß uns der Tod verschonte.
Denn hätte, was der Himmel ihr allein
An Schönheit gab, uns allen er gespendet,
Wir würden alle jetzt verfallen sein
Dem Tod, den er nach Schönem ausgesendet.

7. Mir leuchtete schon früh der Stern des Schönen
Als hehres Vorbild, dem ich dienen müßte,
Ihm hab' ich mich in beider Kunst ergeben,
Und anderm wahrlich dacht' ich nie zu frönen.
Die Schönheit hilft die Seele mir erheben,
Wann ich zu Farben oder Meißel rüste.
Das aber nenn' ich blind vermeßnes Denken,
Das sie zur Lust begehrt, und nimmer, wisset,
Schaut sie verklärt, wer sie nicht tief empfunden.
Vom Staub zum Ew'gen auf den Blick zu lenken,
Verzichtet nur, die ihr der Weihe misset:
Euch ward der Weg der Gnaden nicht gefunden.

8. Mein Auge, das für Schönes nur erglüht,
Und auch die Seele, die ihr Heil bedenket,
Sie wüßten nimmer, was gen Himmel lenket,
Wär's nicht das Schöne, das sie aufwärts zieht.
Ein lichter Glanz aus ew'gen Sternenreichen
Weckt jenes Sehnen, das ihr Lieben nennt,
Drum, wo ein edles Herz in Lieb entbrennt,
Ist's nur für Augen, die den Sternen gleichen.

9. Ist's wahr, verschönt die Herzensfreudigkeit
Und macht der Kummer häßlich, den wir nähren,
Dann sollte sie, die Freuden schafft und Leid,
Der Glut in meiner Brust sich nicht erwehren.

Und gab ein günst'ger Himmel mir den Blick,
Im Schönen jede Wandlung zu ersehen:
So ist's ihr selber zum Verderb geschehen,
Wenn alles Mißgeschick
Und herbe Leid, das sie mir ausgedacht,
Die Stirne mir so bleich und trübe macht.
Wenn wir nur selbst im Bild des andern malen,
Wenn Freud' und Leid sich in die Arbeit flicht:
Wie malt' ich sie, wenn sie die Brust mir nicht
Erlöste von so wehevollen Qualen?
Drum laß mich länger nicht mit Tränen ringen,
Und minder häßlich selbst von Angesicht
Wird es, dich schön zu malen, mir gelingen.

10. Wie mancher schon statt eines andern Bild
Doch nur sein eignes aus dem Stein getrieben,
So form' ich oft mein Angesicht, erfüllt
Von allem Leid, was sie ihm eingeschrieben.
Gewiß, sie war's, die ich zum Vorbild nahm,
Auch mag der Marmor ihr an Härte gleichen;
Doch immer ward's ein Bild vom eignen Gram,
Trug meiner eignen Stirne düstres Zeichen.
Drum, soll so Schönes unvergänglich sein,
Und will die Kunst, daß ich's im Stein erhalte,
Dann sollte sie mir frohen Mut verleihn,
Damit ich schön der Schönsten Bild gestalte.

11. Viel muß versucht, viel Zeit verflossen sein,
Damit der Künstler Edles formen lerne,
Und siegt er endlich über spröden Stein,
Dann ist er alt, dann schon der Tod nicht ferne.

Und so Natur: sie suchte Jahr auf Jahr,
Ließ Schönes mancher Art durchs Leben wallen,
Bis dich zu schaffen ihr beschieden war;
Nun ist sie alt, nun ihrem Grab verfallen.
Mich aber faßt ein seltsam-fremdes Graun:
Ich weiß nicht, wär' es besser, wär' es schlimmer,
Dich nicht in deiner Herrlichkeit zu schaun,
Und diese Welt zerfiele nicht in Trümmer?

12. So, Herrin, wie vom rauhen Marmorsteine
Viel schwinden muß, damit, was es verhüllt,
Lebendig werde und des Meisters Bild,
Als wär' es der Natur entlauscht, erscheine:
So hätt' mein eigen Fleisch in meiner Seele,
Was Gutes in mir keimen mag, gebannt;
Sie weiß nicht, ob das lästige Gewand
Von sich zu werfen, ihr die Kraft nicht fehle.
Du aber woll' es, und die Hülle fällt,
Die Mut und Weisheit mir gefangen hält.

13. Wenn meine Kunst der Liebsten Bild aus Stein
Zu schaffen weiß, damit es ewig währe,
Was mußte dann, dem eignen Werk zur Ehre,
Der Himmel erst ihr selber schuldig sein!
Ihr, die wie meinem Blick den andern allen
Nicht sterblich dünkt, nein wie aus Himmelshöhn —
Und doch, wie bald, so ist's um sie geschehn!
Ist es gerecht, daß sie dem Tod verfallen
Und dieser Marmor dauern soll — o sprecht,
Wer, denkt ihr, sei's, der solche Trennung rächt? —
Natur: Denn was sie schuf, muß zwar verwehen,
Doch ihrer Söhne Werk, das bleibt bestehen.

14. Es sehnt die Form, die leere,
So heiß sich nach des Goldes Feuerfluß,
Umschlingt so fest den Guß,
Daß von dem Bilde sie nur läßt im Sterben,
Zerschlagen ganz zu Scherben.
Ich auch mit heißem Lieben,
Mit Flammenströmen sätt'ge ich den Schmerz,
Die Wünsche stillend, die sonst leer geblieben,
Du meiner Hülle Seel' und Kern, wie Erz
Dringst du mir in das Herz
So unentrinnbar fest, daß dich zu lösen
Nur der vermag, der ganz zerstückt mein Wesen.

15. Ihr Sel'gen, die ihr jenseits frohvergnügt
Der Tränen denkt, die einst auf Erden flossen,
Hält euch das Leid der Liebe noch umschlossen,
Wie, oder habt ihr's durch den Tod besiegt?
„Ja, hier, wo Frieden ist und alle Zeit
Zu Ende geht, hier endet auch der Streit,
Mit dem auf Erden eure Herzen ringen."

Dann sehn' ich mich, der ich das ganze Leid
Der Liebe trug, mein Leben zu vollbringen.
Ist euer Himmel Liebenden so hold
Und diese Welt nur wider sie verschworen,
Was hab' ich dann auf dieser Welt gesollt,
Ward ich zu langem Leiden gar geboren?
Weh, wär' es so! Denn schon zu träge schleichet
Ein kurzer Tag für Leid, das meinem gleichet.

16. Mich schützt der Tod und was mich sicher schirmt
Vor ihr, die unerbittlich mein Verderben
Beschlossen hat, das ist die Furcht, zu sterben.

Und kommt es, daß zu wild
Die Flammenglut zuzeiten mich durchflürmt,
Dann wüßt' ich keine Rettung, wenn dies Bild
Des Todes tief im Herzen mir nicht bliebe,
Denn wo der Tod ist, flüchtet sich die Liebe.

17. Der Tod allein, der Glut in Eis verkehret,
Und Lachen wandelt, ach, in bittre Tränen,
Nur er, den einst vertrieb das Bild der Schönen,
Löst der Erinn'rung Zauber unverweilt;
Er bannt jetzt, grambewehret,
Das Bild, das mich beherrschte, ungeteilt.
Nun wähn' ich mich geheilt?
Ach, schweift zum alten Ziel ihr Blick, dann wehe,
Bin ich wie trocknes Holz in Flammennähe!

18. Wenn Liebe zu dem irdisch Schönen
Empor zu Gott, dem Quell des Schönen, trägt,
Gewiß, dann ist sie wie mein edles Sehnen,
Das ja in ihr, die mir das Herz bewegt,
Nur ihres Schöpfers edles Werk erblicket,
Sie weiß, nichts gibt es sonst, das mich beglücket,
Dem Zauber nur, der ihren Blick durchdringt,
Und nicht der eignen Kraft hab' ich's zu danken,
Wenn sich die Seele, frei von allen Schranken,
Empor zum Urquell aller Liebe schwingt,
Und in dem Werk, das sie bewundernd ehret,
Nur seinem Schöpfer höhern Ruhm gewähret.

19. O Herrin, leuchtet auch die ew'ge Gnade
So deutlich mir aus deinem Angesicht,
Doch sucht der Geist den Weg zum Himmel nicht,
Viel lieblicher zu dir sind ihm die Pfade.

Ins Auge dir zu schaun dient mir der Tag,
Die Nacht, dich tiefer in mein Herz zu schließen,
Dort zu erglühn, hier Tränen zu vergießen;
Wann sollt' ich an den Himmel denken, sag'?
Mir war bestimmt, für dich allein zu leben,
Und alles Trachten nach dem Himmel schweigt,
Wenn seine Huld mir nicht die Wege zeigt,
Von wo zu ihm die Seelen sich erheben,
Zum ewig Wahren! Ach, das Herz erglühet
Für andres nicht, als was das Auge siehet.

20. Zu Tränen flücht' ich mich, zu heißem Flehen,
Und wehe, wenn nicht diese Zuflucht bliebe!
Mir aber hilft sie nicht; den Gott der Liebe
Und Grausamkeit sah ich im Felde stehen.
Den mit Erbarmen, die bewehrt mit Tod;
Und dort ermutet, ach, und hier bedroht,
Strebt die gequälte Seele himmelwärts,
Daß sie aus allem Streit zu jener Stätte,
Die ihre Sehnsucht ist, sich flüchtend rette.
Dann aber drängt das Bild sich in mein Herz,
An dem mein Leben hangt, und ihm zur Seite
Bleibt doch die Liebe Siegerin im Streite.

21. Zu deinem lichtumglänzten Diademe
Erstiege nie den Pfad, so steil und weit,
Wem, Herrin, deine holde Freundlichkeit,
Sich selbst erniedernd, nicht zu Hilfe käme.
Verzagten Mutes folg' ich deinen Flügen,
Auf halbem Weg fühl' ich die Kraft erliegen.
Wie schön du aber wärst, dich wünsch' ich so,
Denn dieses Herz wird nur des Höchsten froh,
Nur von Erhabnem läßt es sich besiegen.

Doch soll ich mich so hehrer Anmut freu'n,
So muß sie meiner Niedrigkeit sich neigen.
Herab zu mir, daß ich sie fasse, steigen,
Und, Herrin, sollt' ich deshalb strafbar sein,
Weil ich vergebens rang, dir nachzustreben?
Du trägst die Schuld und magst sie dir vergeben.

22. Am größern Licht, am hellern Stern entzünden
Die kleinen Sterne sich in jeder Nacht,
Doch du mehrest deine Pracht
Durch Sterne, die vor deinem Glanz erblinden.
So laß mich Mitleid finden,
Daß, wenn in Amors Bränden
Ich glühe, nicht zu Eis du wirst in ihnen;
Denn sieh', mit leeren Händen
Kann, was mir fehlt, ich spenden,
Dem Antlitz Schönheit, Anmut, Blick und Mienen
Als Folie kann ich dienen
Für dich, die mehr wird strahlen,
Sobald auch ich erschienen.
Du fliehst, du mehrst die Qualen!
O müßtest heim du zahlen,
Was uns der Himmel nahm für dich zur Spende,
Dann wüchse unser Glanz und deiner schwände.

23. Ach, wäre sie so liebreich von Gemüte,
Als sie bezaubernd ist von Angesicht,
Wär' einer dann so töricht, daß er nicht,
Sich selbst vergessend, ganz für sie erglühte?
Sag', Lieb', und sage mir, da ich im Weh
Verschmähter Liebe sie so willig ehre:
Könnt' es geschehn, daß ich im Glücke je
Noch williger ihr unterworfen wäre?

24. Du gehst, und ich soll leben?
So höre denn mein Flehn in dieser Stunde,
Du wolleſt helfen, solch ein Leben tragen!
Mein Seufzen, meine Tränen, alle Klagen,
Die ich dir nach aus wehem Herzen rief,
Sie zeugen dir, Gebieterin, wie tief
Mein Leiden ist, wie schwer die Todeswunde.
Doch weil dir leicht, nun du geschieden bist,
Mein treuer Dienst nicht im Gedächtnis bliebe,
So nimm dies Herz, das nicht mehr meines ist,
Nimm es als Pfand so wehevoller Liebe.

25. Was ist's, daß ich mir selbst entsagen müßte,
So ganz mir fehle?
Wer, stärker als ich selbst in meiner Seele,
Hat mich mir selbst entrissen?
Wer nahm so unvermerkt mein Herz gefangen,
Was ist's um dieses sehnende Verlangen,
Um diesen Liebesgott, der mich umflog,
Bis ich durchs Aug' ihn in die Seele sog?
Drin wächst er nun, und tausendfach in Tränen
Bricht er hervor, im Hoffen, Klagen, Sehnen.

26. Mich töten Amors Blitze,
Wenn nicht zu Schirm und Schilde
Dein Herz sich neigt der Milde,
Doch wenn in dir ich mich verberg' und schütze
Dann zagt der blinde Schütze
Und zittert, bang verdrossen,
Daß er auch dich verwundet,
Denn trifft die eh'rne Spitze
Mein Herz, das deins umschlossen,

Du stirbst, Geliebte, dann mit mir im Bunde.
O sel'ge Todesstunde —
Mir süß, doch bitter dir! Laß frei mich heute,
Wenn du es willst, daß mich der Tod erbeute!

27. Sie spielt mit meiner Seele,
Sie höhnt der Sehnsucht Triebe,
Sie harten Herzens, freundlich nur zum Scheine.
Sagt' ich's vorher nicht, Liebe,
Daß ich mich nutzlos quäle?
Wer andrer Gut begehrt, verliert das Seine!
Und will sie, daß ich weine,
Ja, daß ich sterbe, mein ist Schuld und Schade,
Blind glaub' ich ja und heischte zu viel Gnade.

28 Wenn für das Schönste tausend Herzen schlagen
Und flammend glühn, dann ist's, wie wenn die Last
Sich teilet; einer würde sie nicht tragen.
Wie aber Glut, von engem Raum umfaßt,
Den Stein zu Kalk, wie uns Erfahrung lehret,
In rasch zu löschenden verkehret:
So brennt in meiner Brust ein feurig Sehnen,
Für ihrer tausend wird es Glut genug!
Und soll dies Herz, das lange mutig trug,
Erlöschend schwinden unter meinen Tränen:
Viel besser wahrlich, daß es so verderbe,
Als daß es lodre, ewig, und nicht sterbe.

29. Hab' ich zu dreist auf deine Gunst gebaut,
Zu kühn gehofft, wenn ich dich recht verstehe,
Doch, Herrin, ist es Lindrung für mein Wehe,
Wenn nur mein Auge dich bewundernd schaut.

Weil deine Schönheit unerbittlich ist,
Drum sollte sie das Herz mir nicht erquicken?
Nein, ahn' ich auch, wie du so grausam bist,
Wie deine Blicke täuschend mich bestricken,
Doch wolle nicht, daß ich mir's eingestehe,
Vergönne, daß ich süße Zweifel nähre,
Weil ja Gewißheit mein Verderben wäre.

30. Ich suche dich mit herzlichem Vertrauen,
Je mehr mich selbst ich fliehe und mich hasse,
Ja, wenn ich dich umfasse,
Fühlt vor sich selbst die Seele mindres Grauen.
O seligste der Frauen,
Das sei allein mein Teil,
Was Gott verheißt durch deiner Augen Licht!
Denn alles, was wir schauen,
Gleicht nicht an Kraft und Heil
Dem Blicke, der von Herz zu Herzen spricht.
Ihr Sterne, klar und licht,
Ihr strahlt so selten mir! ach, solch ein Meiden
Dünkt fast so hart mir als ein ewig Scheiden.

31. Genöss' ich mindre Gnade,
Dann reichte wohl zum Leben meine Kraft,
Nun aber ist erschlafft
Durch Zähren, die in Doppelbächen fließen,
Mein Herz und krank vom Tränenbade.
So muß das hohe Glück die Schwäche büßen!
Kein Weiser will genießen,
Wozu die Kraft ihm fehlet,
Denn Wonne ohne Maß erdrückt hienieden.
Ein stilles Glück wird sprießen,
Von Friedenshauch beseelet,

Dem Herzen, das in Demut sich beschieden.
Nicht bringt, was andern ziemt, auch mir den Frieden;
Gibst dem, der nur um kleinen Lohn gebeten,
Das Höchste du, so wird das Glück ihn töten.

32. Wenn sie sich freuen kann an meinen Leiden,
Und du von meinem Gram dich nährest, Liebe,
Ich selbst, in gleichem Triebe,
Von Tränen lebe, die mir Nahrung werden,
Dann, Amor, brächt' uns beiden
Ein Weib, das wieder liebt, den Tod auf Erden.
Willkommen denn, Beschwerden!
Wird je die Schmerzensnahrung uns genommen,
So sterben wir, und ihre Freude endet!
Ja, nah' und näher kommen
Seh' ich den Tod, je mehr sie Gnade spendet.
O, Seele, angstverblendet,
Du wählst ein banges Leben voller Sorgen
Statt höchster Lust, in der der Tod verborgen?

33. Mein schweres Joch will ich geduldig tragen,
Die heiße Stirn' beug' ich dem Mißgeschicke,
Und meiner Feindin zauberischem Blicke
Dies Herz, gewöhnt, in treuer Glut zu schlagen.
Ich flüchte nicht vor meiner Qual, o nein!
Sie missen, Herrin, wäre selbst Verderben.
Ich lebe ja von dieser Qual allein:
An welchem Leiden könnt' ich jemals sterben?

34. Du hobst mich himmelan,
Weit über meine Bahnen,
So hoch, daß kaum ich's ahnen,
Viel weniger noch es jemals sagen kann.

Ich bin nicht ich fortan!
Du liehst mir deine Schwingen,
Warum denn öfter nicht gleich raschen Pfeilen
In deine Nähe dringen?
O laß, wenn es kein Wahn,
Daß Geist und Leib vereint zum Himmel eilen,
Bei dir mich ewig weilen!
Doch täuscht die Liebe mich, vom Leib dann scheide
Die Seele gleich, daß ew'gen Tod sie meide.

35. Sind deine Freuden so voll Weh und Not,
Dann, Liebe, sende mir die schärfsten Pfeile,
Damit doch zwischen Wund' und Tod
Die kurze Spanne rasch von hinnen eile;
Für Qual und Tränen bleibe keine Frist.
Dir sei's gedankt, wenn du gesonnen bist,
Durch meinen Tod vom Jammer mich zu scheiden;
Denn wer das Leben tötet, heilt das Leiden.

36. Gäb' es kein banges Denken an den Tod,
Nicht vor dem Sterben dieses bleiche Zagen,
Dann würde sicherlich mit schlimmrer Not
Der Gott der Liebe edle Herzen plagen.
Doch weil die Seele, durch den Tod befreit,
Auf Freuden hofft, die nimmer dann versiegen,
So ist die Todesfurcht willkommnes Leid,
Nichts gibt es sonst, den Zauber zu besiegen,
Nichts, jener süßen Lockung zu entgehn,
Mit der die Blicke holder Frau'n betören,
Sie mögen schmeicheln oder stolz verschmähn.
Und die ihr anders denkt, euch kann ich schwören,
Nie trüg' ich so viel Qual verschmähter Liebe,
Nie, wenn der Tod nicht meine Hoffnung bliebe.

37. Wie könnte jemals ihr geweihter Blick,
Der mich beseligt, auch an mir sich weiden!
Für süßes Lächeln geb' ich nichts zurück
Als tränenvolles Leiden.
O herbes Wehe: Sie so reich und licht
Und ich so arm und trübe!
Da gilt das Hoffen auf Vergeltung nicht,
Auf Lieb' um Liebe;
Wo solche Kluft gezogen ist, o nein,
Da kann kein Tausch von Herz zu Herzen sein!
Und dürft' ich mit der Glut, die mich erfüllt,
Dich, Edle, jemals zu entflammen wähnen?
Du siehst sie ja, wenn sie durchs Auge quillt,
Nur hingeweint in Tränen!

38. Trittst du mir plötzlich gut und hold entgegen,
Dann halten nicht im Herzen
Nach so viel bittern Schmerzen
Die Lebensgeister stand dem Himmelssegen;
Fern von gewohnten Wegen
Aus seiner Bahn getrieben,
Strömt fort mein Geist, als müßt' ich rasch verscheiden,
Der höchsten Lust erlegen,
Entziehst du mir dein Lieben,
Kehrt schnell mein Geist zurück und meine Leiden,
Darf dann aufs neu' ich weiden
Den sel'gen Blick an dir, dann flieht er wieder;
So flattr' ich auf und nieder;
Mich tötet deine Huld wie dein Verschmähen,
Und in Verzweiflung muß ich untergehen.

39. Gefangen hält sie mich in Todesqual
Und lächelt mit verführerischen Blicken
Mir Wonne zu und will den scharfen Stahl
Doch lieber nur in meine Wunde drücken.

So fühl' ich Tod und Leben
In hellem Widerstreit zu gleicher Frist
Die Seele mir durchbeben.
Doch Leiden oder Wonne, beides ist,
Ich weiß es ja, der Tod, in den ich gehe,
Denn alle Lust erliegt dem größren Wehe.

40. Ach, jeder Blick, den du verschwendest,
Ist Raub an mir,
Weil du ja raubst, wo du nicht spendest.
Dem Haufen, ja dem seelenlosen Tier
Vergönnst du, was du mir entwendest:
O, zahle deine Schuld mit einem Blick!
Du aber siehst mich nicht; was gilt es dir,
Du achtest nicht, als ob ich gar nicht wäre;
Ob meine Qual sich lindre oder mehre,
Doch bin ich andern wert. Mein reines Flehn
Dringt nicht zu dir! Das Schöne zu erkennen
Hat mich die Gunst des Himmels auserschn,
Doch willst du dich zu schaun mir nicht vergönnen!
So sterb' ich denn: mir war auf Mißgeschick
Die Weisung an der Wiege schon gegeben:
Wer nie gelebt, dem bringt der Tod das Leben.

41. Trägt deine Seele ein so schönes Kleid,
Und gibt es keine Bitten, dich zu rühren,
Dann wird die ew'ge Pein dir mehr gebühren,
O Herrin, als der Himmel meinem Leid.
Was aber wünsch' ich nun? Daß ich mit dir
Dort wäre, wo du einst in Qualen lebest.
Wie, oder du erhörtest mich und gäbest
Den ew'gen Frieden, wo mein Dulden mir

Den Himmel dann erwarb? Ach, wird die Pein
Der Hölle schon durch dich zur Wonne werden:
Wie würd' ich selig unter Sel'gen sein,
Mit Gott im Himmel und mit dem auf Erden!

42. Soll denn die Qual, die mich so flammenheiß
Durchglühte, nimmermehr zu Ende gehen,
Und hat wohl deshalb Liebe sich den Greis,
Den frost'gen, abermal zum Ziel ersehen?
Und nicht umsonst ersehen; denn sie weiß,
Kein Pfeil nach edlem Herzen fliegt vorüber,
Und vor so holden Blicken weicht auch trüber,
Bejahrter Gram. Doch schlimmere Gefahren
Bringt dieser Pfeil als der mich traf vor Jahren.

43. Sind, Herrin, deine Gunst und mein Geschick
So ganz im Streit, damit ich sehe,
Ob denn kein Mittel sei, keins zwischen Wehe
Und süßem Glück?
Verrät dein Auge, wenn es freundlich blickt,
Daß meine heißen Wünsche dich bewegen,
Dann tausendfach mit seinen harten Schlägen
Trifft mich das Los, das jede Freude knickt.
Und wieder, wann es heller um mich tagt,
Bist du es, die sich grausam von mir wendet;
Wo ist denn zwischen Weh und Lächeln, sagt,
Das Mittel, das so großes Leiden endet?

44. Merkt, Augen das, ihr armen:
Die Zeit verrauscht, und nur zu bald, so werden
Aus meine Seufzer sein, aus euer Schauen.
Noch gönnt euch ja mildgütiges Erbarmen,
Noch hier auf Erden
Mein Heil zu sehn, die herrlichste der Frauen.
Doch öffnet ihr nun endlich seine blauen

Tore der Himmel, ihr, die mir hienieden
Zur Sonne, zur alleinigen, beschieden,
Ruft er sie heim, wo Seelen sie begrüßen,
Dann ist es Zeit, dann, Augen, euch zu schließen.

45. Die Seele halb dem Himmel zugewendet,
Halb der Erkornen dieser Welt geweiht,
So seh' ich, ganz erfaßt von innrem Streit,
Das Glück des vollen Friedens mir entwendet.
Doch wär's, daß sie mich williger erhörte,
Der Himmel aber müßte mir entgehn,
Weil, nimmer dann geteilet, ihr mein Flehn,
Ihr ganz allein mein Denken angehörte:
Wohl! um den Preis, die Einz'ge mein zu wissen,
Kann ja der Himmel meine Seele missen.

46. Dein Auge, es besiegte
Den hellsten Glanz, es schmilzt mit Feuerblicken
Den härtsten Sinn; ach, tötet das Entzücken,
Geschieht's in Augenblicken,
Wo dem Gebot der Huld sich Schönheit fügte!
Ein Blick von dir genügte,
Wär' nicht im Feuer ich gewohnt zu leben,
Mir Tod zu bringen durch zu große Wonne.
Verbrennst du ganz mich, Sonne,
Doch darf des Jammers Schuld ich dir nicht geben,
Mein Blick nimmt mir das Leben;
Er ist mein Feind, er tötet mich durch Schauen!
Ach, um so mehr nur blenden
Die Augen sie und wenden
Nur um so wen'ger ab der Blindheit Grauen.

47. Wird Feuer allen schädlich,
Nur mir allein nicht tödlich,
Denkt nicht, daß seine Kraft vermindert wäre,
Und meine Kraft sich mehre;

HIEREMIAS

Nein, Salamandern gleich, daur' ich im Brand.
Wer hat zu diesen Flammenqualen mich erlesen?
Nicht ich, nicht du sind schuld an diesem Leide!
Schuf ich mein Herz und Wesen?
Und bildet deine Hand
Dein Antlitz selbst? Kann lösen
Ich oder du dies Band?
Ach der, der uns verband,
Der dir mich gab, ist mächt'ger als wir beide:
Wie ich geduldig leide,
Trag' du mein Lieben! Gibt es härtre Plagen
Als Schmerzen ohne Tod, die endlos nagen?

48. Ach, neben dir, die durch zu große Wonne
Das Leben mir entreißt,
Wie arm bin ich an Geist,
An Kraft und Kunst! ja deinen Strahlensegen
Flieht, wie der Blick die Sonne,
Mein blöder Geist. Die Flügel möcht' er regen
Weit über sein Vermögen;
Er übertrifft sich selbst, nur deiner kleinsten Spende
Auch wert zu sein, bald aber, ach, zum Schaden
Erlahmt sein Flug, und klar sieht er am Ende,
Nie kann der Dankesschuld er sich entladen
Für so viel Gnaden!
Je mächt'ger lodern deiner Seele Flammen,
Je mehr sink' ich in toten Staub zusammen.

49. Ist es kein Wahn, daß, wenn der Leib zerfallen,
Noch einmal sich in Staub die Seele kleidet,
Um, eh' sie scheidet,
Noch einmal ihren Erdenpfad zu wallen.
Wird jene dann, die schönste mir von allen,

Verjüngt auch andren jede Huld versagen
Wie mir? O nein, von neuem Glanz umflossen,
Wird sie nur milden Sinn im Herzen tragen.
Gewiß, hat sie dies Auge nun geschlossen,
Und kehrt zurück, dann fühlt sie, die erfahren,
Was sterben ist, wie meine Leiden waren.

50. Verteilte meine Sinnlichkeit an viele
Die Liebe, die doch einzig dir gehöret,
Würd' ihre Kraft zerstöret;
Teilst du den Strom, so schleicht er matt zum Ziele.
Das Herz haßt solche Kühle,
Denn mit der Glut wächst Stärke ihm und Leben.
Der Geist jedoch, erfüllt von Himmelssehnen,
Flieht diese Glut und Schwüle
Und hofft sich zu erheben,
Wenn Seufzer sind versiegt und Liebestränen.
Vernunft teilt zwischen jenen
Der Leiden Maß, doch einig sind die Viere,
Daß ew'ge Liebe dir allein gebühre.

51. Nicht schön zu sein, unmöglich ist's dir Schönen,
Nicht gut zu sein, dir Guten! Dein Erbarmen
Verderblich ist's mir Armen.
Es schmilzt mein Herz in deiner Gnadensonnen,
Auflösend sich in Wonnen!
Stirbt eh'r nicht deines Herzens Liebesfülle
Als deine süße Hülle,
So duld', ich fleh's mit Tränen,
Daß ich bei dir verweile,
Bis du der Welt entronnen!
O dann entrückt mein Sehnen
Der Erde mich, ich eile
Empor zum ew'gen Heile;

Gibt uns der Schöpfer einst am jüngsten Tage
Den Leib zurück, zu Wonne oder Plage,
Dann nimm mich auf, ob unschön ich geblieben,
Dort gilt ja mehr als Schönheit treues Lieben.

52. Wohin ich schaue, mahnt's mich für und für,
Nur dich zu lieben, mich nur dir zu weihn.
Du bist mein Heil, was immer außer dir
Die Welt an Wundern hat, ich will's verachten.
Du, meine Sonne, bist mein einzig Trachten,
Kein andres kennt mein Herz, es will allein,
Daß du, und was dir gleichet, mich entzücke.
Nacht ist es, wo kein holdes Angesicht
Wie deines leuchtet, du mein Lebenslicht,
Der Himmel fehlt, wo ich dich nicht erblicke.

53. Was ist es, das gewaltsam dir zu Füßen
In Ketten hält, den keine Ketten binden?
Verstehst du ohne Fessel so zu schließen
Und Schlingen unsichtbar ums Herz zu winden:
Wie soll ich Schutz vor deiner Schönheit finden,
Wie vor der Lieb' in Waffen,
Vor der dein Auge glänzt, mir Rettung schaffen?

54. Wenn Schönes, oft gesehn, zur Liebe zwingt,
Und auch verkannte Schönheit Herzen findet,
Die, erst so kühl, sie dennoch überwindet,
Was Wunder, wenn Gewohnheit das vollbringt?
Doch mich, du weißt, und Liebe weiß es auch,
Wozu es noch gestehn? Mich hat nicht Brauch
Und langes Schaun zu Füßen dir gezwungen:
Zu selten sah ich dich, und kaum ein Hauch
Von meinem Flehn ist wohl zu dir gedrungen.
Ein einz'ger Blick von dir zu mir genügte,
Und dieser eine war's, der mich besiegte.

55. In dir erblick' ich mich, in deine Nähe
Hin ruf' ich mich, du meines Odems Quelle;
Du hast's erreicht, daß, wie die Brut der Welle,
Ich dir in deine süßen Netze gehe.
Doch weil ich gern mich ganz am Leben sähe,
Und ein geteiltes Herz doch nimmer Leben
Zu nennen ist, hab' ich dir's ganz gegeben.
Und was ist mir, sag' an, von mir geblieben?
Und solche Wahl, da ist fürwahr kein Schwanken:
Die Seel', erfüllt von meinen Glutgedanken,
Sie muß dich, soll ich leben, ewig lieben.

56. Wohl tat Natur mit so viel Grausamkeit
Als deine, so viel Lieblichkeit zu paaren,
Wer überstünde sonst so schweren Streit?
Oft deucht mir, ich erläge meiner Pein,
Doch nur ein Lächeln lässest du gewahren,
So wird sie leicht, und ich kann glücklich sein.

57. Von ihren Lippen spricht ein Gott! Fürwahr,
Mir ist, wenn ich die süße Stimme höre,
Als ob ich nicht mir selbst mehr angehöre;
Und ganz ein andrer nun, erkenn' ich klar,
Wie, eh' ich ihr mein Denken hingegeben,
So arm mein Leben,
Wie so bejammernswert ich selber war.
Nun ich sie schaue,
Weckt ihre Schönheit Sehnen mir auf Sehnen,
Tod seh' ich nur in allem andern Schönen.
Du edle Fraue,
Führst du durch Tränen und durch Qual zum Glücke
O, gib mich nimmer dann mir selbst zurücke.

58. So leuchtend sind die Blicke meiner Süßen
Und so von wundervollem Glanz erfüllt,
Daß, mag ich auch das Auge schließen,
Er dennoch tief bis in das Herz mir quillt.
Was aber kann ich Armer dir gewähren?
Du gibst mir Licht, und was du gibst, vergilt
Dir meine finstre Trauer nur mit Zähren.

59. Je tiefren Gram mein Antlitz dir verrät,
Je schöner nur seh' ich das deine leuchten,
Und linder dann, ob er vergebens fleht,
Will mir der Gram, an dem ich leide, deuchten.
Was dich noch schöner macht, das trag' ich gern;
Und dien' ich dir also mit meinem Wehe,
Dann frag' ich, du mein stolzer, süßer Stern,
Was, wenn ich sterben sollte, wohl geschehe?
Wär's, wie ich denke, daß dir meine Pein,
Die schmerzliche, nur schönren Reiz erwürbe,
Wie könnt' es, wenn ich sterbe, anders sein,
Als daß mit dir auch deine Schönheit stürbe?
Drum magst du sorgen, daß mein Kummer daure,
Es ist zu süße Tröstung für mein Herz,
Daß du nur schöner wirst, je mehr ich traure,
Um solchen Preis ertrüg' ich jeden Schmerz.

60. Umgarne mich nur, Liebe, wie du magst,
Doch schwör' ich dir und will's dir nicht verhehlen:
Wie du mich peinigst, wie auch an mir nagst,
Es dienet alles, meinen Mut zu stählen.
Denn stillst du meinen Gram von Zeit zu Zeit,
Und deucht mir, daß der Tod mich nicht umwehet,
Dann eben bin ich wie dem Tod geweiht:
Still steht mein Herz, weil still mein Leiden stehet.
O Augen, ihr voll lichter Herrlichkeit,

Wohl, daß ihr nur so karge Gunst gewähret
Und im Entbehren mich gewinnen lehret.

61. Nur dir erblüh'n aus meinem Jammer Freuden;
Wohlan, da ich nach deinem Glück nur frage,
Und dir der Tod als Ende jeder Plage
Zu süß erscheint für mich, so will ich leiden!
Ja, deinen Stolz zu weiden,
Ertrag' ich Schmerzen, die an Größe gleichen
Dem Hochmut deiner Seele.
O, da ich so mich quäle,
Laß ab, grausame Hilfe mir zu reichen,
Entreiß mich nicht dem Arme
Des Todes, dessen Qual nicht zu vergleichen
Mit diesem langen Harme!
Ein Trost nur bleibt mir bei des Schicksals Streichen:
Wer schuldlos, muß erbleichen,
Dem wird gerechter Lohn für die Beschwerden
Im Jenseits werden;
Den Preis des Schmerzes zahlt kein Mensch auf Erden.

62. O Herrin, wie ich lange schon dein Bild
Im Herzen hege,
So gönne, nun mein Leben bald erfüllt,
Daß ich es tief in meine Seele präge,
Damit ich froh und gern
Abwerfe diese Last der Erdenhülle.
Dein Bild in meiner Seele wär' ein Stern
Im Sturmgewirbel und in Meeresstille,
Es wäre wie das Kreuz ein sicherer Schild!
Und in den Himmel, dem die Erde
Dich abgewann, trüg' ich das süße Bild,
Daß es den Geistern dort ein Vorbild werde.
Wer dann berufen ist, nach dir zu leben,
Wird dieser Welt dein Antlitz wiedergeben.

63. Wenn uns der Schmerz, wie mancher sagt, verkläret,
Mag neues Leben mir aus Zähren sprossen,
Die ich für dich vergossen;
Dann wird zum Segen der Verlust des Schönen;
Nur Sinnenlust begehret
Das Bittersüße, dessen Ende Tränen;
Auch kann nicht über jenen,
Der sich bescheiden lernt, der Siege,
Das Glück sich rühmen, darf nicht neidentglommen
Den einst Beglückten höhnen.
So ist als Sporn und Rüge,
Als Geißel mir des Schicksals Wut willkommen;
Mir wird die Armut frommen,
Heilsamer als im Kampf nicht triumphieren,
Ist's doch der Seele, alles zu verlieren.

64. Kehrt dermaleinst der Geist in seine süße,
Ersehnte Hülle wieder ein,
Auf daß er jauchze oder ewig büße,
Dann ist's gewiß, daß ich die Höllenpein
Im Anblick deiner Schönheit mir versüße.
Doch soll — und mög' es lieber so geschehn —
Der Geist mit dir im Himmel sich ergehn,
Dann werd' ich minder an der Gottheit hangen,
Weil du auch dort mein sehnendes Verlangen,
Mein Denken liebst, du ganz allein;
Ja, glücklicher als hier gedenk' ich drüben
Dich, die du schön und göttlich bist, zu lieben,
Sei's, daß du in der Höllenqual mich letzest,
Sei's, daß du ew'ge Freuden mir ersetzest.

65. O hätten nicht die Augen, die mir teuer,
So selten ihren Blick zu mir erhoben,
Welch heiß're Feuerproben

Müßt' ich nicht noch durch Amors Macht ertragen!
Wie wüchse dieses Feuer,
So stark schon jetzt, da jene selten tagen!
Und doch, hört' ich nicht sagen,
Der Lust entbehr' am Spiele,
Wer nie verlor, wer Sieger stets geblieben?
Ach, ungewirkt durch Plagen
Welkt bald die Lust am Ziele
Und sproßt nicht wieder auf mit grünen Trieben.
Nein, also nicht mein Lieben!
Denn würde mir die Fülle auch des Schönen,
Doch stillt kein Glück mein unbegrenztes Sehnen.

66. Was deine Augen, Herrin, offenbaren,
Denn in das Herz dringt nimmer ja mein Blick,
Das läßt auf Fried' und Glück
Mich Müden hoffen. Ach, vielleicht zum Segen
Hab' ich nicht mehr erfahren,
Denn Grausamkeit magst du im Innern hegen,
Und Stolz dein Herz bewegen.
Stimmt aber ganz zusammen
Dein Herz mit deinen mitleidsvollen Zügen,
Dann eile mir entgegen,
Da meinen keuschen Flammen
Die Gaben, die dein Blick verspricht, genügen.
Doch wenn die Augen lügen,
Die mich beglücken, ach, dann üb' Erbarmen
Und laß mich träumen in der Täuschung Armen!

67. O, wieviel leichter wäre rascher Tod
Als dieses tausendfache Sterben;
Sie aber will, statt Liebe, mein Verderben.

Unsäglich wehe
Wird mir ums Herz, da ich erkennen muß.
Daß, die ich liebe, mich so ganz verschmähe.

Wie soll ich leben,
Wenn, ach, damit sie tiefer mich betrübe,
Sie mir bekennt, daß sie sich selbst nicht liebe?

Und ist es so, wie wird sie mir vergönnen,
Was sie sich selbst versagt? O trübes Los!
Werd' ich doch endlich daran sterben können?

68. (Michelangelo und ein Florentiner.)

Die Götter wissen, wie viel Ungemach,
Was wir an Unbill jetzt geduldig tragen!

„Und traget ihr genug an Schmach und Plagen,
Dann ist's an dir, daß du Vergeltung übest
Und rächest, die dich liebt, wie du sie liebest."

Zu spät vielleicht! Wie ring' ich Armer, ach!
So lange schon, daß ich sie wiedersehe.
Doch soll es endlich mir beschieden sein,
Dann sei dies Herz von allem Hasse rein,
Nur Liebe geb' es für erlittnes Wehe.

69. Ist etwas schön an der Geliebten, sagt,
Soll dann um dieses einen Schönen willen
Auch alles andre mich mit Lieb' erfüllen,
Ob's noch so wenig meinem Blick behagt?

Das Schöne wendet für das Ärmre ein,
Da es ja schuldlos meine Freude trübe,
Drum wenn Vernunft gerechtes Urteil übe,
So dürf' es lieblos nicht verstoßen sein.

Was aber gilt Vernunft vor Amors Blick?
Sie will sich nimmer in sein Reich getrauen!
Er sagt's und weist sie wie im Zorn zurück.
Doch anders will der Himmel, daß ich schauen
Und denken soll; er spricht: Der Brauch wird lehren,
An Schönem auch das Häßliche zu ehren.

70. Vom ersten Seufzer bis zum letzten Klagen,
Das mir nun schon nicht ferne —
Wer hat wohl je so bittres Los ertragen
Als ich vor so unselig schönem Sterne?
Nicht grausam bösen will ich sagen;
Denn säh' ich ihn nur zürnenden Gesichtes
Und mich verschmäht, gewiß, das heilte mich
Von allem Weh. So aber blickt er freundlich,
Weckt Hoffen, ach, und ist mir doch so feindlich.
Und doch, wer anders als ein Feiger wich
Wohl jemals vor dem Glanz so schönen Lichtes?
Erkannt' ich ihn, so sei der Stunde Dank,
Da ich ihn sah und ganz in ihn versank.
Ich mag dem Wahn, dem süßen, nicht entsagen
Und fühlte Mut, so schweren Kampf zu wagen.

71. Es ist zu spät zum heißen Liebesstreit,
Zu spät, am Schönen dieser Welt zu hangen,
Und wessen Tage schon so bald vergangen,
Der trauert tiefer um verlorne Zeit.
Da steht der Tod, gewaltiger an Macht,
Als dir, o Liebe, über mich verliehen,
Und fühlt' ich einst wie lichte Flamme glühen,
Was ich gesprochen oder still gedacht.
Nun rinnt es hin in Tränen. Ach, und wollte
Der Himmel nur, daß auch, was unbedacht
Mein Herz verbrach, dahin in Tränen rollte!

72 Nicht ein besondres Band war ja vonnöten,
Um festzuhalten mich an deiner Seite,
Denn ich ward schon zur Beute
Dem ersten Blick; vielleicht weil schlecht sich wehret
Der leidensmüde Kämpfer,
Der jeder Kraft zum Widerstand entbehret.
Doch eins wird nie erkläret,
Daß sich ein Holz — wen find' ich, der es glaubt! —
Dürr und verkohlt, aufs neue frisch belaubt.

73. Wenn nahe mir die klaren
Geliebten Augen schimmern,
Seh' ich mein Bild drin flimmern,
So wie du meins in deinen kannst gewahren.
Gebeugt von Leidensjahren,
Ganz treu, so lassen deine mich erscheinen,
Und meine dich hell wie ein Stern im Blauen,
Das Spiegelbild des Wahren.
Der Himmel zürnt, daß in den schönen deinen
Ich häßlich bin und du in meinen grauen
So reizend bist zu schauen.
Im Busen steht's noch schlimmer,
Denn unter meinen Brauen
Dringst du ins Herz mir immer
Und öffnest deins doch nimmer.
Mein Unwert macht noch spröder deine Tugend,
Da Liebe Gleichheit will an Wert und Jugend.

74. Nur sie und was da gleicht dem holden Weibe,
Ist wie ein Spiegel mir für Herz und Blicke,
Gleich einer toten Lücke
Ist andre Schönheit, ist kein Spiegel, wehe,
Nein, eine hohle Scheibe,
In deren Leere ich kein Bild erspähe.

Wenn ich beglückt mich sehe
Am Schluß der Lebenspfade,
Der Jugend ich und Mut schon längst verloren,
Dünkt solcher Trost im Wehe
Ein Wunder mir der Gnade;
Ja, wenn du mich, der ich zum Leid geboren,
Zum höchsten Glück erkoren,
Und wenn mein Unstern deiner Huld erlieget,
Dann hast du Himmel und Natur besieget.

75. Selbst an den Tod hab' ich verlernt zu denken,
So hält die Liebe mir den Sinn gefangen:
Zu spät für dieses Herz und sein Verlangen
In Frieden sich zu senken.
Die Frucht fiel ab, der Stamm ist dürr und fahl,
Und alles Süße mir verbittert. Freuden,
Unendliche, sind mir zur größern Qual,
Denn nun sie kommen, bin ich nah' am Scheiden.
Doch, Liebe, sollst du mir gepriesen sein,
Dann sterb' ich hin an diesem süßen Leiden,
So dank' ich's nicht dem Tod, nein, dir allein!

76. Wohl oft hat Liebesglut dies Herz entflammt,
Doch soll es, alt an Jahren,
Noch einmal nun die Qual der Lieb' erfahren.
Ich wäre, stürb' ich nicht, gewiß verdammt.
Und darum ringt der Geist, sich zu befrein,
Und hofft, daß er die Tage dieser Erde
Bald mit den andern jenseits tauschen werde.
Soll mir das Leben nicht verloren sein,
So rette mich der Tod, der grausam herbe,
Und wider ew'gen doch das einz'ge Heil;
Die ihr ihn schaut, ihr wählt das schlimmre Teil:
Zwiefachen Tod! Wer leben will, der sterbe!

77. Wohl wär' es Zeit, ich endete die Not,
Dies wache Sehnen in so späten Tagen,
Allein, noch will die Seele nicht entsagen:
Als gäb' es weder Alter, weder Tod,
So siehst du, Amor, wie sie meine Blicke
Nur schmeichelnd mit dem süßen Bilde nährt;
Und brächen, immer wider sie gekehrt,
Auch Senn' und Bogen dir in tausend Stücke,
Doch will sie deiner Qualen nicht entbehren,
Weil keiner stirbt, so lange Leiden währen.

78. Nun sich zum letzten Ziel mein Leben wendet,
Hab' ich, zu spät! gelernt, dich, Welt, ergründen,
Gelernt, daß nimmer Glück in dir zu finden,
Daß, wo du anfängst, aller Frieden endet!
Und was ich drum an Schmach und Sorgen trage,
Doch geb' ich mich dem schmeichelnden Verlangen
So willig heute noch wie sonst gefangen,
Und wiege mich im Traum von neuem Heile
Und freule so an meinem ew'gen Teile,
Dem aber — und das lehrten meine Tage —
Ist schönres Los im Himmel einst erkoren,
Der sterben darf beizeiten, kaum geboren.

79. So oft Erinnrung mich gefangen hält
— Und wehren kann ich nicht, daß sie mich mahne —,
Erkenn' ich deutlich, ungetreue Welt,
Du führst die Menschheit zu Verderb und Wahne.
Du wiegst das Herz in deine Lockung ein,
Und jede Lust, mit der du es betöret,
Weckt in der Seele wehevolle Pein.
Du tust, als hätte, wer auf dich vertraut,
Für seinen Frieden und sein Wohl gebaut:
Du lügst! Das weiß, wer immer auf dich höret.

Drum preise sich, wer kurz gelebt auf Erden,
Der Weg zum Himmel wird ihm leichter werden.

80. Der Tod treibt, Amor, dich hinweg mit Drohen
Von jener Stätte, wo du triumphiertest,
Wo, selbst der Waffen bar, Sieg zu erringen,
Dir leicht gelang; es löscht mit Eis die Lohen,
Die süße Glut, die du zu kurz nur schürtest;
In reifen Herzen kann er rasch dich zwingen.
O hast du noch die Schwingen,
Die mich verfolgten, heb' zur Flucht sie wieder,
Denn Jugend wird und Alter sich zuwider.

81. Wie denk' ich immer noch, mir sei die Zeit
Zu guten Werken endlos zugemessen.
O eitler Wahn! Da steht der Tod bereit,
Auf künft'ge Tage bau' ich, und indessen
Verrauscht die Frist. In Flammen glüh' ich noch,
Ganz diesem süßen Antlitz hingegeben,
Will mich ermannen, und vergesse doch,
Wie bald es aus ist mit dem Menschenleben!

82. Schon so bei Jahren, streb' ich noch und kehre
Mich immer nur den alten Wünschen zu,
Gleichwie zur Mitte, wo allein ihr Ruh'
Zu Teile wird, hindrängt die Last, die schwere.
Doch Lieb' ist ja des Himmels Pförtnerin,
Und keiner, dem sie winket, soll ihr weichen,
Sie wehrt der Sünd' und, wie gering ich bin,
Sie macht mich stark, Unsterblichem zu gleichen.
Süß und beseligend sind ihre Gaben.
Wer in ihr stirbt, der wird das Leben haben.

83. Von Schauern bald und bald von Glut getroffen,
Alt und das Herz gebrochen unter Leid,
So blick' ich trauervoll und ohne Hoffen
Aus der entschwund'nen in die künft'ge Zeit.
Ach, weil ich mich so spät zum Guten wende,
Drum quält es mich wie einst das böse Tun,
Und darum fleh' ich nur, es gehe nun
Mit meiner Zeit bald zum ersehnten Ende.
Wohl ist's ein Glück, daß nach so kurzen Stunden
Dies Leben zählt, das hab' ich nun empfunden.
Der Tod allein heißt alle Leiden ruhn.

84. Nicht klein ist die Gefahr, die meiner Seele
Aus deinem Himmelsangesichte droht,
Mit der ich bis zum Tod
Nach Stunden nur die kurze Spanne zähle.
Drum rüst' ich mich und bin mit Ernst bedacht,
Wie ich, noch eh' ich sterbe, mich erwehre.
Doch allzu groß ist deiner Blicke Macht,
Sie duldet nicht, wie nah' mein Ende wäre,
Daß ich mir selbst noch einmal angehöre.
Was auch geschehen mag, ich will es tragen,
Ich kann dem Brauch, dem süßen, nicht entsagen.

85. Wie spottet mit so schönem Augenpaar
Die Liebe selbst der liebentwöhnten Jahre.
Ich, der ich gern mich allem Schönen beuge,
Ich selbst bin ihres Siegertumes Zeuge.
Zwar oft aus meinen liebsten Träumen schrecken
Gedanken, die mir Scham und Grauen wecken.
Doch siegt die Liebe, denn in wenig Stunden
Wird nicht der Brauch von Jahren überwunden.

86. Hinweht mein Leben mit der flücht'gen Zeit,
Und heißer nur brennt meine Liebeswunde,
Und ach! noch immer nach so langem Streit
Soll ich nicht rasten auch nur eine Stunde.
Wie um ein Leid, das nicht verschuldet ward,
So trauert meine Seele bang und trübe
Um alle Not, die künftig meiner harrt.
Ich aber schweife zwischen Tod und Liebe,
Von Angst gefaßt, von Schmeichelwahn besiegt,
So wirr einher, daß ich das Schlimmre wähle,
Wo ich das Bessre will, und so erliegt
Unweisem Brauch der weise Rat der Seele.

87. Weint meine Seel' ihr Wehe
In Tränen aus, so ist's, damit die Glut,
Die mir das Herz durchlodert, nicht vergehe.
Wo fänd' ich Hilfe, wo noch starken Mut,
Bannt' ich dem Quell der Zähren nicht die Wege,
Auf daß er diese Glut, so spät entfacht,
In meinem Herzen nicht ertränken möge.
Wie hat so eigen mich das Los bedacht,
Daß ich aus solchem Feuer Leben sauge.
In Tränen stets, heg' ich dein flammend Auge
In tiefster Brust, und was den Tod zu geben
Geschaffen ist, verleiht mir sel'ges Leben.

88. Hätt' ich in jungen Tagen wohl bedacht,
Daß dieser Glanz, an dem ich hing, der hehre,
In meiner Brust zu wilder Glut entfacht,
Mir ewig quälend einst das Herz verheere:
Viel lieber als mit mörderischem Pfeil
In wunder Brust gebeugt einherzugehen,
Hätt' ich mein Augenlicht erlöschen sehen,
Doch wann erkannte Jugend je ihr Heil?

Wer im Beginn der Schlacht nicht ritterlich
Zur Wehre stand, darf abends nimmer sagen,
Sein Mißgeschick hab' alle Schuld zu tragen,
Und wer im Lenze seiner Tage sich
Gefangen gab, der trauert einst vergebens,
Wie ich, um die verscherzte Frist des Lebens.

89. Je schneller, ach, des Lebens Rest vergeht,
Nur um so heft'ger sprühet
Der Brand, der doppelt glühet,
Beschränkt auf einen Zeitraum wen'ger Tage.
Umsonst kämpft selbst so spät
Der Himmel gegen der Gewohnheit Plage,
Die nicht mit einem Schlage,
Nein, mühsam auszumerzen.
Schürst, Amor, du den Brand, der ohne Mühe
Selbst Steine, wie erst Herzen,
Zerschmilzt und löst, so sage
Ich Dank dir trotz der Qual, denn so verglühe
Ich endlich doch, und siehe:
Das Schlimmste wird zum Besten in dem Streite,
Denn unter Toten machst du keine Beute.

90. Noch heilte nicht die kleinste Wunde zu,
Die, Amor, ich von deinem Pfeil empfangen,
Und schon spür' ich mit Bangen,
Mir wird von dir noch herb'res Leid geboten.
Bist schwach im Greise du,
Entkomm' ich wohl, du kämpfst ja nicht mit Toten!
O Wahn der Schwerbedrohten!
Nackt bin ich ja und hinkend,
Und du fügst deinem Pfeile
Noch Schwingen bei, läßt Augen vor dir flammen,
Wie Siegspaniere winkend,

Die ganz das Herz durchbohren.
Ach, mir dient nichts zum Heile,
Nicht Helm, noch Schild! Den Flammen
Entrinn' ich nicht, da Kraft mir fehlt zum Fliehen!
Auch soll, wer siegt durch Flucht, zu Feld nicht ziehen.

91. Mich treibt die neue Schöne,
Sie spornt mich, peitscht und zügelt,
Und doch entschwand beflügelt
Der Mittag schon und Abend, bald besieget
Die Nacht den Tag; ich höhne,
Mit Sinnen aufgewiegelt,
Durch Liebeslust mein Alter, doch genüget
Mir nicht, was mich vergnüget,
Was mich berauscht. Ich hatte mich bequemet
Den Jahren, nahm das Handgeld schon vom Himmel,
Das Reue sich erwirbt, doch wer da glaubt
An eigne Kraft, beschämet
Sieht er im Weltgewimmel
Sich bald aufs neu besiegt. So lang' dem Haupt
Gedächtnis nicht geraubt,
Steht Aug' und Ohr der Liebe auf; was nützet
Das Alter, wenn uns nicht die Gnade schützet!

92. Ach, grausam von Gemüt,
Sieht flammen mich und sterben
Die Wilde, sieht mich werben
Um kleine Gunst, die keine Unze wiegt,
Und Pfund um Pfund entzieht
Sie mir das Blut, daß Leib und Seele siecht.
Dann eilt, die mich besiegt,
Zum Spiegel, sich zu schmücken,
Daß sie ein Paradies von Reizen schaue,
Mir aber zeigt vergnügt,
Zu höhnen mich, voll Tücken,

Als Folie neben sich die schöne Fraue
Mein Haupt, das altersgraue.
Und doch will um mein Alter ich nicht klagen,
Da kurze Qualen leichter sich ertragen.

93. Bist, Amor, du ein Gott, dann bist du doch
Allmächtig: o, so laß von mir, gewähre
Was ich dir täte, wenn ich Amor wäre.
Denn hoffen, sehnen und sich immer noch
Am Schönen weiden,
Ziemt nicht dem Alter, das zum Scheiden rüstet.
Bedenke, jede Huld wird mir zum Leiden,
Zur Qual das Glück, das nur so kurz gefristet,
Und das auch laß dir sagen:
Wenn Duldern schon der Tod so bitter deucht,
Wie dem erst, der sich wähnt vom Glück getragen!

94. Unwillig nur treib' ich dem Tode zu,
Wie wen gerechter Spruch dahin bescheidet,
Wo sich die Seele von der Hülle scheidet.
Mein Ziel ist nah, wenn nicht die letzte Spanne
Viel träger schleicht; und immer noch im Banne
Der Liebe, find' ich kaum ein Stündlein Ruh'.
Halb wach, halb schlummernd zwischen zwei Gefahren
Fühl' ich in meiner Brust den scharfen Stahl
Der Todesfurcht, und muß zugleich die Qual
Der Glut an mir, dem Greisen, noch erfahren.
Schon fürcht' ich, ach, daß ich am Liebeswehe,
So spät mir angetan, zugrunde gehe.

95. Wiewohl die Zeit, voll ungestümer Hast,
Mich mahnet, wie sobald ich nun der Erde
Die Hülle, krank und müde von der Last
Der langen Pilgerfahrt, gesellen werde:

Doch läßt die Qual von meiner Seele nicht,
Noch immer fühl' ich sie, die süße Wunde,
Und denke doch der bangen Todesstunde
Und denke zagender an mein Gericht.
Und mehr, je mehr das Alter mir die Stirn
Darniederbeugt, nähr' ich den Wahn, den bösen.
O, du just mir so feindliches Gestirn!
Du kannst mich nimmer von der Qual erlösen:
Denn wo ein Herz so lang in Glut gewesen,
Da wird es, wie Vernunft auch lösche, nimmer
Noch einmal Herz, nein, Asche nur und Trümmer.

96. Wie weiß sie meine Hoffnung noch zu nähren
Mit ihrer Huld und ihrer Wangen Zier;
Mir deucht, wenn ich sie schaue, müßte mir,
Dem Greisen, meine Jugend wiederkehren.
Dann aber drängt der Tod sich neidisch zwischen
Mein sehnend Herz und ihren sanften Blick,
Ich muß sein bleiches Bild im Geist verwischen,
Damit ich noch das Glück,
Für sie zu glühn, doch ach! so flüchtig koste.
Denn immer kehrt die Schreckgestalt zurück,
Und alle Glut erlischt im Todesfroste.

97. Wird nun die Zeit mit immer scharfer Feile
Bald deine müde Hülle ganz versehren,
Dann kannst du doch erlöst zur Heimat kehren,
Du kranke Seele, dann zu ew'gem Heile
Die Stätte, wo du fröhlich warst, erreichen?
Dann mag das Haar mir bleichen
Und kann mir eine Spanne Lebens bleiben,
Doch laß ich nicht mein alt unselig Treiben,

Zwiefach unselig in so greisen Tagen.
Du, Herr, vergönne,
Daß ich die Toten neid' und dir's bekenne.
Gram und Verzagen
Faßt mich, und meine Seel' ist angstbeklommen.
Ach, wird mein Tag nun kommen,
So laß, umwandelt dir zum Wohlgefallen,
Mich, Herr, in deinen Schoß der Gnaden wallen.

98. Bist du ein sterblich Wesen?
Du mußt es sein, du lebst und webst ja hier,
Ißt, trinkst und schläfst wie wir,
Doch ist im Blick der Gottheit Strahl zu lesen.
Ach, folgt' ich, wenn sich lösen
Die bangen Zweifel, dir nicht voll Vertrauen,
O, dann genügt für mich der Strafen keine,
Die je verhängt den Bösen,
Doch wie dich ganz durchschauen
Aus eigner Kraft? Mir fehlt der Blick, der reine;
Sieh, wie ich rohem Steine
Und leeren Blättern aufgeprägt die Seele,
So bild' auch mich, daß mich dein Geist beseele.

99. Was je Natur an Wert
Und Schönheit Frauen oder Mädchen reichte,
Das gab sie dieser einen, die mir heute
Das Herz zugleich mit Frost und Gluten nährt.
Drum so vom Schmerz verheert
Wie meines hat wohl nie ein Herz geschlagen,
Weil nimmer noch ein Klagen
Wie meines um so großes Weh geschah.
Doch auch so glücklich ja,
So reich als ich auf Erden
War keiner je und wird auch keiner werden.

100. Weil ich doch stets, sei's in Erinnern, sei's
In Hoffen nur, an deinen Blicken hange
Und mir kein andres Heil auf Erden weiß:
Was Wunder dann, daß mit gewalt'gem Zwange
Mich süßer Brauch, dich anzuschauen, zwingt,
Mich immer treibt in deine lichte Nähe;
Daß ich nur lebe, wo dein Auge blinkt,
Und sterben müßte, wo ich dich nicht sähe!
Ihr Himmelsaugen, wenn nicht euer Licht
Sein Leben ist, der ward noch nicht geboren.
Und wer geboren ward und schaut euch nicht,
Ist, kaum auf Erden, schon dem Tod erkoren.

Die Briefe Michelangelos

An Michelangelos Vater Lodovico.

1.

Rom, 1. Juli 1497.

Ehrwürdigster und teurer Vater. Wundert Euch nicht, daß ich noch nicht zurückgekehrt bin. Ich habe nämlich hier noch nicht meine Angelegenheiten mit dem Kardinal ordnen können, und ich will nicht abreisen, ehe ich nicht zufriedengestellt und für meine Mühe belohnt bin. Und mit diesen großen Herren muß man sacht umgehen, denn man kann sie nicht zwingen. Aber ich glaube, daß ich in der kommenden Woche jeder Sache ledig bin.

Ich teile Euch mit, wie Bruder Lionardo hierher nach Rom kam. Er sagte, er habe aus Viterbo fliehen müssen, und es wäre ihm die Kutte genommen worden. Und er wollte nach dort (Florenz) kommen. Daher gab ich ihm einen Golddukaten, um den er mich als Reisegeld bat. Ich glaube, Ihr müßt es wissen, denn er muß indes dort angelangt sein.

Was ich Euch noch sonst sagen soll, weiß ich nicht, denn ich bin in Spannung und weiß noch nicht, wie es hier gehen wird. Aber bald hoffe ich bei Euch zu sein. Ich bin gesund. So hoffe ich auch Euch. Empfehlt mich den Freunden.

2.

Rom, 19. August 1497.

Teuerster Vater usw. Ich teile Euch mit, daß am Freitag Buonarotto hierherkam. Sobald ich es erfuhr, suchte ich ihn im Gasthof auf. Und er erzählte mir, wie Ihr die Angelegenheit betreibt, und sagte mir, daß der Kaufmann Consiglio Euch großen Kummer macht und sich auf keinen Fall mit Euch vergleichen, vielmehr Euch fassen lassen will. Ich sage Euch, sehet, daß Ihr die Sache beilegt und gebt ihm einige Dukaten vorher. Das, was noch Rest bleibt, nach Eurer Vereinbarung, laßt mich wissen, und ich will Euch das Geld

schicken, wenn Ihr es nicht habt. Wenn ich auch nur wenig habe, wie ich Euch sagte, so will ich mich doch bemühen, es zu leihen, damit Ihr nicht Geld vom Monte zu nehmen braucht, wie mir Buonarotto sagte. Wundert Euch nicht, daß ich Euch manchmal so gereizt geschrieben habe, denn ich habe auch öfter große Sorge aus vielfacher Ursache, wie sie die haben, die fern von Haus sind.

Ich hatte von Piero de' Medici den Auftrag für eine Figur bekommen und kaufte den Marmor. Dann habe ich nicht mit der Arbeit begonnen, weil er mir nicht sein Versprechen gehalten hat. Darum stehe ich jetzt für mich und arbeite eine Figur zu meinem Vergnügen. Und ich kaufte ein Stück Marmor und es war nicht gut. Ich hatte also das Geld dafür weggeworfen. Dann kaufte ich ein andres Stück, wieder um fünf Dukaten, und diese Arbeit machte ich zu meinem Vergnügen. So müßt Ihr glauben, daß auch ich Geld verbrauche und Mühen habe. Aber das, worum Ihr mich bittet, werde ich Euch schicken, wenn ich mich auch als Sklaven verkaufen müßte.

Buonarotto ist gesund angekommen und im Gasthaus eingekehrt. Er hat eine Stube für fünf Dukaten, und es geht ihm gut und soll ihm an nichts fehlen, so lange er hier bleiben will. Ich habe nicht die Bequemlichkeit, um ihn bei mir zu halten, denn ich wohne in fremdem Haus, aber genug, ich will es ihm an nichts fehlen lassen. Ich bin gesund. So hoffe ich auch von Euch.

3.

Rom, 31. Januar 1506.

Ehrwürdigster Vater. Ich habe aus Euerm Brief ersehen, daß der Spitalvorsteher noch nicht zurückgekommen ist. Darum habt Ihr auch nicht zum Entschluß betreffs des Landguts kommen können, wie ich wünschte. Mir hat das leid getan, denn ich glaubte, Ihr hättet es bereits gekauft. Ich zweifle,

daß der Spitalvorsteher absichtlich davongegangen ist, um sich nicht jenes Einkommens entäußern zu brauchen und das Geld und das Gut zu behalten. Benachrichtigt mich davon, denn wenn dem so wäre, würde ich mein Geld von ihm fortnehmen und anderswohin tun.

Meine Angelegenheiten hier würde ich gut fördern, wenn meine Marmorblöcke kämen. Aber in dem Punkt glaube ich mich vom größten Mißgeschick verfolgt, denn so lange ich hier bin, ist nicht zwei Tage gutes Wetter gewesen. Zufällig kam vor ein paar Tagen eine Barke, die beinahe bei dem widrigen Wind untergegangen wäre. Und sobald sie ausgeladen hatte, stieg plötzlich der Fluß, und das Wasser bedeckte sie, so daß ich nichts habe arbeiten können. Ich gebe dem Papst gute Worte und halte ihn in guter Hoffnung, damit er sich nicht über mich ärgert, denn ich hoffe, das Wetter werde besser, damit ich bald mit der Arbeit beginnen kann. Gott gebe es!

Ich bitte Euch, daß Ihr alle jene Zeichnungen nehmt, das heißt alle jene Blätter, die ich in den Sack tat, von dem ich Euch sagte, und macht ein Bündel daraus und sendet es mir durch einen Fuhrmann. Aber packt es ja nur gut ein, damit es durch Wasser keinen Schaden leide. Und tragt Sorge, wenn Ihr es zurecht macht, daß auch nicht das kleinste Blättchen leidet, und bindet es dem Fuhrmann auf die Seele, denn es sind sehr wichtige Sachen darunter. Und schreibt mir, durch wen es Ihr schickt und was ich ihm zu geben habe.

An Michele schrieb ich, er sollte jene Kiste an sichern und bedeckten Ort schaffen und dann gleich hierher nach Rom kommen und auf keinen Fall ausbleiben. Ich weiß nicht, was daraus geworden ist. Ich bitte Euch, erinnert ihn daran. Ich bitte Euch auch noch, daß Ihr Euch ein bißchen Mühe um diese zwei Sachen gebt, nämlich erstens jene Kiste an einen bedeckten und sichern Ort zu schaffen, zweitens möchte ich, daß Ihr jene Muttergottes aus Marmor ins Haus zu Euch

schaffen und von keinem sehen ließet. Ich schicke Euch nicht Geld für diese beiden Sachen, denn ich meine, sie kosten nicht viel. Und wenn Ihr es leihen müßt, tut es. Ich werde Euch, sobald meine Marmorblöcke hier ankommen, Geld dafür und für Euch senden.

Ich schrieb Euch, Ihr möchtet Bonifazio fragen, wem er in Lucca jene 50 Dukaten auszahlen ließ, die ich an Matteo di Cucherello nach Carrara schickte, und daß Ihr den Namen dessen, der sie auszahlen soll, auf den Brief schreiben sollt, den ich Euch offen schicke, und daß Ihr ihn nach Carrara sendet an den genannten Matteo, damit er wisse, zu wem er in Lucca nach dem Geld zu gehen habe. Ich glaube, Ihr werdet es getan haben. Ich bitte, schreibt mir noch, wem Bonifazio sie in Lucca zahlen ließ, damit ich, den Namen wissend, Matteo nach Carrara schreiben kann, zu wem er in Lucca nach dem Geld zu gehen hat. Sonst nichts. Schickt mir nur das, worum ich Euch schreibe, und meine Kleider und die Hemden schenke ich Euch und Giovan Simone. Bittet Gott, daß meine Angelegenheiten gut gehen. Und sehet zu, daß Ihr auf alle Fälle bis tausend Dukaten, wie verabredet worden, von meinem Geld auf Landankauf verwendet.

Lodovico, ich bitte Euch, daß Ihr den Brief, der dem an Euch beiliegt, an Piero d'Argento sendet, und sorgt bitte dafür, daß er ihn erhalte. Ich glaube, daß Ihr ihn durch die Jesuaten befördern könnt, denn jene Brüder pflegen oft zu gehen. Ich empfehle ihn Euch.

4.

Bologna, 8. Februar 1507.

Ehrwürdiger Vater. Ich habe heute einen Brief von Euch empfangen, aus dem ich ersehe, wie Lapo und Lodovico mit Euch ausführlich gesprochen haben. Es ist mir lieb, daß Ihr mich tadelt, denn ich verdiene es, getadelt zu werden als Übeltäter und Sünder wie die andern und vielleicht mehr.

Aber wisset, daß ich in dem, worin Ihr mich tadelt, nicht gesündigt habe, weder an ihnen, noch an einem andern, wenn nicht, daß ich mehr getan habe, als mir zukommt. Das wissen auch wohl alle Leute, mit denen ich mich je einließ, was ich mit den beiden habe. Und wenn es niemand weiß, so wissen es Lappo und Lodovico besser als die andern. Denn der eine hat in anderthalb Monaten siebenundzwanzig Dukaten und der andre achtzehn und die Auslagen bekommen. Ich bitte Euch also, laßt Euch nicht aufs Pferd setzen. Wenn sie sich über mich beklagen, sollt Ihr sie fragen, wie lange sie bei mir geblieben wären und was sie von mir bekommen hätten. Und dann solltet Ihr sie fragen, warum sie sich über mich beklagten. Aber ihr größter Ärger und vor allem der des Schurken Lapo ist gewesen: daß sie einem jeden zu verstehen gegeben hätten, sie wären es, die dies Werk arbeiteten, oder daß sie in Kompagnie mit mir wären. Und niemals haben sie, besonders Lapo, gemerkt, was es mit dem Meister auf sich hat, bis ich ihn davongejagt habe. Erst da hat er gemerkt, daß er in meinem Dienst stand. Und nachdem er schon viel angestellt und begonnen hatte, die Gunst des Papstes zu verscherzen, kam es ihm sonderbar vor, daß ich ihn wie einen Hund wegjagte. Mir tut nur leid, daß er von mir sieben Dukaten hat. Aber wenn ich nach dort (Florenz) komme, soll er sie mir auf jeden Fall wiedergeben. Er müßte mir auch noch die andern wiedergeben, die er bekommen hat, wenn er ein Gewissen hat. Nun genug davon. Ich will nicht mehr ausführlich davon sprechen, denn ich habe über diese Geschichte zur Genüge an Herrn Agnolo geschrieben. Ich bitte Euch, geht zu ihm, und wenn Ihr den Granacci mit Euch nehmen könnt, tut es und laßt den Brief lesen, den ich ihm geschrieben habe, und Ihr werdet erkennen, welche Kanaillen es sind. Ich bitte Euch aber, haltet geheim, was ich von Lodovico schrieb, denn wenn ich hier keinen andern zum Gießen finde, möchte ich ihn zurückhaben, denn in Wahrheit habe ich ihn nicht davon-

gejagt, sondern Lapo. Weil es ihm aber zu schimpflich war, allein zu gehen, hat er auch ihn mir abspenstig gemacht, um sich rein zu waschen. Ihr werdet von Herold alles erfahren und wie Ihr Euch dabei zu benehmen habt. Sprecht auch nicht mit Lapo, denn dabei ist zu viel Schimpf, und unsere Sache geht nicht mit ihrer zusammen.

Was Giovansimone betrifft, so soll er nach meinem Dafürhalten nicht hierherkommen, denn der Papst geht an diesem Karneval weg, und ich glaube, er wird über Florenz gehen, und hier läßt er keine gute Ordnung zurück. Hier herrscht auch verschiedentlich Furcht, wie man sagt, doch muß man nicht danach suchen, noch davon schreiben. Es genügte, wenn hier etwas geschähe, was ich nicht glaube, will ich nicht die Brüder auf dem Hals haben. Darüber verwundert Euch nicht und sprecht auch zu niemandem davon, denn wenn ich einen Menschen brauchte, würde ich keinen finden, der sicher käme. Dann glaube ich auch, daß die Dinge gut gehen werden. Ich werde bald dort sein und so handeln, daß ich Giovansimone und die andern zufriedenstellen werde. Wozu Gott helfe! Morgen werde ich Euch noch einen Brief schreiben über gewisses Geld, das ich von hier senden will, und was Ihr damit zu tun habt. Von Piero habe ich gehört. Er wird Euch für mich antworten, denn er ist ein Ehrenmann, wie er es immer gewesen.

Ich teile Euch noch mit, um auf die Tollheiten zu antworten, die ich, wie Lapo sagt, ihm angetan habe. Ich will nur von einer schreiben und das ist die folgende: Ich kaufte siebenhundertundzwanzig Pfund Wachs, und bevor ich es kaufte, sagte ich Lapo, er sollte sich umsehen nach einem Wachshändler, und dann würde ich ihm das Geld geben, das es kostete. Lapo ging, kam wieder und sagte mir, daß man das Hundert nicht haben könnte um einen Quattrino billiger als um neun Golddukaten und zwanzig Bologninen, das sind neun Dukaten und vierzig Soldi, und daß ich es schleunigst nehmen solle, denn ich

habe eine gute Gelegenheit gefunden. Ich antwortete ihm und sagte, er sollte gehen und zusehen, ob er die vierzig Soldi von den Hundert abhandeln könnte, dann würde ich es nehmen. Er entgegnete mir: Diese Bolognesen sind nun einmal so, daß sie nicht einen Quattrin von dem ablassen, was sie fordern. Da schöpfte ich Argwohn und ließ die Sache gehen. Am selben Tage aber rief ich Piero beiseite und sagte ihm insgeheim, er solle gehen und sehen, für wieviel er das Hundertpfund Wachs haben könnte. Piero ging zu demselben Händler wie Lapo und kaufte es für achtundeinhalb Dukaten, und ich nahm es, und dann schickte ich Piero zum Sensal, und es wurde ihm da gegeben. Das ist eine Tollheit, die ich Lapo antat. Es mußte ihm wahrhaftig toll vorkommen, daß ich mich um diesen Betrug bekümmerte. Es genügte ihm nicht acht Golddukaten und die Auslagen, daß er noch versuchte, mich zu betrügen, und er kann mich vielmal betrogen haben, ohne daß ich davon weiß, denn ich vertraute ihm. Ich sah nie einen Menschen, der ein aufrichtigeres Gesicht als er hatte, und darum glaube ich, daß er unter diesem treuherzigen Gesicht auch andere betrog. Also glaubt ihm in keiner Sache und tut, als seht Ihr ihn nicht.

5.

Rom, August 1508.

Ehrwürdigster Vater. Ich habe in diesen Tagen einen Brief von einer Nonne erhalten, die behauptet, unsere Tante zu sein, die sich mir empfiehlt und erklärt, sehr arm und in größter Not zu sein, und ich möchte ihr einiges Almosen geben. Darum schicke ich Euch fünf Golddukaten, daß Ihr um Gottes willen davon ihr vierundeinhalb gebt. Von dem halben, der Euch bleibt, sagt bitte dem Buonarotto, daß er mir von Francesco Granacci oder von einem andern Maler eine Menge Lack kaufen läßt oder so viel, wie man für dieses Geld haben kann, den besten, den man in Florenz findet, und wenn es

solchen da nicht gibt, so laß es sein. Die erwähnte Nonne, unsere Tante, befindet sich, glaube ich, im Kloster San Giuliano. Ich bitte Euch, sucht zu erfahren, ob sie sich wirklich in so großer Bedrängnis befindet, denn sie schreibt mir auf eine gewisse Art, die mir nicht gefällt. Daher bin ich im Zweifel, ob da nicht eine andre Nonne dahinter steckt und es nicht besser ungetan bliebe. Wenn Ihr also seht, daß es nicht wahr ist, nehmt das Geld für Euch. Das Geld wird Euch Bonifazio Fazi zahlen.
Anderes habe ich Euch jetzt nicht zu sagen, denn ich bin noch zu nichts entschlossen, was ich Euch mitteilen könnte. Bei größerer Muße werde ich Euch schreiben.

6.

Rom, 27. Januar 1509.

Teuerster Vater. Ich habe heute einen Brief von Euch erhalten, bei dessen Lesen ich großes Unbehagen spürte. Ich zweifle, ob Ihr Euch nicht mehr Furcht oder Angst einjagen laßt als nötig ist. Ich hätte gern, daß Ihr mich benachrichtiget von dem, was sie Eurer Meinung nach Euch noch Schlimmeres tun kann, wenn sie schon jetzt alle ihre Kraft aufbot. Ich habe Euch darin nichts andres zu sagen. Mir tut es leid, daß Ihr in solcher Furcht seid. Daher tröste ich Euch und gebe Euch den guten Rat, Euch gegen alle ihre Gewalttätigkeiten vorzusehen und dann nicht mehr daran zu denken. Wenn sie Euch auch nähme, was Ihr auf der Welt habt, sollte Euch doch nichts mangeln am Lebensunterhalt und Wohlbefinden, wenn auch kein andrer als ich wäre. Doch seid guten Mutes. Ich bin noch in großer Überlegung, denn schon seit einem Jahr habe ich von diesem Papst keinen Groschen gehabt, und ich fordere auch nichts, denn meine Arbeit geht nicht vorwärts, und ich glaube auch nichts zu verdienen. Es ist das auch noch die Schwierigkeit in der Arbeit, daß sie nicht meine Profession ist. Und so verliere

ich meine Zeit ohne Frucht. Gott helfe mir! Wenn Ihr Geld nötig habt, geht zum Spitalmeister und laßt Euch bis zu fünfzehn Dukaten geben und teilt mir mit, was dort bleibt. In diesen Tagen ist hier jener Maler Jacopo abgereist, den ich hierher kommen ließ. Und da er sich hier über mich beklagt hat, wird er sich wohl auch dort beklagen. Macht die Ohren wie Kaufleute zu. Nun genug. Denn er hat tausendmal unrecht, und ich könnte mich sehr über ihn beklagen. Tut, als säht Ihr ihn nicht. Sagt Buonarotto, daß ich ihm ein andermal antworten werde.

7.

Rom, Juni 1509.

Ehrwürdigster Vater. Aus Eurem letzten Brief entnehme ich, wie man dort (in Florenz) sagt, ich sei tot. Es macht das nur wenig aus, wenn ich nur lebe. Also laßt die Leute nur reden, und sprecht von mir zu niemandem, denn es gibt schlechte Menschen. Ich bemühe mich zu arbeiten, soviel ich nur kann. Ich habe schon seit dreizehn Monaten vom Papst kein Geld bekommen und glaube, innerhalb von anderthalb Monaten welches zu bekommen, weil ich ganz gut bis dahin das, was ich habe, verbraucht haben werde. Wenn er mir kein Geld gäbe, müßte ich mir welches borgen, um dorthin (Florenz) zurückzukehren; denn ich habe keinen Pfennig. Darum kann ich auch nicht bestohlen werden. Gott lasse es besser werden!

Was Monna Cassandra anlangt, so habe ich verstanden. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Wenn ich Geld fände, so würde ich mich darüber unterrichten, ob ich den Prozeß hier ohne meinen Schaden, nämlich an Zeit, führen könnte. Und ich müßte mich nach einem Anwalt umsehen, und ich kann noch nicht zahlen. Benachrichtigt mich, wenn es Zeit ist, wie die Sache geht, und wenn Ihr Geld braucht, geht nach S. Maria Nuova zum Spitalvorsteher, wie ich

Euch schon sagte. Andres habe ich Euch nicht mitzuteilen. Ich lebe hier unzufrieden und nicht allzu gesund und mit großer Mühsal, ohne Bedienung und ohne Geld. Doch habe ich gute Hoffnung, daß Gott mir helfen wird. Empfehlt mich Giovanni Ricasoli und dem Herold Herrn Agniolo.

8.

Rom, Ende Juni.

Ehrwürdigster Vater. Ich habe aus Eurem letzten Brief ersehen, wie die Dinge dort gehen und wie Giovansimone sich beträgt. Ich hatte schon seit zehn Jahren keine so schlechte Nachricht erhalten wie an dem Abend, wo ich Euren Brief las. Ich meinte doch, ihre Sachen derart geordnet zu haben, daß sie hoffen konnten, mit meiner Hilfe, wie ich ihnen versprach, einen guten Laden zu eröffnen, und daß sie in dieser Hoffnung sich bemühen würden, tüchtig zu werden und zu lernen, um dann, wenn die Zeit käme, das Geschäft zu eröffnen. Nun sehe ich, daß sie das Gegenteil tun und vor allem Giovansimone. Daraus habe ich ersehen, daß Gutes zu tun ihnen nichts nützt. Und wenn ich an dem Tag, wo ich Euren Brief erhielt, hätte zu Pferde steigen können, so hätte ich sofort jedes Ding in Ordnung gebracht. Da ich das aber nicht tun kann, so schreibe ich ihm einen Brief, wie ich ihn für nötig halte, und wenn er dann sich nicht von Grund aus ändert oder von Haus nur so viel nimmt, wie ein Zahnstocher wert ist, oder etwas andres macht, was Euch mißfällt, teilt es mir dann nur bitte mit, dann werde ich vom Papst Urlaub zu erhalten suchen und dorthin kommen und werde ihm seinen Irrtum aufzeigen. Ihr sollt versichert sein, daß alle Mühen, die ich stets ertrug, nicht weniger für Euch als für mich selbst waren, und was ich kaufte, kaufte ich, damit es Euer sei, solange Ihr lebt. Wenn Ihr nicht gewesen wäret, hätte ich es nicht gekauft. Drum wenn Ihr das Haus

vermieten und das Gut verpachten wollt, tut es nach Eurem Belieben. Und mit den Einkünften davon und dem, was ich Euch geben werde, werdet Ihr wie ein Herr leben. Und wenn nicht wie jetzt der Sommer käme, würde ich Euch sagen, daß Ihr es jetzt tun und hier bei mir wohnen sollt. Aber es ist nicht Zeit dazu, denn Ihr würdet hier den Sommer schlecht aushalten können.

Ich habe daran gedacht, ihm das Geld zu nehmen, welches er in seinem Geschäft hat, und es Gismondo zu geben, und daß dieser und Buonarotto zusammengingen, so gut es geschehen könnte, und daß Ihr das Haus und das Gut an Parolatica vermietetet und daß Ihr Euch mit jenen Einkünften und mit der Hilfe, die ich Euch gewähren würde, an einen Ort zurückzöget, wo Ihr Euch wohlbefändet und Euch Bedienung halten könntet, in Florenz oder außerhalb von Florenz, und ließet den Lumpen mit dem Hintern in der Hand. Ich bitte Euch, denkt an Euer Interesse, und wie Ihr es einrichten wollt; nur daß es Euer sei, will ich Euch in allem helfen, soviel ich weiß und kann. Schreibt darüber.

Was nun die Angelegenheit der Cassandra betrifft, so habe ich mich entschlossen, von der Prozeßführung hier abzusehen. Man hat mir gesagt, daß ich hier dreimal soviel Geld ausgeben müßte, als es dort kosten würde. Und so ist es sicher: was man hier mit einem Groschen tut, kann man dort nicht mit zwei Karlinen machen. Ich habe dann auch hier keinen Freund, auf den ich mich verlassen könnte, und ich selbst könnte mich nicht einer solchen Sache widmen. Mir scheint, wenn Ihr es tun wollt, geht den gewöhnlichen Weg, so wie es das Recht will, und verteidigt Euch, wie Ihr könnt und wißt. Was Ihr an Geld dafür braucht, werde ich nicht verfehlen Euch zu senden, solange ich selbst etwas habe. Und habt nur möglichst wenig Furcht, denn es handelt sich nicht dabei um Dinge, die ans Leben gehen. Sonst nichts. Gebt mir Nachricht, wie ich Euch oben sagte.

9.

Rom, 5. September 1510.

Teuerſter Vater. Ich habe aus Eurem letzten Brief zu meinem größten Leidweſen erſehen, daß es mit Buonarotto ſchlecht ſteht. Darum geht, ſobald Ihr dieſen Brief erhalten habt, zum Spitalvorſteher und laßt Euch fünfzig oder hundert Dukaten geben, wenn Ihr ſie benötigt, und ſeht zu, daß er wohlverſorgt mit allem Notwendigen ſei und es ihm nicht an Geld mangle. Ich teile Euch mit, daß ich vom Papſt noch fünfhundert Dukaten zu bekommen habe, und ebenſoviel muß er mir noch geben, um die Brücke zu machen und den andern Teil meiner Arbeit weiterzuführen. Er iſt aber abgereiſt von hier und hat mir keine Anweiſung hinterlaſſen. Ich ſchreibe ihm einen Brief. Ich weiß nicht, was folgen wird. Ich wäre gekommen, ſobald ich Euren letzten Brief hatte; aber wenn ich ohne Urlaub abreiſte, würde der Papſt zweifellos ſich ärgern, und ich würde alles verlieren, was ich noch zu bekommen habe. Wenn es aber mit Buonarotto ſchlecht ſteht, benachrichtigt mich ſofort, denn wenn Ihr meint, breche ich ſofort auf und bin in zwei Tagen da. Denn die Menſchen ſind mehr wert als das Geld. Benachrichtigt mich ſofort, denn ich lebe in großem Kummer.

10.

Rom, 4. Oktober 1511.

Teuerſter Vater. Ich ging am Dienstag zur Audienz beim Papſt. Aus welchem Anlaß, werde ich Euch, wenn ich mehr Zeit habe, ſchreiben. Genug, am Mittwoch morgen ging ich wieder zu ihm, und er ließ mir vierhundert Kammerdukaten in Gold auszahlen, von denen ich dreihundert an Euch ſende, und für weitere dreihundert Golddukaten gebe ich hier den Altoviti Anweiſung, daß ſie Euch durch die Strozzi ausgezahlt werden. Stellt darum richtige Quittungen aus und bringt es zum

Spitalvorsteher und laßt es wie das andre eintragen. Und erinnert ihn an das Landgut. Und wenn er Euch leere Worte macht, dann sucht es von andern zu kaufen, wenn Ihr es für sicher haltet. Und bis zu vierzehnhundert Dukaten könnt Ihr mit meiner Erlaubnis dafür ausgeben. Nehmt mit Euch Buonarotto und bittet den Spitalvorsteher, uns gut zu bedienen. Kauft möglichst von ihm, denn er ist der sicherste. Ich schrieb Euch, daß meine Sachen oder Zeichnungen oder andres von niemandem angerührt würden. Ihr habt mir darauf nichts geantwortet. Ihr scheint meine Briefe nicht zu lesen. Sonst nichts. Bittet Gott, daß ich hier Ehre einlege und den Papst zufrieden stelle; denn ich hoffe, wenn das der Fall ist, werde ich manches Gute von ihm haben. Und betet auch zu Gott für ihn.

11.

Rom, Ende September 1512.

Teuerster Vater. Ich habe aus Eurem letzten Brief ersehen, daß Ihr die vierzig Dukaten dem Spitalvorsteher zurückgebracht habt. Ihr habt gut daran getan. Und wenn Ihr merkt, daß sie in Gefahr sind, benachrichtigt mich bitte davon. Ich habe die Kapelle beendet, die ich malte. Der Papst ist sehr zufrieden damit. Die andern Dinge gehen mir nicht so gut aus, wie ich meinte. Schuld daran sind die Zeiten, die unsrer Kunst sehr ungünstig sind. Ich werde diese Allerheiligen nicht nach dort kommen, denn ich habe nicht das Notwendige, um das zu tun, was ich machen will, und es ist auch noch nicht die Zeit dazu. Seid darauf bedacht, so gut Ihr könnt, zu leben, und mengt Euch in keines andern Sache Sonst nichts.

12.

Rom, Oktober 1512.

Teuerster Vater. Ich entnehme aus Eurem letzten Brief die Mahnung, daß ich mich davor hüte, Geld im Haus zu

halten und bei mir zu tragen, und daß man sich dort erzählt, ich hätte übel von den Medici gesprochen.
Was das Geld anlangt, das ich habe, so bewahre ich es in der Bank des Balduccio und habe zu Hause und bei mir nur das, was ich Tag für Tag brauche. Was die Medici betrifft, so habe ich nie gegen sie in irgendeiner Weise gesprochen, wenn nicht in der, wie man im allgemeinen mit einem spricht, so zum Beispiel über Prato. Denn wenn die Steine hätten sprechen können, würden sie davon gesprochen haben. Dann hat man sich hier vieles andre noch erzählt; als ich das hörte, sagte ich: „Wenn wahr ist, daß sie so tun, so tun sie übel." Nicht, daß ich es geglaubt habe. Und Gott wolle, daß sie es nicht tun. Noch vor einem Monat hat mir hier einer, der sich mir als Freund zeigt, gesagt, es gäbe viel Übles in ihren Angelegenheiten. Deshalb habe ich ihn getadelt und gesagt, daß man nicht so reden dürfe, und er solle mir nicht mehr davon sprechen. Darum wollte ich, Buonarotto suchte vorsichtig zu erfahren, von wem er gehört hat, daß ich übel von den Medici gesprochen, damit ich sehe, ob ich den Urheber des Geredes finden kann, und ob es von einem dieser herrühre, die sich mir als Freunde zeigen, damit ich mich in acht nehmen kann. Sonst habe ich nichts zu schreiben. Ich arbeite noch nichts und warte darauf, daß der Papst mir sage, was ich tun soll.

13.

Florenz, Januar—März 1521.

Teuerster Vater. Ich wunderte mich schon gestern, als ich Euch nicht im Hause fand, sehr über Euren Fall. Jetzt aber, da ich höre, daß Ihr Euch über mich beklagt und sagt, ich hätte Euch weggejagt, wundere ich mich noch weit mehr. Denn ich weiß gewiß, daß seit dem Tage meiner Geburt bis heute mir niemals etwas Kleines oder Großes in den Sinn kam, das gegen Euch war, und stets habe ich alle Mühen, die ich getragen habe, Euch zuliebe ertragen. Und seit ich

von Rom nach Florenz zurückgekehrt bin, habe ich, das wißt Ihr, stets zu Euch gehalten, und Ihr wißt auch, daß ich das, was ich habe, Euch übertrug. Und es ist noch nicht lange her, daß ich, als Ihr krank wart, Euch sagte und versprach, für Euch nach aller meiner Kraft zu sorgen, so lange ich lebe, und so bekräftige ich es Euch heute.

Nun wundere ich mich, daß Ihr so schnell alles vergessen habt. Ihr habt mich doch nun schon dreißig Jahre erprobt, Ihr und Eure Söhne, und wißt, daß ich, wann ich habe können, stets Gutes von Euch gedacht und getan habe. Wie könnt Ihr jetzt nun gehen und sagen, ich hätte Euch weggejagt? Denkt Ihr nicht an den üblen Leumund, den Ihr mir macht, wenn man sagt, ich hätte Euch weggejagt? Das kommt nun noch dazu zu den Verdrießlichkeiten, die ich wegen andrer Sachen habe, und all das habe ich Euch zuliebe. Ihr zahlt es mir gut heim. Nun sei dem, wie ihm wolle! Ich will es auf mich nehmen und zugeben, daß ich Euch immer Schande und Schaden gemacht habe. Und so, als hätte ich es wirklich getan, bitte ich Euch um Verzeihung. Nun tragt dem Rechnung und verzeiht Eurem Sohn, der stets mit Ärgernis gelebt hat und Euch all das Üble, was man nur in dieser Welt tun kann, antat. Und so bitte ich Euch von neuem um Verzeihung als ein Elender, der ich bin, und wollet mir nicht hier den Ruf anhängen, daß ich Euch weggejagt habe, denn das ist mir wichtiger als Ihr glaubt: ich bin doch Euer Sohn.

Der Überbringer dieses Briefes wird Rafael da Gagliano sein. Ich bitte Euch um Gottes, nicht um meinetwillen, daß Ihr bis nach Florenz kommt, denn ich muß weggehen und habe Euch sehr wichtige Dinge zu sagen und kann nicht dorthin kommen. Und da ich von Pietro, der bei mir ist, durch seine eignen Worte von gewissen Dingen hörte, die mir nicht gefallen, so schicke ich ihn morgen früh nach Pistoja, und er soll mir nicht mehr dahin zurückkehren, wo ich bin,

denn ich will nicht, daß er der Ruin unſres Hauſes ſei. Und Ihr alle, die Ihr wußtet, was ich nicht wußte, und von ſeiner Aufführung, hättet mich ſchon länger davon unterrichten ſollen, dann wäre nicht ein ſo großer Skandal entſtanden. Ich muß ſehr eilig fort und kann nicht eher weg, ehe ich Euch geſprochen habe und Euch hier im Hauſe laſſe. Ich bitte Euch, laßt allen Groll fahren und kommet.

14.

Florenz, Juni 1523.

Lodovico. Ich antworte nicht auf Euren Brief, nur auf die Sachen, die mir notwendig ſcheinen. Um die andern kümmere ich mich nicht. Ihr ſagt, Ihr könnt Eure Gelder vom Monte nicht erheben, weil ich habe das Geld auf mich ſchreiben laſſen. Das iſt nicht wahr, und ich muß Euch darauf antworten, damit Ihr wißt, daß Ihr von dem betrogen ſeid, dem Ihr vertraut, der das Geld vielleicht erhoben und für ſich verbraucht hat, und Euch nun zu ſeinem Vorteil das einredet. Ich habe nicht das Geld auf dem Monte für mich einſchreiben laſſen, ich würde es auch nicht, wenn ich ſelbſt wollte, tun können. Aber wohl iſt es wahr, daß in Gegenwart des Rafael da Gagliano der Notar mir ſagte: „Ich möchte nicht, daß deine Brüder einen Kontrakt mit dieſem Geld machen könnten, daß du es nach dem Tode deines Vaters nicht mehr fändeſt.“ Und er nahm mich zum Monte und ließ mich fünfzehn Groſchen zahlen und ließ eine Klauſel aufſetzen, daß keiner es verkaufen könne, ſolange Ihr lebtet und Ihr der Nutznießer Zeit Eures Lebens ſeid, wie der Kontrakt auch, das wißt Ihr, ſagt.

Ich habe Euch die Sache mit dem Kontrakt aufgeklärt, nämlich ihn nach Eurem Wunſch zu vernichten, wenn Ihr mit ihm nicht zufrieden ſeid. Ich habe Euch auch die Sache mit dem Monte erklärt, und Ihr könnt es nach Eurem Belieben ſehen. Ich habe ſtets getan und zurückgenommen, wie Ihr

gewollt habt. Ich weiß nicht mehr, was Ihr von mir wollt. Wenn ich Euch Verdruß mache, so habt Ihr den Weg gefunden, Euch dagegen zu schützen, und Ihr werdet den Schlüssel zu dem Schatz, den ich nach Euren Worten habe, erben. Und Ihr werdet gut daran tun: denn man weiß in ganz Florenz, wie Ihr ein reicher Mann wart, und wie ich Euch stets beraubt und die Strafe verdient habe. Ihr werdet dafür sehr gelobt werden. Schreit und sagt von mir, was Ihr wollt, aber schreibt mir nicht mehr, denn Ihr laßt mich nicht arbeiten. Ich habe auch nicht nötig, aufzuzählen, was Ihr von mir seit fünfundzwanzig Jahren bis heute bekommen habt. Ich möchte es Euch nicht sagen, aber endlich werde ich es doch tun müssen. Tragt Sorge und hütet Euch vor dem, vor dem Ihr Euch zu hüten habt. Denn man stirbt nicht mehr als einmal, und es ist uns nicht vergönnt, übel getane Sachen wieder gutzumachen. Ihr habt bis zum Tod gezögert, solches zu tun. Gott helfe Euch.

An seinen Bruder Buonarotto.

15.

Bologna, 19. Dezember 1506.

Buonarotto. Ich habe heute, am 19. Dezember, Deinen Brief erhalten, durch den Du mir Pietro Orlandini empfiehlst und daß ich ihn mit dem bediene, worum er mich bittet. Wisse, er schreibt mir, daß ich ihm eine Dolchklinge anfertigen soll, und ich soll ihm eine wunderbare Sache machen. Ich weiß aber nicht, wie ich ihn werde schnell und gut bedienen können, einmal ist es nicht mein Handwerk, dann aber fehlt es mir an Zeit, darauf achten zu können. Doch will ich mich bemühen, ihn innerhalb eines Monats, so gut ich kann, zu bedienen.

Was Eure Angelegenheiten und vor allem die Giovansimones betrifft, so habe ich alles verstanden. Es freut mich, daß er

sich in Deinem Laden gut anstellt und daß er den Vorsatz hat, sich gut zu halten, denn ich will ihm wie Euch andern helfen. Und wenn Gott mir beisteht, wie er stets getan hat, hoffe ich in diesen Fasten beendet zu haben, was ich hier zu arbeiten hatte, und werde zu Euch zurückkehren und in jedem Betracht all das tun, was ich Euch versprach. Was das Geld anlangt, das, wie Du mir schreibst, Giovansimone in einem Geschäft anlegen will, so scheint mir, daß er damit noch vier Monate warten soll, dann könnte man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Ich weiß, Du verstehst mich, damit genug. Sag' ihm von mir aus, daß er sich weiter gut halten soll, und wenn er doch das Geld haben will, von dem Du mir schreibst, soll er es dort (in Florenz) nehmen, denn von hier kann ich nichts schicken. Für das, was ich hier arbeite, werde ich nur gering bezahlt, und es ist auch eine zweifelhafte Sache, und es könnte mir irgend etwas begegnen, was mich vor der Welt ruinieren könnte. Darum ermahne ich Euch, Euch diese wenigen Monate zu gedulden, bis ich dorthin zurückkomme.

Was nun das Herkommen Giovansimones betrifft, so rate ich noch nicht dazu, denn ich wohne hier in einem schlechten Zimmer und habe nur ein einziges Bett gekauft, in dem vier Personen schlafen können, und ich könnte ihn nicht so aufnehmen, wie sich's gehörte. Aber wenn er doch herkommen will, soll er warten, bis ich die Figur, an der ich arbeite, gegossen habe. Ich werde dann Lapo und Lodovico, die mir helfen, zurückschicken und ihm ein Pferd senden, damit er darauf komme und nicht wie ein Vieh. Sonst nichts. Bittet Gott für mich und daß die Sachen gut gehen.

16.

Bologna, I. Februar 1507.

Buonarotto. Ich habe aus Deinem Brief ersehen, wie es mit dem kleinen Landgut gegangen ist. Es ist mir ein sehr

großer Trost und gefällt mir sehr, wenn nur die Sache sicher ist.
Über die Angelegenheit des Baronciello habe ich mich sehr gut unterrichtet, und soweit ich es verstanden habe, ist es eine weit ernstere Sache, als Ihr denkt. Und ich für meine Person würde, da es keine gerechte Sache ist, sie nicht begehren. Wir sind alle verpflichtet, für Baronciello viel zu tun, und so wollen wir es auch machen und besonders in bezug auf jene Sachen, die in unsrer Macht sind.
Wisse, wie am Freitag abend um die einundzwanzigste Stunde Papst Julius in mein Haus kam, wo ich arbeite, und er blieb ungefähr eine halbe Stunde da, um mir bei der Arbeit zuzusehen. Dann gab er mir den Segen und ging. Und er hat sich mit meiner Arbeit zufrieden gezeigt. Darum, scheint mir, haben wir Gott aufs höchste zu danken. Und so bitte ich Euch, tut und betet für mich.
Ich teile Dir noch mit, daß ich am Freitag morgen meine Gehilfen Lapo und Lodovico fortgeschickt habe. Lapo jagte ich fort, denn er ist ein schlimmer und böser Bursche und tat nicht, was mir von Nutzen war. Lodovico war besser, und ich hätte ihn noch zwei Monate behalten. Aber Lapo, um nicht allein als der Schuldige dazustehen, beschwatzte ihn so lange, bis sie beide weggingen. Ich schreibe Euch das, nicht weil mir das irgendwie nahe geht, denn alle beide sind keinen Dreier wert, sondern, wenn sie vielleicht mit Lodovico reden sollten, daß der sich nicht darüber wundert. Und sag' ihm, er soll ihnen in nichts Gehör schenken. Und wenn Du Dich über ihre Angelegenheiten unterrichten willst, dann geh zu Messer Agniolo, Herold der Signoria, denn ihm habe ich alles geschrieben. Und er in seiner Freundlichkeit wird Dir es erklären.
Von Giovansimone habe ich gehört. Es freut mich, daß er sich im Geschäft Deiner Prinzipale zu halten sucht und bestrebt ist, brav zu sein. Darin bestärke ihn nur. Denn wenn das

gut geht, so hoffe ich Euch gut zu stellen, wenn Ihr klug seid. Was die andern Grundstücke betrifft, die neben dem Besitz der Mona Zanobia liegen, so sag' Lodovico, wenn es ihm gefällt, soll er sich darum kümmern und mir Nachricht geben. Ich glaube, vielmehr man sagt hier, daß der Papst um den Karneval von hier abreisen wird.

17.

Bologna, 24. Februar 1507.

Buonarotto. Ich sandte gewisses Geld dorthin an Lodovico mit bestimmtem Auftrag vor vierzehn Tagen, und ich habe noch keine Antwort bekommen. Ich bin darüber sehr verwundert. Sage also Lodovico, daß er mir mitteile, ob er es erhielt, und ob er meinen Aufträgen nachkam. Benachrichtige mich auf jeden Fall, denn ich bin übel gestimmt und wundre mich über seine geringe Einsicht. Er ist schon ein Mann, dem man ein andermal eine wichtige Sache auftragen kann! Ich möchte glauben, hundert Briefe geschrieben zu haben, um wenigstens eine Antwort zu erhalten. Mach', daß er mir auf alle Fälle schreibt, was er getan hat, und versichere den Brief, daß ich ihn auch erhalte.
Was den Dolch Pieros betrifft, so sandte ich gestern jemand, um nachzusehen, ob er gemacht wäre. Er mußte noch vergoldet werden. Der Waffenschmied hat mich einen Monat hingehalten, aber in Wahrheit hat er nicht anders tun können; denn bei dieser Abreise des Hofes hat er alle Höflinge mit Waffen versehen müssen und damit sehr viel zu tun gehabt. Darum hat er mich so lange hingehalten. Sage Piero, daß er ihn auf jeden Fall in wenigen Tagen erhalten wird. Der Papst reiste Donnerstag früh um die sechzehnte Stunde, und wenn Du die Anordnung wissen willst, die er für meine Angelegenheit zurückließ, so geh zum Herold, und er wird es Dir erklären. Ich habe nicht Zeit zu schreiben. Am 24. Februar.

18.

Bologna, 6. März 1507.

Buonarotto. Ich habe nicht eher auf Deinen Brief und den Piero Aldobrandinis geantwortet, denn ich hatte vor, nicht eher zu schreiben, als bis ich den Dolch des genannten Piero hätte. Vor zwei Monaten gab ich ihn einem in Auftrag, der in dem Ruf steht, der beste Meister in solcher Kunst zu sein; und obwohl er mich bis heute zum Narren gehalten hat, habe ich ihn doch nicht von einem andern machen lassen wollen oder ihn ihm nehmen. Wenn nun Piero sich deshalb über mich ärgert, hat er recht. Aber ich habe nicht anders tun können.

Nun habe ich den Dolch gefordert oder ihn vielmehr heute früh erhalten, und zwar mit vieler Mühe, so daß mein Piero ihn schon dem Meister hat an den Kopf werfen wollen, so oft hat er nach ihm laufen müssen. Wisse, daß der Überbringer dieses Briefes der Goldschläger Chiaro, Sohn des Bartolomeo, sein wird. Der wird den Dolch haben. Laß dem Chiaro das Fuhrwerk vergüten, wie es sich gehört, und gib ihn Piero. Und wenn er ihm nicht gefällt, so sag' ihm, er soll mir Nachricht geben, dann werde ich ihm einen andern machen lassen. Und sage ihm, daß, seit der Hof hierher kam, jeder Künstler und jede Kunst in hohen Preis und Rang gestiegen sind. Darum soll er sich nicht wundern, wenn ich so lange mit der Absendung gezögert habe, denn auch ich bin so hingehalten worden. Denn dieser eine Meister hat so viel zu tun gehabt, so lange der Hof hier war, wie vorher ganz Bologna nicht zu tun hatte. Ich habe nicht Zeit zu schreiben. Ich schrieb an Lodovico, daß ich seine Briefe erhalten hätte und wie ich betrogen worden wäre. Er wird es erfahren haben. Am 6. März 1507.

19.

Bologna, 26. März 1607.

Buonarotto. Ich empfing vor mehreren Tagen Deinen Brief, aus dem ich alles betreffs des Dolchs und Piero Aldobrandinis ersah. Ich bemerke Dir, daß, wenn es nicht aus Liebe zu Dir gewesen wäre, ich ihn schwatzen würde lassen, was er wollte. Wisse, daß der Dolch, den ich geschickt habe und den Du erhalten hast, nach seinen Angaben, das heißt denen Pieros gemacht ist. Denn er hat mir ein Maß aus Papier in einem Briefe geschickt und schrieb mir, daß ich es genau danach machen lassen sollte. Und so tat ich. Und wenn er einen Dolch wollte, hätte er mir nicht das Maß für einen Stockdegen schicken lassen sollen. Aber ich will Dir bei dieser Gelegenheit schreiben, was ich Dir nicht habe schreiben lassen wollen. Und das ist: Geh Du nicht mit ihm um, denn er ist kein Umgang für Dich. Und das ist genug. Und wenn er wegen dieses Dolches zu Dir kommen sollte, dann gib ihn ihm auf keinen Fall. Mach' ihm ein freundliches Gesicht und sag' ihm, ich hätte ihn einem meiner Freunde geschenkt. Nun genug davon. Wisse, daß er mich hier neunzehn Karline und dreizehn Pfennig Zoll kostete.

Meine Angelegenheiten nehmen hier, Dank sei Gott, einen guten Weg, und ich hoffe, in einem Monat meine Figur gießen zu können. Darum bittet Gott, daß die Sache ein gutes Ende nehme, damit ich bald dorthin kehre, denn ich möchte gern das tun, was ich Euch versprochen habe. Tröste Giovansimone und sag' ihm, daß er mir manchmal schreibt, und sag' Lodovico, daß ich mich gut befinde, und daß er, bevor ich meine Figur gieße, es auf jeden Fall wissen soll. Empfiehl mich dem Granaccio, wenn Du ihn siehst. Sonst habe ich nichts zu sagen. Hier hebt die Pest an, und zwar schlimm, denn sie verschont niemand, wohin sie kommt, obwohl sie noch nicht stark aufgetreten ist. Vielleicht vierzig Fälle, wie mir gesagt ist. Am 26. März.

20.

Bologna, 31. März 1507.

Buonarotto. Ich habe heute Deinen Brief mit einem von Lodovico erhalten. Ich antworte nicht auf den Lodovicos, weil ich keine Zeit habe. Aber du wirst ersehen, wie weit ich hier mit der Arbeit bin, und so ihn unterrichten. Und damit genug.

Wisse, daß es mir gut geht, und auch, daß meine Arbeit guten Fortgang nimmt, Dank Gott. Wahr ist, daß es einen Monat mehr Zeit kostet, als ich glaubte, und darum habe ich auch noch nicht die Zeit an Lodovico geschrieben, wo ich sie gieße oder gießen will, denn er ist noch nicht gekommen. Darum wundre dich nicht, denn wenn die Zeit da ist, werde ich es mitteilen; ich glaube, daß das in einem Monat oder so ungefähr sein wird.

Was nun den Umstand anlangt, daß Du ein Geschäft eröffnen oder in Kompagnie gehen willst, so will ich es auch auf jede Weise machen, aber Ihr müßt Euch noch gedulden, bis ich dorthin komme.

Du schreibst mir, daß Piero den Dolch nicht hat wollen. Es ist mir sehr lieb gewesen, daß er ihn nicht gewollt hat, und daß er ihm nicht gefiel; denn es war vielleicht nicht seine Art, ihn am Gürtel zu tragen, und vor allem, wenn andre Leute als er, zum Beispiel Filippo Strozzi, ihn von Dir haben wollen. Wenn Du drum siehst, daß er ihm gefällt, dann mach' ihm damit ein Geschenk, als käme es von Dir, und sage ihm nicht, was er kostet. Wisse, daß ich die Klinge nicht gesehen habe. Wenn sie also nicht paßt, dann gib sie ihm nicht, damit Du nicht wie ein Dummkopf dastehst. Denn für ihn schickt sich andres als für Piero. Mit diesem Brief kommt ein andrer für San Gallo in Rom. Gib Dir Mühe, ihn ihm zu schicken. Ich glaube, wenn Du ihn Baccio d'Agniolo gäbst, würde er ihn gut befördern. Und empfiehl mich ihm. Am letzten März 1507.

21.

Bologna, 20. April 1507.

Buonarotto. Ich habe heute einen Brief von Dir vom 17. April bekommen, woraus ich die große Reise ersah, die meine Briefe bis hierher machen müssen. Ich kann aber nichts dazu tun, denn hier herrscht in dieser Hinsicht böse Ordnung. Ich habe aus Deinem Brief manches erfahren, worauf ich nicht antworte, weil es überflüssig ist. Es tut mir leid, daß Du Dich in einer so geringen Sache so lumpig gegen Filippo Strozzi betragen hast. Aber es ist nun einmal geschehen, und man kann nicht mehr zurück.
Über meine Angelegenheiten schreibe ich an Giovansimone, und er wird Dir mitteilen, was ich mache, und gebt davon Lodovico Nachricht.
Ich wünschte, daß Du zum Herold gingest und ihm sagtest, daß, weil ich bis jetzt von ihm keine Antwort betreffs des Meisters Bernardino hatte, ich geglaubt habe, daß der genannte Meister Bernardino nicht hierher kommen wolle aus Furcht vor der Pest. Daher habe ich an seiner Statt einen Franzosen genommen, der mir gute Dienste leisten wird. Und das tat ich, weil ich nicht länger warten konnte. Lasse ihn wissen, nämlich Herrn Agniolo, und empfiehl mich ihm und sage ihm, daß er mich auch Seiner Herrlichkeit dem Gonfaloniere empfiehlt. Empfiehl mich auch Giovanni da Ricasoli, wenn Du ihn siehst.
Am 20. April.

22.

Bologna, 6. Juli 1507.

Buonarotto. Wisse, daß wir meine Figur gegossen haben, aber ich habe dabei nicht zuviel Glück gehabt. Und es ist das gewesen, daß Meister Bernardino entweder aus Unwissenheit

oder aus Mißgeschick nicht das Material gut gegossen hat. Wie das kam, darüber könnte man viel schreiben. Es genüge, daß meine Figur nur bis zum Gürtel gegossen ist. Der Rest des Materials, das heißt die Hälfte des Metalls, ist im Ofen geblieben und nicht flüssig geworden. So daß ich, um es herauszubekommen, den Ofen zerstören muß. Und das tue ich, und ich werde ihn noch diese Woche wieder aufbauen lassen. In der nächsten werde ich den oberen Teil umgießen und die Form vollenden, und ich glaube, daß die Sache statt einen schlimmen nun einen guten Ausgang nehmen wird, aber erst nach sehr großem Ärger, Mühe und Kosten. Ich hatte geglaubt, daß Meister Bernardino es hätte ohne Feuer gießen können, ein solches Vertrauen hatte ich zu ihm. Aber trotzdem ist er ein guter Meister und hat auch mit Liebe daran gearbeitet. Aber wer es macht, macht es. Und er hat zu meinem und auch zu seinem Schaden einen großen Mißerfolg gehabt, denn er hat sich derart geschädigt, daß er nicht mehr die Augen in Bologna aufheben kann.
Wenn du Baccio d'Agniolo siehst, lies ihm den Brief vor und bitte ihn, er soll darüber San Gallo nach Rom schreiben, und empfiehl mich ihm und Giovanni da Ricasoli, und dem Granaccio empfiehl mich auch. Ich glaube, wenn es gut geht, in vierzehn oder zwanzig Tagen aus dieser Sache heraus zu sein und dorthin kommen zu können. Wenn es nicht glückte, würde ich vielleicht von neuem beginnen müssen. Ich werde Dir von allem Nachricht geben.
Benachrichtige mich, wie es Giovansimone geht.

Am 6. Juli.

Mit diesem Brief kommt einer, der nach Rom für Giuliano da San Gallo bestimmt ist. Schicke ihn gut und so schnell Du kannst. Wenn er in Florenz ist, dann gib ihn ihm.

23.

Bologna, 2. August 1507.

Buonarotto. Ich habe Dir in der vergangenen Woche nicht geschrieben, weil ich nicht konnte. Wisse, daß ich meine Figur, je weiter ich sie aufdeckte, um so besser gefunden habe, und ich sehe, daß sie weniger übel ist, als ich glaubte, und ich scheine es gut gemacht zu haben im Hinblick auf das, was hätte kommen können. Darum muß man Gott danken. Soweit ich sehe, glaube ich auf alle Fälle nicht mehr als anderthalb Monate mit ihrer Reinigung zu tun zu haben. Wenn Ihr also so lange Geduld gehabt habt, müßt Ihr das bißchen auch noch haben. Sprich Giovansimone gut zu in meinem Namen und schreibe mir, wie es ihm geht und auch den andern. Er. zähle Lodovico von allem. Empfiehl mich den Freunden, nämlich Giovanni da Ricasoli, dem Granaccio und Herrn Agniolo.

24.

Bologna, 10. August 1507.

Buonarotto. Ich habe heute Deinen Brief erhalten, aus dem ich ersehe, daß Ihr alle gesund seid. Darüber freue ich mich sehr. Ich bin auch gesund und glaube, daß meine Sache gut gehen wird. Wahr ist, daß ich Mühe genug damit habe. Doch ich bin sicher, daß ich nicht mehr Gefahr laufen werde und auch nicht allzu große Kosten mehr haben werde, denn ich bin zu nichts anderm mehr verpflichtet, als die Statue da, wo sie steht, zu beenden. Dem San Gallo habe ich auf seinen Brief geantwortet, und der Brief geht mit diesem ab. Gib ihn ihm. Ich möchte, daß Du den Herold, Herrn Agniolo, aufsuchtest und ihm sagtest, daß ich ihm noch nicht geantwortet habe, weil ich noch nicht konnte, und daß die Sache gut geht. Und empfiehl mich ihm und dem Kommandeur Tomaso. Du schreibst mir über die Hitze, die bei Euch herrscht, und über

die Teuerung. Wisse, daß es hier auch so gewesen ist, denn da, wo ich jetzt bin, hat es noch nicht geregnet oder höchstens einmal, und eine Hitze ist hier, wie man sie auf der Welt nicht für möglich halten kann. Der Wein ist hier teuer wie bei Euch, aber so schlecht wie nur möglich, und so ist es mit allem andern auch, so daß es ein trauriges Leben ist und mir tausend Jahre zu vergehen scheinen, bis ich kommen kann.

25.

Bologna, 21. September 1507.

Buonarotto. Ich habe von Dir schon seit einem Monat keinen Brief gehabt und weiß nicht den Grund. Darum bitte ich Euch, schreibt mir doch, Du oder Giovansimone, und teilt mir mit, wie es Euch geht. Ich schreibe nicht oft, weil ich nicht Zeit habe, denn bei meinem Werk ist die Arbeit ständig gewachsen derart, daß, wenn ich nicht so eifrig arbeitete, ich noch sechs Monate hier bleiben müßte. Doch glaube ich an Allerheiligen sie beendet zu haben, oder es wird nur noch wenig fehlen, denn ich kann kaum Zeit zum Essen finden. Seid guten Muts und habt diese Zeit Geduld, denn die Sache wird gut gehen. Gebt mir Nachricht, was Ihr macht. Entschuldige mich bei San Gallo, daß ich ihm nicht schreibe, und bei dem Herold, wenn Du ihn siehst. Nichts weiter.

26.

Bologna, 12. oder 14. Oktober 1507.

Buonarotto. Ich habe keine Zeit, auf Deinen letzten Brief zu antworten, wie es sich gebührte. Aber wisse, daß ich gesund bin und bald mit meiner Arbeit fertig sein werde, und ich glaube, ich werde große Ehre gewinnen, aller Dank Gott! Sobald ich hier fertig bin, kehre ich zu Euch zurück und werde alle Sachen, von denen Du mir schreibst, so ordnen, daß Ihr zufrieden seid, und auch Lodovico und Giovansimone. Geh bitte zu dem Herold und dem Kommandeur

Tomaso. Sag' ihnen, daß ich um der Arbeit willen keine Zeit habe, ihnen zu schreiben oder vielmehr auf ihre Briefe, die mir sehr willkommen sind, zu antworten. Aber ich werde ihnen auf jeden Fall etwas auf ihre Briefe antworten. Geh bitte auch noch zu San Gallo und sag' ihm, daß ich hoffe, bald fertig zu sein, und höre, wie es ihm geht, und daß ich noch in der nächsten Woche ihm schreiben werde, wie es ihm geht. Sonst nichts.

27.

Bologna, 10. November 1507.

Buonarotto, ich wundere mich sehr, daß Du mir so selten schreibst. Ich glaube doch, daß Du mehr Zeit hast, mir zu schreiben, als ich Dir. Darum teile mir oft mit, was Ihr treibt.

Ich habe aus Deinem letzten Brief entnommeu, wie Du mit gutem Grunde wünschtest, ich kehrte bald zurück. Das hat mich mehrere Tage beunruhigt. Drum wenn Du mir schreibst, dann schreibe mir bestimmt und setze die Sache ins Helle, damit ich Dich verstehe. Nun genug davon.

Wisse, daß ich noch viel mehr als Ihr danach begehre, bald zu Euch zu kommen, denn ich befinde mich hier in der größten Unbehaglichkeit und unter den größten Anstrengungen, und ich habe auf nichts andres Bedacht, als Tag und Nacht zu arbeiten, und ich habe solche Mühe erduldet und dulde sie noch, daß, wenn ich sie noch ein andres Mal ausstehen sollte, ich glaube, mein Leben würde mir nicht genügen, denn es ist ein sehr großes Werk gewesen. Und wenn es in die Hände eines andern gefallen wäre, so wäre es schlecht bei ihm gefahren. Aber ich meine, die Gebete von irgendwem haben mir geholfen und mich gesund gehalten. Denn gegen die Meinung von ganz Bologna habe ich es zu Ende geführt. Als sie gegossen war und auch vorher, gab es niemanden, der glaubte, daß ich sie gießen würde. Genug, ich habe sie zum

guten Ende gebracht; aber ich werde sie noch nicht, wie ich glaubte, in diesem Monat beendet haben. Aber im nächsten wird sie auf jeden Fall fertig sein, und ich komme dann zurück. Darum seid guten Muts, denn ich werde das, was ich Euch versprach, auf alle Fälle tun. Sprich Lodovico und Giovansimone von mir aus gut zu und schreib mir, wie es Giovansimone geht, und bemüht Euch, ordentlich Euch im Geschäft zu halten, damit Ihr wißt, was Ihr zu tun habt, wenn es nötig ist, wie es bald sein wird.

28.

Bologna, 21. Dezember 1507.

Buonarotto. Ich schicke Dir einen Brief in diesem, der von großer Wichtigkeit ist und an den Kardinal von Pavia nach Rom geht. Darum suche, sobald Du ihn erhalten hast, San Gallo auf und sieh zu, ob er ihn gut befördern lassen kann. Und wenn San Gallo nicht in Florenz ist oder ihn nicht schicken kann, dann tue ihn in einen Umschlag und schicke ihn an Giovani Balducci und bitte ihn in meinem Namen, ihn an Pavia zu schicken, das heißt dem genannten Kardinal, und schreibe Giovanni, daß ich an diesem Fasten in Rom sein werde, und empfiehl mich ihm. Empfiehl mich auch San Gallo und sag' ihm, daß ich an seine Angelegenheit denke, und daß ich bald dort sein werde. Sende den Brief auf jeden Fall ab, denn ich kann nicht von hier fort, wenn ich nicht Antwort habe.

29.

Bologna, 12.—14. Februar 1508.

Buonarotto. Schon vor vierzehn Tagen hoffte ich bei Euch zu sein, denn ich meinte, sobald ich meine Statue beendet hätte, würden sie sie aufstellen. Nun führen sie mich an der Nase herum und tun nichts. Und ich habe vom Papst den Auftrag, nicht abzureisen, ehe sie aufgestellt ist, so daß ich in einer guten Schlinge bin. Ich werde es mir noch diese Woche ansehen,

und wenn sie dann keine andre Anordnung treffen, werde ich auf jeden Fall fortmachen, ohne mich um den Befehl zu kümmern.
In diesem Brief ist einer, der für den Kardinal von Pavia bestimmt ist, in dem ich ihm diese Sache wiederhole, damit er sich nicht beklagen kann. Drum tu ihn in einen Umschlag und sende ihn an Giuliano da San Gallo in meinem Namen und bitte ihn, daß er ihn ihm in die Hand gebe.

30.

Rom, 2. Juli 1508.

Buonarotto. Der Überbringer dieses wird ein junger Spanier sein, der hierher kommt, um malen zu lernen, und der mich gebeten hat, ihn meinen Karton sehen zu lassen, den ich für den Saal begonnen habe. Darum sieh zu, daß Du ihm auf alle Fälle die Schlüssel verschaffst, und wenn Du ihm irgendwie behilflich sein kannst, dann tu es mir zuliebe, denn er ist ein guter Junge.
Giovansimone ist hier, und er ist in der letzten Woche krank gewesen. Das hat mir nicht geringe Aufregung außer der, die ich schon habe, gemacht. Doch nun geht es ihm recht gut. Ich glaube, er wird bald zu Euch zurückkehren, wenn er nach meinem Rat tun wird, denn die Luft hier scheint mir nicht gut für ihn. Empfiehl mich dem Kommandeur Tomaso und dem Herold. Empfiehl mich Giovanni Ricasoli.

31.

Rom, 17. Oktober 1509.

Buonarotto. Ich habe das Brot bekommen. Es ist gut, aber man soll nicht damit Handel treiben, denn man würde wenig dabei gewinnen. Ich gab dem Burschen fünf Karline, und er hat es mir kaum dafür geben wollen. Ich bleibe durch Deinen letzten Brief davon unterrichtet, daß Lorenzo hier durch-

kommen wird, und daß ich ihm einen guten Empfang bereiten soll. Mir scheint aber, Du weißt nicht, wie ich hier lebe. Darum halte ich Dich für entschuldigt. Was ich kann, will ich tun. Von Gismondo höre ich, daß er herkommen will, um seine Angelegenheit zu betreiben. Sag' ihm in meinem Namen, daß er sich dabei von mir nichts versprechen soll, nicht weil ich ihn nicht als Bruder liebe, sondern weil ich ihm mit nichts helfen kann. Ich bin gehalten, mich mehr zu lieben als die andern, und kann nicht einmal mir mit notwendigen Sachen dienen. Ich bin hier in großer Kümmernis und unter den größten körperlichen Anstrengungen und habe nicht Freunde keiner Art und will sie auch nicht. Und ich habe nicht so viel Zeit, daß ich das Nötige essen kann. Drum macht mir nicht noch mehr Sorge, denn ich könnte keine Unze mehr davon ertragen.

Was das Geschäft anlangt, so ermahne ich Euch, eifrig zu sein. Es gefällt mir, daß Giovansimone sich auf gutem Weg befindet. Sorgt dafür, gerecht zu mehren oder doch zu erhalten, was Ihr habt, damit Ihr später mit Größerem umzugehen versteht. Denn ich hoffe, wenn ich dorthin zurückkehre, Euch selbständig zu machen, wenn Ihr die Leute dazu seid. Sage Lodovico, daß ich ihm nicht geantwortet habe, denn ich hatte keine Zeit. Und wundert Euch nicht, wenn ich nicht schreibe.

32.

Rom, vor dem 17. August 1510.

Buonarotto. Ich ersehe aus Deinem letzten Brief, daß Ihr alle gesund seid, und daß Lodovico ein andres Amt erhalten hat. All das gefällt mir, und bestärke ihn darin, es anzunehmen, wenn es so ist, daß er vorkommendenfalls gleich nach Florenz zurückkehren kann. Ich lebe hier wie gewöhnlich und werde meine Malerei in der nächsten Woche beendet haben,

das heißt den Teil, den ich begann. Und ich glaube, daß ich, wenn ich sie aufgedeckt habe, Geld erhalten werde, und ich werde mich auch noch bemühen, einen Monat Urlaub für Florenz zu bekommen. Ich weiß nicht, was folgen wird. Ich hätte ihn schon nötig, denn ich bin nicht sehr gesund. Ich habe keine Zeit, mehr zu schreiben. Ich werde Euch mitteilen, wie es weitergeht.

33.

Rom, 23. Februar 1511.

Buonarotto. Diesem Brief liegt ein andrer an Herrn Agniolo bei. Gib ihn ihm gleich. Ich glaube, daß ich in wenig Tagen werde nach Bologna zurückkehren müssen; denn der Datar des Papstes, mit dem ich von Bologna kam, versprach mir, als er von hier abreiste, daß er, sobald er in Bologna wäre, für mich alle Vorkehrungen treffen würde, damit ich arbeiten könnte. Nun ist er schon seit einem Monat fort, und ich habe noch nichts gehört. Ich werde noch die ganze nächste Woche warten. Dann glaube ich, wenn es nicht anders kommt, gehe ich nach Bologna und passiere dabei Florenz. Sonst nichts. Gib Lodovico Nachricht und sag ihm, daß ich gesund bin.

34.

Rom, 10. Januar 1512 (?).

Buonarotto. Ich hatte vor mehreren Tagen Deinen Brief erhalten, aus dem ich Deine Absicht genau erfahren habe. Und da es zu lang wäre, ausführlich auf jedes Einzelne zu antworten, will ich Dir kurz meine Meinung sagen. Was das Geschäft betrifft, so bin ich willens, soviel zu tun, wie ich versprochen habe, sowie ich dorthin komme. Und obwohl ich schrieb, man möchte jetzt ein Landgut kaufen, so bin ich doch auch noch gewillt, das Geschäft einzurichten, denn wenn ich hier fertig bin und alle meine Außenstände eingezogen habe,

so wird es ausreichen für das, was ich versprach. Was nun das betrifft, daß Du jemanden gefunden hast, der Dir in die Hand zwei- oder dreitausend Dukaten geben will zur Eröffnung des Geschäfts, so ist das eine größere Börse als die meine. Mir scheint, Du sollst das auf jeden Fall annehmen. Aber sieh zu, daß Du nicht betrogen wirst, denn es findet sich niemand, der andern mehr Wohltaten erweist als sich selbst. Du sagst mir, daß dieser Mann Dir eine seiner Töchter zur Frau geben wolle; und ich sage Dir, daß alle Anerbietungen, die er Dir macht, nichtig sich erweisen werden, die Frau ausgeschlossen, wenn er sie Dir angehängt haben wird. Und dann wirst Du die mehr als Du wünschest haben. Dann sage ich Dir noch, daß es mir nicht gefällt, sich aus Habsucht mit Leuten, die tiefer als Du stehen, einzulassen. Die Habsucht ist die größte Sünde, und keine Sache, an der Sünde haftet, kann ein gutes Ende haben. Mir scheint, Du gibst ihm gute Worte und ziehst die Sache hin, bis ich hier fertig bin, damit ich sehe, wie ich stehe. Und das wird in drei Monaten sein oder ungefähr so. Nun tu, wie es Dir gut scheint. Ich habe nicht eher antworten können.

35.

Rom, 21. August 1512.

Buonarotto. Ich habe Deinen Brief erhalten, auf den ich nur kurz antworte, weil ich keine Zeit habe. Was meine Rückkehr dorthin anlangt, so kann ich nicht kommen, wenn ich nicht mein Werk endige, das, glaube ich, noch den ganzen September kosten wird. Wahr ist, daß es eine so große Arbeit ist, daß ich sie nicht auf vierzehn Tage berechnen kann. Genug, vor Allerheiligen werde ich auf jeden Fall dort sein, wenn ich nicht inzwischen sterbe. Ich arbeite hier mit aller Kraft, denn mir scheinen tausend Jahre zu vergehen, ehe ich dort bin.

36.

Rom, 5. September 1512.

Buonarotto. Ich habe Dir mehrere Tage nicht geschrieben, denn es ist mir hier nichts begegnet. Nachdem ich nun höre, wie dort die Dinge stehen, scheint mir gut, daß ich meine Ansicht schreibe, und die ist: Wenn das Land in schlechter Verfassung ist, wie man hier sagt, daß Ihr alle Euch an einen Ort zurückzieht, wo Ihr sicher seid, und das Habe und alles andre im Stich laßt. Denn das Leben ist mehr wert als die Habe. Und wenn Ihr nicht Geld habt, um von dort fortzugehen, so geht zum Spitalmeister und laßt Euch welches geben. Wenn ich in Eurer Stelle wäre, so würde ich alles Geld, das der Spitalvorsteher von mir hat, abheben und nach Siena gehen und ein Haus mieten und dort so lange bleiben, bis sich die Dinge in Florenz geordnet haben. Ich glaube, daß die Vollmacht, die ich Lodovico ausstellte, noch nicht abgelaufen ist, so daß er noch mein Geld erheben kann. Drum, wenn es notwendig ist, nehmt es und gebt aus, was Ihr bei solchen Gefahren braucht, und hebt mir den Rest auf. In die Angelegenheiten des Landes mischt Euch auf keinen Fall, weder in Taten noch in Worten, und tut, wie man es bei der Pest macht: Seid die ersten auf der Flucht. Sonst nichts. Benachrichtige mich so schnell Du kannst, denn ich bin sehr aufgeregt.

37.

Rom, 18. September 1512.

Buonarotto. Ich habe aus Deinem letzten Brief ersehen, wie das Land in großer Gefahr war. Daher war ich in großer Erregung. Nun hat man gesagt, daß das Haus der Medici von neuem nach Florenz gekommen und jegliches Ding geordnet ist. Darum, glaube ich, ist nun die Gefahr vorüber, nämlich vor den Spaniern, und ich meine nicht, daß man

noch abzureisen braucht. Darum bleibet in Frieden und macht Euch nicht freund und vertraut mit keinem, außer mit Gott. Und sprecht von niemandem weder gut noch schlecht, weil man nicht das Ende der Dinge weiß. Kümmert Euch allein um Eure Angelegenheiten.
Was die vierzig Dukaten betrifft, die Lodovico von Santa Maria Nuova abgehoben hat, so schrieb ich Euch vorgestern einen Brief, daß Ihr, falls Ihr in Lebensgefahr kämet, nicht nur die vierzig, sondern alle Dukaten ausgeben könntet. Aber darüber hinaus habe ich Euch nicht Erlaubnis gegeben, das Geld anzurühren. Ich erkläre Euch, daß ich nicht einen Groschen habe und sozusagen ohne Schuhe und nackt bin, und ich kann nicht eher meine Restsumme erhalten, bis mein Werk vollendet ist. Ich leide die größten Mühen und Kümmernisse. Darum, wenn auch Ihr manches Mühsal erdulden müßt, laßt es Euch nicht leid sein. Und solange Ihr Euch mit Eurem Geld helfen könnt, nehmt mir nicht das meine außer in Fällen der Gefahr, wie ich gesagt habe. Und wenn Ihr es sehr dringend braucht, schreibt mir doch erst bitte vorher. Ich werde bald dort sein. Es wird auf keinen Fall etwas fehlen, daß ich nicht bei Euch Allerheiligen feiere, wenn es Gott gefällt.

38.

Rom, 30. Juli 1513.

Buonarotto. Der Steinmetz Michele kam hierher zu mir und hat mich um eine gewisse Summe für seine Leute dort gebeten. Ich sende sie Dir. Geh also gleich zu Bonifazio, er wird Dir vier Dukaten geben, und gib die dem Steinmetz Meo di Chimenti, der in der Dombauhütte arbeitet, und gib ihm auch den Brief, der diesem beiliegt, der an ihn gerichtet ist, und laß Dir eine Quittung von seiner Hand geben, daß er sie von mir für Michele erhalten hat, und schicke sie mir.
Der genannte Michele hat mir gesagt, wie Du ihm zeigtest,

daß Du in Settignano ungefähr sechzig Dukaten ausgegeben hast. Ich erinnere mich, wie Du das mir auch hier bei Tisch sagtest, daß Du von dem Deinen viele Dukaten ausgegeben hast. Ich tat so, als verstände ich Dich nicht, und wunderte mich nicht darüber, weil ich Dich kenne. Ich glaube, daß Du sie aufgeschrieben hast und Buch darüber führst, um sie eines Tags von uns fordern zu können. Und ich möchte von Deiner Undankbarkeit wissen, mit wessen Geld Du sie gewonnen hast. Ich möchte dann auch noch wissen, ob Du Rechnung führst über jene zweihundertachtundzwanzig Dukaten, die Ihr mir bei Santa Maria Nuova abgehoben habt, und über die vielen andern Hunderte, die ich auf das Haus und für Euch verwandt habe, und über die Mühen und Lasten, die ich getragen, um Euch zu helfen. Ich möchte wissen, ob Du darüber Buch führst. Wenn Du soviel Verstand hättest, daß Du die Wahrheit erkennst, würdest Du nicht sagen: Ich habe soviel von dem Meinen verwandt. Und Du wärest auch nicht hergekommen, um mich mit Eurem Anliegen zu behelligen, da Du siehst, wie ich mich mit Euch in der Vergangenheit verhalten habe. Du würdest im Gegenteil gesagt haben: Michelangelo weiß, was er uns geschrieben hat, und wenn er so jetzt nicht tut, muß er einen Hinderungsgrund haben, den wir nicht kennen, und Ihr würdet Euch gedulden, denn es ist nicht gut, ein Pferd zu spornen, das an und für sich schon aus allen Kräften rennt. Aber Ihr habt mich nie gekannt und kennt mich auch jetzt nicht. Gott vergebe Euch! Denn er hat mir die Gnade erwiesen, daß ich bei dem, was ich mir vornehme oder vorgenommen habe, aushalten kann, damit Euch geholfen werde. Aber das werdet Ihr erst erkennen, wenn Ihr mich nicht mehr habt.
Ich teile Dir mit, daß ich nicht glaube, diesen September dorthin kommen zu können, denn ich bin so in Anspruch genommen, daß ich nicht Zeit zum Essen finden kann. Gott gebe, daß ich es leisten mag. Darum will ich, wie ich kann, Lodovico die Vollmacht geben, wie ich schrieb, denn ich habe

es niemals vergessen und will Euch tausend Dukaten in die Hand geben, wie ich Euch versprach, damit Ihr mit den andern, die Ihr habt, ein selbständiges Geschäft anfangen könnt. Ich will nichts von Eurem Gewinn, aber ich will sicher sein, daß Ihr nach zehn Jahren, wenn ich noch lebe, mir diese tausend Dukaten in Waren oder in Geld, wenn ich sie wiederhaben will, zurückgebt. Ich glaube nicht, daß es dazu kommen wird. Aber wenn ich sie brauchte, wollte ich sie wiederhaben, wie ich sagte. Und das soll für Euch ein Zügel sein, daß Ihr nicht mit ihnen übel umgeht. Darum denkt darüber nach, beratet Euch und schreibt mir, wie Ihr tun wollt. Die vierhundert Dukaten, die Ihr von mir habt, sollen in vier Teile zerfallen, so daß auf jeden hundert treffen, und die schenke ich Euch. Hundert Lodovico, hundert Dir, hundert Giovansimone und hundert Gismondo, unter der Bedingung aber, daß Ihr sie zusammen im Geschäft anlegt. Sonst nichts. Zeige den Brief Lodovico und entschließt Euch, was Ihr tun wollt, und gebt mir die Sicherheit, wie ich sie Euch schrieb. Am 30. Juli. Gebt acht, das Geld abzugeben, das ich Dir von Michele sende.

39.

Rom, 9. (?) Juni 1515.

Ich habe den Brief an Filippo Strozzi geschrieben. Sieh, ob er Dir gefällt, und gib ihn ihm. Wenn er nicht gut ist, so wird er, wie ich weiß, mich entschuldigen, denn es ist nicht mein Handwerk. Es genügt, wenn er Dir dient. Ich wünschte, Du suchtest den Spitalvorsteher von Santa Maria Nuova auf und ließest Dir für mich vierzehundert Dukaten zahlen von denen, die ich dort niederlegte, denn ich muß diesen Sommer große Anstrengungen machen, um dies Werk zu vollenden; ich glaube nämlich, daß ich dann in die Dienste des Papstes werde treten müssen. Und darum habe ich ungefähr zwanzigtausend Pfund Erz gekauft, um gewisse Figuren zu gießen.

Ich brauche Geld. Darum verabrede, wenn Du diesen Brief gelesen, mit dem Spitalvorsteher, daß er sie mir zahlen läßt. Und wenn Du es mit Pier Francesco Borgerini, der dort ist, machen könntest, daß er es mir hier von seinem Haus auszahlen ließe, wäre es mir sehr lieb, denn Pier Francesco ist mein Freund und würde mir gut dienen. Und mach' nicht Lärm, denn ich möchte, daß mir das Geld hier geheim gezahlt würde. Und von dem, was in Santa Maria Nuova verbleibt, nimm auf jeden Fall von dem Spitalvorsteher gute Sicherheit. Ich erwarte das Geld. Sonst nichts.

40.

Carrara, 23. November 1516.

Ich habe aus Deinen letzten Briefen erfahren, daß Lodovico sterbenskrank gewesen ist und, wie der Arzt letzthin sagt, daß, wenn nichts andres dazu kommt, er außer Gefahr ist. Da dem so ist, werde ich mich nicht auf den Weg zu Euch machen, denn es ist mir sehr unbequem. Wenn aber Gefahr wäre, möchte ich ihn auf jeden Fall vor seinem Tode sehen, und wenn ich selbst mit ihm sterben müßte. Aber ich habe gute Hoffnung, daß er sich erholen wird, und darum komme ich nicht. Wenn er aber doch einen Rückfall erleiden sollte, wovor Gott ihn und uns behüte, so sieh zu, daß ihm nichts ermangle an seiner Seele und den Sakramenten der Kirche, und laß Dir von ihm sagen, ob er will, daß wir etwas für seine Seele tun. Und laß es ihm auch nicht an den leiblichen Bedürfnissen fehlen. Denn ich habe mich doch nur so für ihn abgeplagt, um ihm in seinen Nöten beizustehen, ehe er stirbt, und sieh zu, daß Deine Frau mit Liebe für alle seine Bedürfnisse sorgt; ich werde es ihr und Euch andern allen vergelten, wenn es nötig sein sollte. Nehmt keine Rücksicht darauf, wenn Ihr selbst das, was wir haben, hingeben müßtet. Andres habe ich nicht zu schreiben. Seid in Frieden und gib mir Nachricht, denn ich bin in großer Sorge und Furcht.

Ein diesem beiliegender Brief gib Stefano Sellaio, daß er er ihn nach Rom an die Borgerini sende. Besorge ihn gut, denn er enthält wichtige Dinge.

41.

Pietrasanta, 2. April 1518.

Buonarotto. Ich wünschte, daß Du mich benachrichtigtest, ob Jacopo Salviati den Vertrag für die Konsuln der Wollenweberzunft nach dem Entwurf, wie er mir versprach, hat ausfertigen lassen, und wenn er es noch nicht getan, dann bitte ihn meinerseits, daß er es doch tue. Wenn du siehst, daß er es nicht tun will, dann gib mir Nachricht, damit ich von hier abziehen kann, denn ich habe mich in ein Unternehmen eingelassen, das mich arm macht und mir auch nicht glückt, wie ich hoffte. Trotzdem aber will ich, wenn man mir hält, was versprochen wurde, das Unternehmen fortsetzen unter den größten Unkosten und Mühen, bis jetzt ohne jede Gewißheit auf Erfolg.

Was den Straßenbau hier betrifft, so sage Jacopo, daß ich tun werde, was Seiner Magnifizenz gefällt, und daß er in dem, was er mir auftragen wird, sich nicht getäuscht fühlen wird, denn ich suche in solchen Dingen nicht meinen Nutzen, sondern den Nutzen um die Ehre meiner Gönner und des Vaterlandes. Und wenn ich vom Papst und vom Kardinal um die Oberleitung bei dieser Straße bat, so tat ich das nur, um befehlen zu können und sie auf jene Stellen richten zu lassen, wo der beste Marmor ist. Den kennt nicht jeder. Ich habe sie auch nicht erbeten, um durch sie gewinnen zu können, denn ich denke nicht an solche Dinge. Im Gegenteil, ich bitte die Magnifizenz Jacopos, daß er sie machen läßt von Maestro Donato, denn der ist in solchen Dingen sehr tüchtig. Und ich halte ihn auch für treu. Und mir möge er die Genehmigung erteilen, sie richten und anlegen zu lassen, wie es mir gut scheint. Denn ich weiß, wo der beste Marmor ist, und weiß,

welche Lasten die Straße zu tragen hat, und glaube dabei sehr zu sparen für den, der zahlt. Darum gib von dem, was ich Dir schreibe, dem genannten Jacopo Nachricht und empfiehl mich Seiner Magnifizenz und bitte ihn, daß er mich nach Pisa an seine Leute empfiehlt, daß sie mich unterstützen beim Mieten von Barken, damit ich meinen Marmor von Carrara fortschaffen kann. Ich bin in Genua gewesen und habe vier Barken an den Strand geführt, um sie zu beladen. Die Carraresen haben die Eigentümer der Barken bestochen und gedacht, mich zu blockieren, so daß ich noch keinen Entschluß gefaßt habe, und ich glaube, ich gehe heute nach Pisa, um mir andre Barken zu besorgen. Also empfiehl mich, wie gesagt, und schreib mir. Am 2. April.
Behandelt meinen Diener Piero, wie Ihr mir tun würdet; und wenn er Geld braucht, gebt es ihm, und ich werde Euch zufriedenstellen.

42.

Pietrasanta, 18. April 1518.

Buonarotto. Ich entnehme aus Deinem letzten Brief, daß der Vertrag noch nicht gemacht ist. Das bekümmert mich sehr. Darum schicke ich dorthin einen meiner Burschen expreß, einzig zu dem Zweck, daß er den Donnerstag da bleibt, um zu sehen, ob der Vertrag geschlossen wird, und Freitag früh soll er abreisen und mir Antwort bringen. Und wenn der Vertrag gemacht wird, wie ich es nachgesucht habe, werde ich das Unternehmen fortführen. Wenn das nicht am Donnerstag, wie Du mir schreibst, geschieht, werde ich zwar nicht glauben, daß Jacopo Salviati nicht den Willen hat, es zu tun, wohl aber, daß er es nicht kann. Und ich werde sofort zu Pferde steigen und zu dem Kardinal von Medici und zum Papst reiten und ihnen meine Ansicht sagen. Ich werde hier das Unternehmen verlassen und nach Carrara zurückkehren. Denn darum bin ich gebeten, wie man Christus bittet.

Die Steinmetzen, die ich von dort (Florenz) mitnahm, verstehen ganz und gar nichts auf der Welt, weder von den Brüchen, noch vom Marmor. Sie kosten mich mehr als hundertdreißig Dukaten und haben mir noch nicht ein gutes Marmorstück gebrochen, und sie gehen überall herum und prahlen, daß sie große Sachen gefunden haben und zu arbeiten suchten für die Dombauhütte und für andere, mit dem Geld, das sie von mir bekommen haben. Ich weiß nicht, welche Gunst sie haben, aber der Papst soll alles wissen.

Seit ich hier bin, habe ich ungefähr dreihundert Dukaten fortgeworfen, und ich sehe noch nicht, was für mich Nutzen ist. Ich habe es übernommen, Tote zu erwecken, indem ich diese Berge zähmen wollte und Kunst in dieses Land pflanzen. Wenn die Wollenweberzunft mir außer dem Marmor noch hundert Dukaten im Monat gäbe, daß ich machte, was ich mache, so würde sie nicht übel tun, statt mir nicht den Vertrag zu machen. Darum empfiehl mich Jacopo Salviati und schreib durch meinen Burschen, wie die Sache geht, damit ich sofort einen Entschluß fasse, denn ich verzehre mich hier in Erwartung.

Die Barken, die ich in Pisa mietete, sind noch nicht angelangt. Ich glaube genasführt zu sein, und so geht es mir in allen Dingen. Verflucht sei tausendmal der Tag und die Stunde, da ich Carrara verließ. Das ist die Ursache meines Ruins. Aber ich werde bald dahin zurückkehren. Heute ist Gutes tun Sünde. Empfiehl mich Giovanni da Ricasoli.

An seinen Bruder Giovansimone.

43.

Bologna, 2. Mai 1507.

Giovansimone. Ich erhielt vor mehreren Tagen Deinen Brief, über den ich mich sehr freute. Dann schrieb ich Dir zwei Briefe, und bei dem guten Glück, das ich damit zu haben

pflege, glaube ich, wird es auch mit diesen ähnlich ergangen sein, nämlich, daß Du sie nicht bekommen hast.
Ich teile Dir mit, daß ich spätestens nach zwei Monaten dort sein werde, gefalle es Gott! Und das, was ich Buonarotto und Dir versprochen habe, bin ich geneigt zu tun. Ich schreibe Dir nicht ausführlich meine Absicht, noch wie groß mein Verlangen ist, Euch zu helfen; denn ich will nicht, daß ein andrer von unsern Angelegenheiten erfahre. Aber sei guten Muts, denn es ist für Dich eine größere und bessere Sache in Aussicht, als Du denkst. Sonst habe ich Dir nichts über diesen Punkt zu sagen. Wisse, daß man hier in Rüstungen erstickt, und heute sind es schon vier Tage, daß das Land in Waffen, in großem Lärm und Gefahr ist, und besonders fürchtet man für die Partei der Kirche. Und das geschieht gegenüber den Verbannten, nämlich den Bentivogli, die versucht haben, mit großen Truppenmassen in die Stadt wieder einzudringen. Aber der große Mut und die Klugheit Seiner Herrlichkeit des Legaten samt den großen Vorbereitungen, die er getroffen, haben auch diesmal, glaube ich, wieder das Land befreit; denn heute abend um die dreiundzwanzigste Stunde kam die Kunde aus ihrem Feldlager, daß sie zu ihrer geringen Ehre sich zurückzogen. Sonst nichts. Bitte Gott für mich und lebe froh, denn ich werde bald dort sein.

44.

Rom, Ende Juni oder Anfang Juli 1509.

Giovansimone. Es heißt, wer dem Guten Gutes tut, läßt ihn noch besser werden, und den Elenden macht er dadurch noch elender. Ich habe nun seit mehreren Jahren mit guten Worten und mit Taten Dich auf den Weg eines guten Lebenswandels zurückzuführen gesucht und zum Frieden mit Deinem Vater und uns andern. Und Du wirst immer schlimmer. Ich sage nicht, daß Du ein Elender bist, aber Du bist so, daß Du weder mir noch den andern gefällst. Ich könnte Dir eine

lange Rede über Dein Betragen halten, aber es würden Worte sein wie die andern, die ich gemacht habe. Um es kurz zu machen, kann ich Dir nur als gewiß mitteilen, daß Du nichts auf der Welt hast, und den Unterhalt und die Rückkehr nach Haus habe ich Dir seit einiger Zeit bis heute um Gottes willen bezahlt in dem Glauben, Du wärest mein Bruder wie die andern. Nun habe ich die Gewißheit, daß Du nicht mein Bruder bist; denn wärest Du es, so würdest Du nicht meinen Vater bedrohen. Im Gegenteil, Du bist eine Bestie, und wie eine Bestie werde ich Dich behandeln. Wisse, wer seinen Vater drohen oder schlagen sieht, ist gehalten, das Leben dafür einzusetzen. Nun genug davon.

Ich sage Dir, daß Du nichts auf der Welt hast, und sobald ich das Geringste von Deinen Angelegenheiten höre, werde ich mit der Post dorthin kommen und Dir Deinen Irrtum aufzeigen und dich lehren, Dein Gut zu verschleudern und in die Häuser und Güter, die Du nicht gewonnen hast, Feuer zu werfen. Du bist nicht dort, wo Du glaubst. Wenn ich aber dorthin komme, dann werde ich Dir etwas zeigen, daß Du mit heißen Augen darüber klagen sollst und erkennen, worauf Du Deinen Hochmut gründest.

Ich habe Dir dies noch von neuem zu sagen: Wenn Du streben willst, Gutes zu tun und Deinen Vater ehren und verehren, werde ich Dir wie den andern helfen und Euch in kurzer Zeit ein gutes Geschäft einrichten lassen. Wenn Du nicht so tust, werde ich dort sein und Deine Sachen so ordnen, daß Du erkennen sollst, wer Du bist, besser als Du es je kanntest, und Du wissen wirst, was Du auf der Welt hast, und es überall, wo Du gehst, sehen wirst. Sonst nichts. Wo ich es an Worten fehlen lasse, werde ich mit Taten ergänzen.

Ich kann nicht umhin, Dir noch zwei Zeilen zu schreiben. Das ist: ich bin seit zwölf Jahren kümmerlich lebend durch ganz Italien gezogen, habe jede Schmach erduldet, jede Mühsal ertragen, habe meinen Körper mit jeder Anstrengung gepeinigt,

habe das eigne Leben tausend Gefahren ausgesetzt, nur um meinem Hause zu helfen; und nun, wo ich begonnen habe, es ein wenig zu erheben, willst Du der einzige sein, der in einer Stunde verwirrt und verwüstet, was ich in so vielen Jahren und mit solchen Mühen aufgebaut habe. Beim Leibe Christi, das soll nicht wahr werden! Denn ich vermag mit Zehntausend Deinesgleichen, wenn not tut, fertig zu werden. Drum nimm Vernunft an und versuche nicht einen, der andre Not hat.

45.

Florenz, kurz vor der Übersiedlung nach Rom 1534.

Giovansimone. Mona Margerita hat nicht gut verstanden. Als ich gestern früh von Dir und Gismondo sprach in Gegenwart von Herrn Giovan Franeesco, sagte ich, daß ich für Euch alle stets mehr als für mich selbst getan und viel Ungemach erduldet hätte, denn Ihr erduldetet es nicht, und daß Ihr nie etwas andres getan als schlecht durch ganz Florenz zu reden. Das ist, was ich sagte: und so wäre sie nicht wahr in Eurem Dienste, denn Ihr seid gemacht, Vieh zu halten. Was den Aufenthalt dort anlangt, so sehe ich gern, daß Du dort bleibst und Deine Bequemlichkeit hast und trachtest, gesund zu werden. Denn an dem, was ich kann, will ich Euch niemals Mangel leiden lassen; denn ich sehe auf meine Pflicht und nicht auf Eure Worte. Ich hätte gern, Du suchtest zu schlafen, damit Mona Margerita auch einmal ruhen könnte; und weil mein Vater sie mir beim Tode empfohlen hat, werde ich sie nie verlassen.

An seinen Neffen Lionardo.

46.

Rom, 11. Juli 1544.

Lionardo. Ich bin krank gewesen, und Du bist auf Veranlassung von Herrn Giovanni Francesco hergekommen, um

mir den Tod zu geben und zu sehen, ob ich etwas hinterlasse. Denn all das, was mir in Florenz gehört, genügt Dir nicht. Du kannst nicht leugnen, daß Du Deinem Vater ähnelst, der mich in Florenz aus meinem Hause trieb. Wisse, daß ich ein Testament derart gemacht habe, daß Du an das, was ich in Rom habe, nicht denken darfst. Drum geh mit Gott und komm mir nicht vor die Augen und schreibe mir nicht mehr und tue wie der Priester.

47.

Rom, 9. Januar 1546.

Lionardo. Ich habe heute, am 9. Januar 1545, hier in Rom Herrn Luigi del Riccio sechshundert Dukaten in Gold gegeben, die er Dir dort in Florenz auszahlen lassen soll, um die Zahl der versprochenen tausend Dukaten vollzumachen. Gehet daher zu Piero di Gino Capponi, und sie werden bezahlt werden. Gebt die Quittung über das Geld, das Euch dort gezahlt wird, wie angegeben ist.

Und genannter Herr Luigi wird unten meine Absicht schreiben gegen Euch, denn ich fühle mich nicht wohl und kann nicht mehr schreiben. Aber ich bin doch geheilt und werde keine Krankheit mehr haben, Gott sei Dank. So bitte ich ihn, und das gleiche sollst du tun.

Ich bin entschlossen, abgesehen von der obengenannten Summe, dort Giovan Simone, Gismondo und Dir dreitausend Dukaten in Gold zu geben, das heißt tausend Dukaten einem jeden, aber allen zusammen, unter der Bedingung, daß sie in Liegenschaften oder in sonst einer nutzbringenden Sache angelegt werden und der Familie verbleiben. Darum denkt nach, wie Ihr sie in einem guten Grundbesitz anlegen könnt, und wenn Ihr etwas Passendes gefunden habt, benachrichtigt mich, denn ich werde Euch die Geldanweisung ausstellen. Und dieser Brief soll Euch allen dreien gemeinsam sein. Und da mir nichts weiter begegnet, so empfehle ich mich Euch. Gott behüte Euch.

48.

Rom, 6. Februar 1546.

Lionardo. Du hast es sehr eilig gehabt, mir über die Besitzungen der Corboli Nachricht zu geben. Ich glaubte nicht, daß Du schon in Florenz wärest. Hast Du vielleicht Furcht, daß es mich reute, wie es Dir vielleicht eingeflüstert wurde? Und ich sage Dir, daß ich langsam gehen will, denn das Geld habe ich hier mit einer Mühe erworben, die der nicht kennen kann, der wie Du gestiefelt und gekleidet zur Welt gekommen ist.

Was das anlangt, daß Du nach Rom mit solcher Furie gekommen bist, so weiß ich nicht, ob Du so schnell gekommen wärst, wenn ich im Elend wäre und es mir an Brot fehlte. Es genügt, daß Du das Geld wegwirfst, das Du nicht gewonnen hast. Solchen Eifer zeigst Du, nicht diese Erbschaft zu verlieren! Und Du sagst, daß es Deine Pflicht wäre, herzukommen wegen der Liebe, die Du mir entgegenbringst: Liebe aus Eigennutz. Wenn Du mir Liebe zeigtest, hättest Du mir jetzt geschrieben: „Michelangelo, verwendet da die dreitausend Dukaten für Euch, denn Ihr habt uns schon so viel gegeben, daß es uns genügt. Wir haben Euer Leben lieber als Euren Besitz."

Ihr habt von dem Meinigen schon vierzig Jahre gelebt, und noch nie habe ich von Euch ein gutes Wort gehabt, geschweige etwas andres.

Wahr ist, daß im vergangnen Jahre Euch soviel gepredigt und Ihr so getadelt worden seid, daß Ihr aus Scham mir eine Soma Trebbianer gesandt habt. Hättet Ihr mir ihn nur nicht geschickt!

Ich schreibe Dir nicht dies, weil ich nicht kaufen wollte. Ich will kaufen, um mir ein Einkommen zu gewinnen, denn ich kann nicht mehr arbeiten. Aber ich will langsam vorgehen, um mir nicht irgendwelche Not zu schaffen: so daß Du keine Eile nötig hast.

Wenn Dir dort etwas gesagt oder abgefordert würde von meiner Seite, so glaube, wenn Du nicht eine Zeile von meiner Hand siehst, niemandem.
Die tausend Dukaten oder Skudi, die ich Dir sandte, wenn Du bedenkst, welch Ende die Geschäfte nehmen entweder durch schlechte Diener oder andres, wirst Du dafür eher Grundbesitz kaufen, weil er etwas Sicheres ist. Doch ratschlagt zusammen und tut, wie Euch am besten scheint.

49.

Rom, 5. Juni 1546.

Lionardo. Ich habe den Entwurf der Vollmacht kopieren lassen, ohne sie weiter anzusehen, und ich mache Dich zum Bevollmächtigten und sende sie Dir. Laßt sie Euch zeigen, und wenn sie nach Eurem Wunsch ist, so genügt es mir; denn ich habe den Kopf auf andre Dinge gerichtet als auf Vollmachten. Und schreibe mir nicht mehr. Denn jedesmal, wenn ich einen Brief von Dir bekomme, kriege ich das Fieber, solche Mühe habe ich, wenn ich ihn lese. Ich weiß nicht, wo Du schreiben gelernt hast. Ich glaube, wenn Du an den größten Esel der Welt schreiben würdest, schriebst Du mit mehr Sorgfalt. Darum halst mir nicht noch Beschwerden auf zu denen, die ich schon habe, denn ich habe so viele davon, daß sie mir genügen. Die Vollmacht habt Ihr Euch anzusehen und zu studieren. Und wenn Ihr es nicht tut, ist es Euer Schaden.

50.

Rom, 4. Dezember 1546.

Lionardo. Ich habe sechzehn Märzkäse bekommen und vier Julier dem Maultiertreiber gezahlt. Du mußt den Brief erhalten haben, den ich Dir schrieb betreffs den Ankauf eines anständigen Hauses, und jetzt, während ich schreibe, wird mir

ein Brief von Dir mit seiner Empfangsbestätigung gebracht, worin Du mir schreibst, Du wolleſt Michele und Francesca beſuchen und die Botschaft ausrichten. Empfiehl mich ihnen. Was nun den Hauskauf betrifft, ſo beſtärke ich Euch darin, nämlich, daß Ihr ein anſtändiges Haus zu kaufen ſucht im Wert von eintauſendfünfhundert oder zweitauſend Skudi, am beſten in unſerm Quartier, wenn es möglich iſt. Und ſobald Ihr etwas Paſſendes gefunden habt, werde ich dort das Geld auszahlen laſſen. Ich ſage das, weil ein anſtändiges Haus in der Stadt viel Ehre macht, denn man ſieht es mehr als die Landbeſitzungen. Außerdem ſind wir doch Bürger aus edelſtem Stamm. Ich habe mich ſtets bemüht, unſer Haus zu erheben, aber ich habe keine Brüder dazu gehabt. Darum bemüht Euch, zu tun, was ich Euch ſchreibe, und Gismondo ſoll nach Florenz zurückkehren, damit man zu meiner großen Schande hier nicht ſagt, daß ich einen Bruder habe, der in Settignano hinter den Ochſen hergeht. Und wenn Ihr das Haus gekauft haben werdet, werden auch noch andre Dinge gekauft werden.
Wenn ich eines Tags Zeit habe, werde ich Euch von unſerm Urſprung ſchreiben und woher wir kamen und wann nach Florenz, denn Ihr wißt es vielleicht nicht. Darum ſoll uns nicht das, was Gott uns gab, genommen werden.

51.

Rom, 26. März 1547.

Lionardo. Ich habe die Quittung erhalten über die Skudi, die Ihr von den Capponi erhalten habt für die, die ich hier bei den Altoviti einzahlte, und habe mich gewundert, daß Gismondo weder wegen dieſer letztern noch wegen der erſtern mit Dir zu ihnen gegangen iſt; denn was ich ſchicke, iſt nicht weniger für ſie als für Dich. Und Du ſchreibſt mir, daß Du mir für das Gute, was ich Dir tue, dankſt, und Du haſt mir zu ſchreiben: Wir danken Dir für das Gute, was Ihr uns tut. Mit den gleichen Bedingungen, die ich Dir ſchrieb, als

ich Dir das Geld schickte, um es für ein Geschäft zu verwenden, habe ich Dir dies geschickt, nämlich, daß Du nichts ohne Einwilligung meiner Brüder tust.
Was den Hauskauf anlangt, habe ich Dir schon geschrieben: denn wenn es Dir gut scheint, eine Frau zu nehmen, wie ich es auch für notwendig halte, so ist das Haus, in dem Ihr wohnt, nicht ausreichend. Und wenn Ihr nichts Passendes zu kaufen findet, so denke ich, Ihr könnt dort, wo Ihr seid, in der Via Ghibellina Euch ausbreiten, nämlich so, daß Ihr die Kragsteine des Hauses bis zur Ecke fortsetzet und sie über die andre Straße schlagt, indem Ihr das Häuschen, das darunter ist, ankauft, wenn es nötig wäre. Doch wenn Ihr einen sichern und anständigen Kauf machen könnt, wird es meiner Meinung nach besser sein. Und ich will Euch schicken, was fehlen wird. Was Deine Heirat betrifft, so ist mir hier von mehreren Personen gesprochen worden: die eine hat mir gefallen, die andre nicht. Ich glaube, daß man Dir schon davon geredet hat. Wenn Du darum dazu neigst, benachrichtige mich. Und ob Du zu der einen mehr Lust als zur andern hast. Dann will ich Dir meine Ansicht sagen. Sonst nichts weiter.

52.

Rom, 22. Oktober 1547.

Lionardo. Es ist mir angenehm, daß Du mich über das Bannedikt benachrichtigt hast; denn wenn ich mich bis jetzt schon gehütet habe, mit Verbannten zu sprechen und verkehren, so werde ich mich davor in Zukunft noch mehr in acht nehmen. Was nun den Umstand anlangt, daß ich im Haus der Strozzi krank gewesen bin, so bin ich nach meiner Meinung nicht in ihrem Haus gelegen, sondern im Zimmer des Herrn Luigi del Riccio, der mein vertrauter Freund war, und seit Bartolomeo Angelini starb, habe ich niemanden gefunden, der meine Geschäfte besser als er und treuer besorgte. Und seit er starb,

habe ich in genanntem Haus nicht länger verkehrt, wie das ganz Rom bezeugen kann, und desgleichen auch, wie mein Leben ist; denn ich bin immer allein, gehe wenig aus und spreche mit niemandem, am wenigsten mit Florentinern. Und wenn man mich auf der Straße grüßt, kann ich nicht umhin, mit freundlichen Worten zu entgegnen, und gehe weiter. Und wenn ich wüßte, wer die Verbannten sind, würde ich auf keine Weise antworten; und, wie gesagt, von jetzt ab werde ich mich sehr gut vorsehen und besonders, weil ich so viel andre Gedanken habe, daß ich Mühe habe zu leben.
In Sachen der Eröffnung des Geschäfts tut, was Euch gut scheint, denn es ist nicht mein Amt, und ich kann keinen guten Rat geben. Ich sage nur, daß, wenn Ihr das Geld, das Ihr habt, schlecht anlegt, es unmöglich mehr gutmachen könnt.

53.

Rom, 2. Mai 1548.

Lionardo. Ich erhielt das Fäßchen mit den Birnen, deren sechsundachtzig waren. Ich sandte dreiunddreißig dem Papst, sie erschienen ihm schön, und er nahm sie gern. Was das Fäßchen mit dem Käse betrifft, so sagt das Zollamt, daß jener Fuhrmann ein elender Kerl war, und daß er es nicht in das Zollamt brachte, so daß, wenn ich erfahren könnte, ob er in Rom wäre, ich ihm tun könnte, was er verdient, nicht in Hinsicht auf den Käse, sondern um ihn zu lehren, wie man die Leute gering schätzt. Ich bin in diesen Tagen recht krank gewesen, weil ich nicht urinieren konnte, denn daran leide ich sehr. Doch jetzt geht es mir besser. Ich schreibe Dir das, damit Dir nicht irgendein Schwätzer tausend Lügen schreibt, um Dich tanzen zu lassen.
Dem Priester sage, daß er mir nicht mehr schreibt unter „Bildhauer Michelangelo", denn ich bin hier nur als Michelangelo Buonarotti bekannt. Wenn ein Florentiner Bürger ein Altarbild malen lassen will, soll er sich einen Maler

ſuchen. Denn ich war niemals Maler noch Bildhauer wie jemand, der daraus ein Geſchäft macht. Davor habe ich mich ſtets gehütet, aus Ehre vor meinem Vater und meinen Brüdern. Wenn ich drei Päpſten diente, ſo war das ein Muß. Sonſt habe ich nichts zu ſchreiben. Aus meinem letzten Brief vom vergangnen Monat wirſt Du meine Meinung betreffs der Heirat erſehen haben. Von den Zeilen, die ich Dir über den Prieſter geſchrieben habe, teile ihm nichts mit, denn ich will ſo tun, als hätte ich ſeinen Brief nicht erhalten.

54.

Rom, 1. Februar 1549.

Lionardo. Ich ſandte Dir in meinem letzten Brief eine Liſte von mehreren heiratsfähigen Mädchen, die mir von dort zuging, ich glaube von irgendeinem Vermittler. Es kann nur ein Mann von geringer Urteilskraft ſein, denn da ich ſechzehn oder achtzehn Jahre in Rom feſtſitze, kann er ſich denken, welche Kenntnis ich noch von den Florentiner Familien haben kann.

Darum ſage ich Dir, daß, wenn Du ein Weib nehmen willſt, zögere nicht meinetwegen, denn ich kann Dir nicht zu Beſſerem raten, aber ich ſage Dir nur, lauf nicht hinter dem Geld her, ſondern ſieh nur auf Herzensgüte und guten Ruf.

Ich glaube, daß es in Florenz viele edle und arme Familien gibt, und daß es ein Gotteslohn wäre, ſich mit ihnen zu verſchwägern, wenn auch eine Mitgift nicht gegeben würde; denn dann würde auch kein Hochmut dabei ſein. Du brauchſt eine Frau, die bei Dir iſt und der Du befehlen kannſt, und die nicht pomphaft auftreten und alle Tage auf Gaſtmäler und Hochzeiten gehen will. Denn wo ein Hof iſt, iſt es leicht, eine Hure zu werden, und vor allem für die, die ohne Verwandte iſt. Und Du brauchſt nicht auf die Redensarten zu achten, daß es ſcheine, Du wolleſt adlig werden; denn es iſt bekannt, daß wir alte und adlige Florentiner Bürger ſind ſo gut wie jedes andre Geſchlecht.

Darum empfiehl Dich Gott und bitte ihn, er möge Dir geben, was Dir not tut.
Und mir wird es lieb sein, wenn Du eine nach Deinem Wunsch findest. Bevor Du die Heirat schließt, benachrichtige mich davon.
Was das Haus betrifft, von dem Du mir schriebst, so antwortete ich Dir, daß man es mir gelobt hat, und daß Du nicht auf hundert Skudi sehen sollst.
Du hast mir auch noch von einem Gut zu Monte Speroli geschrieben. Ich antwortete Dir, daß ich nicht gern drauf einginge, nicht weil es so wäre, sondern in andrer Hinsicht. Nun sage ich Dir noch, daß, wenn Du etwas Gutes findest und ich davon die Einkünfte genösse, Du mich benachrichtigst. Denn ist es etwas Sicheres, so nehme ich es. Und was das Haus betrifft, so schreibe mir, wenn Du es nimmst, wegen des Geldes, das ich zu schicken habe. Und tu bald, was zu tun ist, denn die Zeit ist kurz. Von dem, was ich Dir betreffs Santa Maria Nuovas schrieb, bin ich ohne Rat, darum denkt nicht daran.

55.

Rom, 20. Dezember 1550.

Lionardo. Ich erhielt die Märzkäse, nämlich zwölf Stück. Sie sind sehr schön. Ich werde einen Teil den Freunden geben, den andern für das Haus behalten. Wie ich auch schon andre Male schrieb, schickt mir nichts mehr, wenn ich Euch nicht darum bitte, und besonders keine Sachen, die Geld kosten.
Was Deine Heirat betrifft, wie es nötig ist, habe ich Dir nichts zu sagen. Außer daß Du nicht auf die Mitgift siehst, denn es gibt mehr Besitz als Menschen. Du mußt allein das Auge richten auf den Adel, die Gesundheit, und noch mehr auf die Herzensgüte als auf andres. Betreffs der Schönheit hast Du, der Du doch auch nicht der schönste Jüngling von Florenz bist, Dich nicht allzusehr danach umzutun, wenn sie nur kein

Krüppel oder Schmutzfink ist. Sonst habe ich dazu nichts zu bemerken.
Ich erhielt gestern einen Brief von Herrn Giovan Francesco, der mich fragt, ob ich nichts von der Marchesa di Pescara habe. Ich wünschte, Du sagtest ihm, ich wolle nachsehen und werde ihm nächsten Sonnabend antworten. Obwohl ich glaube, daß ich nichts habe. Denn als ich krank außer Hause lag, wurden mir viele Sachen gestohlen. Ich möchte gern, wenn Du von äußerstem Elend eines edlern Bürgers erführest, vor allem solcher, die Töchter im Haus haben, daß Du mich benachrichtigtest, denn ich möchte gern etwas Gutes für meine Seele tun.

56.

Rom, 20. Mai 1553.

Lionardo. Ich ersehe aus Deinem letzten Schreiben, daß Du die Frau im Haus hast und Du sehr zufrieden darüber bist, und daß Du die Mitgift noch nicht festgesetzt hast. Über Deine Zufriedenheit freue ich mich sehr, und ich glaube, wir haben Gott zu danken beständig, so wie ein Mensch das weiß und kann. Was die Festsetzung der Mitgift betrifft, so setze, wenn Du es nicht schon getan hast, sie nicht fest und halte die Augen offen, denn in diesen Geldsachen entsteht immer einige Streitigkeit. Ich verstehe nichts von diesen Dingen, aber mir scheint, Du hättest jedes Ding ordnen sollen, bevor Du die Frau im Haus hattest. Für ihren Gruß danke ihr und mach' ihr jene Anerbietungen meinerseits, die Du besser mündlich ausrichten kannst, als ich sie schriftlich ausdrücken könnte. Ich will nur, daß sie als die Frau meines Neffen erscheine, aber ich habe noch kein Zeichen davon geben können, denn Urbino ist noch nicht zurückgewesen. Jetzt ist er vor zwei Tagen zurückgekehrt, darum denke ich irgendeinen Beweis zu bringen. Man hat mir gesagt, daß ein schönes Halsband von vollwichtigen Perlen gut stehen würde. Ich hatte

einen Goldschmied, einen Freund Urbinos, aufsuchen lassen und hoffe es zu finden, aber sage ihr noch nichts davon. Und wenn Du meinst, daß ich etwas andres schicken soll, so teile es mir mit. Sonst habe ich nichts zu schreiben. Suche zu leben, sei vorsichtig und überlege, denn immer ist weit größer die Zahl der Witwen als die der Witwer.

57.

Rom, 21. April 1554.

Lionardo. Ich vernehme aus Deinem Brief, daß die Cassandra einen schönen Jungen geboren hat und sich wohl befindet, und daß Ihr ihm den Namen Buonarotto geben werdet. Ich habe mich über alles sehr gefreut. Gott sei gelobt, und er mache ihn gut, damit er uns Ehre mache und das Haus erhalte. Danke meinerseits der Cassandra und empfiehl mich ihr. Sonst nichts. Ich bin kurz mit dem Schreiben, denn ich habe nicht Zeit.

58.

Rom, 30. November 1555.

Lionardo. Ich vernehme aus Deinem Brief von dem Tode Gismondos, meines Bruders, und nicht ohne größten Schmerz. Man muß Geduld haben, und da er mit gutem Gewissen und mit allen Sakramenten, die die Kirche verordnet, gestorben ist, so muß man Gott danken. Ich bin hier in vielen Kümmernissen und habe auch noch Urbino im Bett in sehr schlechter Verfassung. Ich weiß nicht, was kommen wird; mich bekümmert das, als wäre er mein eigner Sohn, denn er ist bei mir fünfundzwanzig Jahre sehr treu gewesen. Und da ich alt bin, habe ich keine Zeit mehr, einen andern nach meinem Gefallen mir zu besorgen. Deshalb schmerzt es mich sehr. Darum, wenn Du dort eine fromme Person hast, laß sie bitte zu Gott für seine Gesundheit beten.

59.

Rom, 4. Dezember 1555.

Lionardo. Was die von Gismondo hinterlassenen Sachen betrifft, von denen Du mir schreibst, so sage ich Dir, daß jegliches Ding Dir verbleiben soll. Suche sein Testament zu erfüllen und Gebete für seine Seele zu halten, da man ihm nichts andres tun kann.

Ich teile Dir mit, daß gestern abend, am 3. Dezember, um die vierte Stunde aus diesem Leben schied Francesco genannt Urbino, zu meinem größten Kummer. Er hat mich ganz betrübt und niedergedrückt zurückgelassen, so daß mir der Tod mit ihm süßer gewesen wäre, um der Liebe willen, die ich für ihn hegte, und er verdiente sie nicht weniger, denn er war ein tüchtiger Mann, voller Treue und Redlichkeit. Daher meine ich jetzt durch den Tod ohne Leben geblieben zu sein und kann mir nicht den Frieden geben. Darum möchte ich Dich gern sehen, aber ich weiß nicht, ob Du von dort wegen Deiner Frau fortreisen kannst. Teile mir mit, ob Du in einem Monat oder anderthalb hierherkommen kannst, natürlich immer mit Erlaubnis des Herzogs. Ich habe gesagt, daß Dein Kommen hierher mit Erlaubnis des Herzogs erfolge, in guter Absicht. Aber ich glaube nicht, daß es nötig ist. Richte es ein, wie es Dir gut erscheint, und antworte. Schreibe, ob Du kommen kannst, und ich will Dir schreiben, wann Du abzureisen hast, denn ich will, daß vorher die Frau Urbinos das Haus verlassen hat.

60.

Rom, 31. Oktober 1556.

Lionardo, teuerster Neffe. Vor mehreren Tagen erhielt ich einen Brief von Dir, auf den ich anfangs nicht geantwortet habe, weil ich nicht Muße hatte. Jetzt aber werde ich über alles sprechen, damit Du Dich nicht wunderst und begreifst, warum.

Als ich vor mehr als einem Monat fand, daß die Arbeit am Petersbau nur noch langsam vorwärts ging, entschloß ich mich, nach Loreto zu gehen zu meiner geistigen Erbauung. Da ich mich in Spoleto etwas abgemattet fühlte, blieb ich dort einige Zeit zu meiner Erholung. So konnte ich also meine Absicht nicht ausführen, denn mir wurde auch ein Mann mit der Post nachgeschickt, daß ich nach Rom zurückkehren solle. Um nicht ungehorsam zu erscheinen, brach ich auf und kehrte nach Rom zurück, wo ich, Dank Gott, mich nun befinde. Hier lebt man, wie es Gott gefällt in Hinblick auf die uns drohenden Gefahren, und ich werde mich auf nichts andres einlassen, wenn nicht gute Hoffnung auf Frieden ist. Wie es Gott gefallen möge. Achte darauf, daß Du gesund bist, und bitte Gott, uns zu helfen.

61.

Rom, 16. Juni 1557.

Lionardo. Ich habe die Sarsche und den Taffet erhalten. Wie ich einen finde, der es überbringen kann, werde ich es schicken, und sie wird sogleich das Geld einsenden. Betreffs des Rests des Geldes wirst Du mich benachrichtigen, wenn Du getan hast, was ich Dir schrieb.

Was mein Befinden betrifft, so befinde ich mich übel, das heißt, ich habe alle Leiden, die alte Leute zu haben pflegen, den Stein, daß ich nicht urinieren kann, Schmerzen in Seiten und Kreuz, so daß ich oft nicht die Treppe aufsteigen kann, und was noch schlimmer ist, ich bin voller Sorge. Denn wenn ich die Bequemlichkeit lasse, die ich hier bei meinen Leiden habe, kann ich nicht drei Tage leben; und doch möchte ich nicht darum die Gunst des Herzogs verlieren, noch hier am Bau von Sankt Peter, noch gegen mich selbst fehlen. Ich bitte Gott, mir zu helfen und raten. Wenn mir ein Übel ankäme, nämlich Fiebersgefahr, so würde ich sofort nach Dir schicken. Aber wir wollen nicht daran denken, und mache Dich

nicht eher auf den Weg, ehe Du nicht einen Brief haſt von mir, daß Du kommen ſollſt.
Empfiehl mich Herrn Giorgio, der mir gut helfen kann, wenn er will, denn ich weiß, daß der Herzog ihm gnädig iſt.

62.

Rom, 16. Dezember 1557.

Lionardo. Du ſchriebſt mir in Deinem letzten Brief, daß, wenn ich Dienerinnen oder anderes zu meiner Aufwartung brauch, ich Dich benachrichtigen ſoll, denn Du würdeſt mir alles Nötige ſenden. Ich erkläre Dir, daß ich für jetzt nichts brauche, denn ich habe zwei gute Burſchen, die mich ausreichend bedienen. Anderes habe ich Dir nicht zu ſchreiben. Für einen Alten befinde ich mich ſehr wohl und in guter Hoffnung. Suche zu leben, und wir wollen Gott bitten, daß er uns helfe.

63.

Rom, 27. Juni 1562.

Teuerſter Neffe. Hierdurch benachrichtige ich Euch, daß ich den Trebbianer erhalten habe. Es waren dreiundvierzig Fiaſchi, und er war mir wie gewöhnlich angenehm. Wundert Euch nicht, wenn ich Euch nicht ſchreibe, denn ich bin alt, wie Ihr wißt, und kann das Schreiben nicht mehr aushalten. Ich bin geſund und hoffe das gleiche von Euch. Bittet Gott für mich. Wenn die Caſſandra einen Sohn gebiert, gebt ihm den Namen Buonarotto; wenn es eine Tochter iſt, dann heißt ſie Francesca. Mehr ſchreibe ich nicht. Gott der Herr behüte Euch vor dem Übel und mich mit Euch.

64.

Rom 28. Dezember 1563.

Lionardo. Ich erhielt Deinen Brief mit den zwölf Märzkäſen. Sie waren ſchön und gut. Ich danke Dir dafür.

Ich freue mich über Euer Wohlsein. Ich selbst bin auch gesund. Daß ich in der Vergangenheit mehrere Briefe von Dir erhielt, aber nicht beantwortete, lag daran, daß die Hand mir nicht mehr dient. Drum werde ich von jetzt an andre schreiben lassen und nur unterschreiben. Sonst nichts.

Ich Michelangelo Buonarotti.

An Gönner, Freunde und Bekannte.

65.

An Lorenzo dei Medici.

Rom, 2. Juli 1496.

Erlauchter Lorenzo usw. — Ich schreibe nur, um Euch zu benachrichtigen, wie wir am vergangnen Sonnabend gesund hier (in Rom) ankamen. Wir besuchten sofort den Kardinal von San Giorgio, und ich übergab ihm Euren Brief. Er schien mich gern zu sehen und wünschte, daß ich mir sofort einige Figuren ansehen sollte. Damit verbrachte ich den ganzen Tag, und darum gab ich damals Eure andern Briefe nicht ab. Am Sonntag danach kam der Kardinal in sein neues Haus und ließ mich rufen. Ich ging zu ihm, und er fragte mich, was ich von den Sachen hielte, die ich gesehen hätte. Ich sagte ihm darüber meine Ansicht, und nach meinem Urteil sind gewiß viele schöne Sachen darunter. Nun fragte mich der Kardinal, ob ich es unternehmen würde, etwas Schönes zu arbeiten. Ich entgegnete, daß ich nicht so große Sachen schaffen könnte, aber daß er sehen würde, was ich machen würde. Wir haben ein Stück Marmor gekauft zu einer Figur natürlicher Größe, und Montag gehe ich an diese Arbeit. Am vergangnen Montag gab ich dann Eure andern Briefe ab an Pagolo Rucellai, der mir den Kredit auf das Geld eröffnete, und ebenso an die Cavalcanti. Darauf gab

ich den Brief an Baldassare und forderte von ihm das Bambino und erklärte ihm, daß ich ihm sein Geld dafür zurückgeben würde. Er antwortete mir sehr schroff und sagte, er würde es eher in hundert Stücke schlagen. Er hätte das Bambino gekauft, und es wäre sein, und er hätte Briefe, daß er den Zwischenhändler zufrieden gestellt, und er wäre sicher, daß er es nicht zurückzugeben brauche. Er beklagte sich auch sehr über Euch und erklärte, daß Ihr über ihn schlecht gesprochen hättet. Nun haben sich einige unserer Florentiner hier ins Mittel gelegt, um uns zu vergleichen, aber sie haben noch nichts zustande gebracht. Ich rechne jetzt darauf, daß der Kardinal etwas zuwege bringen wird. Dazu hat mir Baldassarre Balducci geraten. Was nun folgt, werdet Ihr erfahren. Nichts andres für heute. Ich empfehle mich Euch. Gott schütze Euch vor Übel!

66.

An Meister Giuliano da Sangallo den Florentiner, Architekten des Papstes in Rom.

Florenz, 2. Mai 1506.

Giuliano. Ich habe aus Eurem Brief ersehen, daß der Papst meine Abreise übelgenommen hat, und daß Seine Heiligkeit das Geld deponieren und tun will, was wir verabredet haben, und daß ich zurückkehren und nichts befürchten soll.
Was meine Abreise betrifft, so ist es die Wahrheit, daß ich am heiligen Sonnabend den Papst sagen hörte, als er bei Tisch mit einem Juwelier und dem Zeremonienmeister sprach, daß er nicht mehr einen Bajocco weder für große noch für kleine Steine ausgeben wolle. Darüber war ich recht verwundert. Bevor ich aber fortging, bat ich ihn um einen Teil von dem, was mir zukam, um das Werk fortzuführen. Seine Heiligkeit entgegnete mir, ich sollte Montag wiederkommen.

Und ich kam Montag wieder und Dienstag und Mittwoch und Donnerstag, wie sie es sah. Zuletzt, am Freitag morgen, wurde ich herausgeschickt, das heißt fortgejagt. Und der, der mir das sagte, erklärte, daß er mich zwar kenne, aber daß er diesen Auftrag habe. Da ich nun am Sonnabend jene Worte vernommen und nun die Wirkung sah, geriet ich in große Verzweiflung. Aber das war nicht allein und völlig der Grund zu meiner Abreise. Es war noch etwas andres, das ich nicht schreiben will. Genug, daß er mich denken ließ, daß, wenn ich in Rom bliebe, ich eher mein eignes Grabmal zu machen hätte als das des Papstes. Und das war der Grund meiner plötzlichen Abreise.

Nun schreibt Ihr mir im Auftrag des Papstes, und so werdet Ihr auch dem Papst diesen Brief vorlesen. Seine Heiligkeit möge wissen, daß ich bereit bin und das mehr als je, das Werk fortzuführen. Und wenn sie das Grabmal auf jeden Fall machen lassen will, darf es ihr nichts ausmachen, wo ich es arbeite, wenn es nur im Ablauf von fünf Jahren nach unserer Vereinbarung in Sankt Peter, dort wo es ihr gefallen wird, aufgemauert wird und etwas Schönes ist, wie ich versprach. Und ich bin sicher, daß, wenn es gearbeitet wird, es nicht seinesgleichen in der Welt haben wird.

Wenn also Seine Heiligkeit das Unternehmen fortsetzen will, möge er mir das genannte Geld in Florenz bei der Bank anweisen, die ich ihr schreiben werde. Ich habe in Carrara viele Marmorblöcke zur Verfügung, die werde ich hierher kommen lassen, und ebenso werde ich es mit denen machen, die ich dort (in Rom) habe. Wenn mir auch beträchtlicher Schaden erwüchse, so würde es mich nicht kümmern, um ein solches Werk zu schaffen. Und ich würde von Stück zu Stück die fertigen Arbeiten schicken, so daß Seine Heiligkeit eine Freude daran hätte, gerade als wäre ich in Rom, oder noch mehr, denn sie würde die fertigen Werke sehen, ohne sonst Verdruß daran zu haben. Und betreffs der Gelder und des

Werks würde ich mich nach dem Willen Seiner Heiligkeit verpflichten und ihm jene Sicherheit geben, die er hier in Florenz verlangen wird. Sie mag sein, wie sie wolle, ich werde sie ihm auf jeden Fall geben, und ganz Florenz wird bürgen. Auch das möchte ich Euch noch sagen: wenn das Werk um den Preis in Rom herzustellen nicht möglich wäre, so werde ich es hier aus vielen Bequemlichkeiten, welche hier, aber nicht dort sind, arbeiten können. Ich werde es auch noch besser und mit mehr Liebe arbeiten, weil ich hier nicht an so viele Sachen zu denken habe. Darum, mein teuerster Giuliano, bitte ich Euch um Antwort und bald. Sonst nichts.

Euer Michelangelo, Bildhauer in Florenz.

67.

An Domenico Buoninsegni in Rom.

Carrara, Juli/August 1517.

Herr Domenico. — Seit ich Euch zuletzt schrieb, habe ich nicht mehr mit der Anfertigung des Modells mich beschäftigen können, wie ich Euch zu tun schrieb: warum, wäre zu lang zu schreiben. Ich hatte zuerst ein ganz kleines gemacht, das ich für mich brauchte, aus Ton. Obwohl das nun verzogen ist wie Buttergebäck, will ich es Euch doch auf jeden Fall schicken, damit es nicht als eine Gaukelei erscheine.
Ich habe Euch noch mehr zu sagen: lest es ein wenig mit Geduld, denn es ist wichtig. Es ist das Folgende: Ich unternehme das Wagnis, die Fassade von San Lorenzo zu machen, und das so, daß sie in Architektur und Bildhauerei der Spiegel ganz Italiens wird. Aber der Papst und der Kardinal müssen sich bald entschließen, wenn sie wünschen, daß ich es mache oder nicht. Und wenn sie wollen, daß ich es mache, müssen sie zu einem Entschluß kommen, nämlich entweder es mir in Akkordarbeit zu übertragen und mir in jeder Weise vollkommenes

Vertrauen zu schenken oder irgendeine andre Art zu finden, wie sie sie denken werden, was ich nicht weiß. Das Warum werdet Ihr begreifen.

Ich habe, wie ich Euch schrieb und nachdem ich Euch schrieb, viele Marmorblöcke in Auftrag gegeben und Geld hier und da gezahlt und an verschiedenen Stellen Marmor zu brechen begonnen. An manchem Platz, wo ich Geld ausgab, sind mir die Marmorblöcke nicht nach meinem Wunsch ausgefallen, denn es ist eine trügerische Sache, und vor allem bei diesen großen Steinen, die ich brauche, und so schön wie ich sie haben will. Und bei dem einen Stein, den ich schon hatte schneiden lassen, sind mir gewisse Fehler in der Richtung des Berges hin vorgekommen, die man nicht voraussehen konnte, so daß zwei Säulen, die ich daraus machen wollte, mir nicht gelungen sind, und ich habe das Geld zur Hälfte fortgeworfen. Und solche unangenehmen Zwischenfälle können mir noch vielfach unter so viel Blöcken begegnen, so daß das verlorene Geld sich auf manches Hundert Dukaten beläuft. Und ich kann nicht darüber Rechenschaft ablegen und kann zuletzt doch nur für so viel Blöcke, als ich abliefern werde, Kosten ansetzen. Ich würde gern tun wie Meister Pietro Fantini, aber ich habe nicht so viel Salbe, als dafür genügte. Weil ich auch alt bin, erscheint es mir nicht richtig, um dem Papst bei diesen Blöcken zweihundert oder dreihundert Dukaten zu ersparen, so viel Zeit damit zu verlieren. Und da ich von dort (von Rom) zu meiner Arbeit angetrieben werde, muß ich auf jeden Fall zu einer Entscheidung kommen.

Und der Entschluß ist der folgende: Wenn ich weiß, daß ich das Werk zu machen habe und den Preis kenne, so würde ich mich nicht darum scheren, vierhundert Dukaten fortzuwerfen, weil ich keine Rechenschaft zu geben hätte, und ich würde mir drei oder vier der besten Leute, die hier sind, aussuchen und ihnen alle Blöcke in Auftrag geben. Und die Qualität der Blöcke müßte sein so wie die, die ich bisher ge-

brochen habe, die wunderbar sind, wenn ich auch nur wenige habe. Und dafür und für das Geld, das ich ihnen gäbe, würde ich gute Sicherheit in Lucca haben, und mit den Blöcken, die ich habe, würde ich sie nach Florenz führen lassen und selbst dahin gehen, um sowohl für den Papst als auch an meinen Sachen zu arbeiten. Und solange ich diese Abmachung mit dem Papst nicht getroffen habe, wird daraus für mich nichts; und ich könnte nicht, wenn ich auch wollte, den Marmor für meine Sachen nach Florenz führen, um ihn dann nach Rom bringen zu lassen, sondern ich müßte bald nach Rom gehen, um da zu arbeiten, denn ich werde, wie gesagt, dazu gedrängt.

Die Kosten für die Fassade, so wie ich sie beabsichtige zu machen und auszuführen, und ohne daß der Papst sich auf irgend etwas einzulassen brauchte, können nach der Schätzung, die ich aufgestellt habe, nicht weniger als fünfunddreißigtausend Dukaten in Gold sein, und für diese Summe will ich die Herstellung innerhalb von sechs Jahren übernehmen, unter der Bedingung, daß ich in sechs Monaten für Beschaffung des Marmors wenigstens nochmals tausend Dukaten erhalte. Und wenn dieser Vorschlag dem Papst nicht gefallen sollte, so müßten entweder die Kosten, die ich hier für das genannte Werk aufzuwenden begonnen habe, auf meine Rechnung und zu meinem Schaden gehen, und ich müßte die tausend Dukaten dem Papst zurückzahlen, oder er müßte hier einen halten, der das Werk weiterführte, denn ich will aus mehreren Gründen von hier auf jeden Fall abreisen.

Was den genannten Preis betrifft, so verfahre ich, sobald ich das Werk begonnen habe und erkenne, daß man es für eine geringere Summe arbeiten kann, gegen den Papst und den Kardinal mit solcher Ehrlichkeit, daß ich sie viel schneller davon benachrichtigen würde, als wenn der Schaden über mich käme. Aber vielmehr gedenke ich das Werk so zu machen, daß der Preis nicht genügte.

Herr Domenico, ich bitte Euch, daß Ihr mir bestimmt über den Willen des Papstes und des Kardinals antwortet, und das wird mir das größte Vergnügen machen außer all den andern Diensten, die Ihr mir erwiesen habt.

68.

An Berto da Filicaja in Florenz.

Seravezza, August 1518.

Berto. Ich empfehle mich Euch und danke Euch für die empfangenen Dienste und Wohltaten und stehe immer mit allem, was ich kann und habe und weiß, zu Eurem Befehl. Die Dinge hier gehen recht gut. Die Straße, wie man sagen kann, ist beendet, denn es bleibt nur noch wenig zu tun, nämlich man muß noch gewisse Felsen oder vielmehr Grotten durchschneiden. Die eine ist da, wo die Straße, die aus dem Fluß tritt, in die alte Straße bei Rimagno ausläuft. Die andre Grotte ist etwas hinter Rimagno auf dem Wege nach Seravezza gelegen, ein großer Stein, der quer vor der Straße liegt. Und die dritte liegt bei den letzten Häusern von Seravezza, wenn man gegen Corvara geht. Dann ist auch an mancher Stelle mit der Hacke zu ebnen. Alle diese Dinge könnten, weil sie nur kurze Zeit nehmen, in vierzehn Tagen beendet sein, wenn es hier Steinarbeiter gäbe, die etwas wert wären. Am Sumpf war ich vielleicht schon acht Tage nicht mehr. Damals aber gingen sie mit dem Ausfüllen der schlimmsten Stellen nach Möglichkeit vorwärts. Wenn sie so fortgetan haben, glaube ich, ist die Arbeit nun beendet. Was die Marmorblöcke anlangt, so habe ich die Säule, die ich unten im Grubengang gebrochen habe, bis auf fünfzig Ellen an der Straße in Sicherheit. Es war eine größere Sache, als ich glaubte, sie unten hinaufzubringen. Und dabei hat sich mancher verletzt, und einer hat sich den Hals gebrochen

und war sofort tot, und ich habe dabei auch das Leben aufs Spiel gesetzt. Die andre Säule war fast gebrochen, da fand ich einen Fehler, der sie mir verstümmelte. Ich mußte also in den Stein so tief eindringen, wie die Dicke beträgt, um jene Ader zu meiden, und so habe ich getan, und ich glaube, jetzt wird sie da sein und man behaut sie noch. Sonst habe ich nichts zu schreiben, wenn nicht, daß ich Euch bitte, Ihr wollet mich bei Seiner Magnifizenz Jacopo Salviati entschuldigen, daß ich nicht schreibe, denn ich habe noch nicht etwas zu schreiben, das mir gefällt, und darum tue ich es nicht. Der Ort, wo hier gebrochen wird, ist sehr rauh, und die Leute sind bei dieser Arbeit sehr unwissend. Darum bedarf es einiger Monate großer Geduld, bis die Berge gezähmt und die Leute angelernt sind. Dann werden wir schneller arbeiten. Genug, was ich versprochen habe, werde ich auf jeden Fall tun, und ich werde das schönste Werk, das je in Italien gemacht ist, vollbringen, wenn Gott mir hilft.

Nachdem ich geschrieben habe, erhalte ich Antwort von den Leuten aus Pietrasanta, die es übernahmen, eine gewisse Anzahl Marmor zu liefern, vor ungefähr sechs Monaten, daß sie den Marmor nicht brechen, aber mir auch nicht die hundert Dukaten zurückgeben wollen, die ich ihnen gab. Mir scheint, sie haben ein großes Unternehmen gewagt, wie sie es meines Wissens nicht ohne Begünstigung unternehmen könnten, so daß ich die Absicht habe, dorthin (nach Florenz) zu kommen zu den Acht und von ihnen Buße für diese Betrügerei zu verlangen. Ich weiß nicht, ob man es tun kann. Ich hoffe, daß Seine Magnifizenz Jacopo Salviati mir zum Recht verhelfen wird.

69.

An den Kardinal Giulio dei Medici in Rom.

Florenz, Ende Oktober 1518.

Hochwürdigster Monsignore. — Für das Werk von San Lorenzo bricht man in Pietrasanta ordentlich Marmor; und da ich die Carrareſen ergebner als ſonſt finde, habe ich befohlen, die große Quantität Marmor zu brechen, ſo daß ich beim Eintritt der Hochflut hoffe, ein gut Teil in Florenz zu haben, und ich glaube, in nichts von dem zu fehlen, was ich verſprochen habe. Gott gebe mir dazu Gnade, denn ich ſchätze nichts andres auf der Welt, als Euch zu gefallen. Ich glaube, daß ich in einem Monat tauſend Dukaten brauchen werde. Ich bitte Eure hochwürdigſte Herrlichkeit, mich nicht mit dem Geld im Stich zu laſſen.

Ich teile Eurer hochwürdigſten Herrlichkeit noch mit, daß ich ein Haus ſuche und noch nicht gefunden habe, wo ich das ganze Werk arbeiten kann, nämlich die Statuen aus Marmor und aus Bronze. Und Mateo Bartoli hat mir in dieſen Tagen ein wunderbares Terrain gefunden und ganz geeignet, um dort ein Atelier für ein ſolches Werk zu bauen. Und das iſt der Platz vor der Kirche Ogni Santi, und die Mönche ſind bereit, wie mir Mateo ſagt, mir ihre Beſitztitel darauf zu verkaufen, und das ganze Kirchſpiel iſt damit einverſtanden, nach den Worten Mateos, der zu den Syndici gehört. Und ſonſt hat niemand dabei etwas zu ſchaffen außer den Beamten der Türme, die die Herren der Arnomauer ſind, an die alle Häuſer des Borgo Ogni Santi anſtoßen. Und dieſe werden mir die Erlaubnis geben, daß auch ich mit dem Atelier, das ich bauen will, daran grenze. Es iſt nur übrig, daß die Mönche von Eurer hochwürdigſten Herrlichkeit einen Brief erhalten, der ihnen zeigte, daß dieſe Sache Ihnen genehm iſt, und dann wäre alles in Ordnung. Wenn es darum Ihnen gefiele, zwei Zeilen entweder den Mönchen oder Mateo zu ſchreiben, ſo bitte ich darum.

70.

An Lionardo Sellajo in Rom.

Florenz, Ende Dezember 1518.

Lionardo. — Ich werde von Euch in Eurem letzten Brief gedrängt und empfinde es sehr dankbar, da ich sehe, daß Ihr es zu meinem Besten tut. Aber ich gebe Euch doch zu verstehen, daß solche Anspornungen durch einen andern gegen mich alles Messerstiche sind, denn ich sterbe vor Ungeduld, weil ich zu meinem Mißgeschick nicht das tun kann, was ich möchte. Heute abend vor acht Tagen kam mein Gehilfe Pietro von Porto Venere mit Donato, meinem andern Gehilfen, dort nach Carrara zurück, um dort den Marmor zu verladen; und sie ließen in Pisa eine beladene Barke, sie ist aber nicht erschienen, denn es hat nie geregnet, und der Arno ist tatsächlich trocken. Und vier andre Barken sind in Pisa für diesen Marmor gemietet, und wie es regnet, werden alle beladen kommen, und ich werde stark zu arbeiten beginnen. Aus diesem Grund bin ich der unzufriedenste Mensch von der Welt. Ich werde auch noch von Herrn Metello Vari betreffs seiner Statue gedrängt, die auch in Pisa ist und auf den ersten Barken ankommen wird. Ich habe ihm nie geantwortet und will auch an Euch nicht mehr schreiben, bis ich mit der Arbeit begonnen habe. Denn ich sterbe vor Schmerz und komme mir wider Willen als ein Gaukler vor.

Ich habe hier einen schönen Raum bereit, wo ich zwanzig Figuren auf einmal aufrichten kann. Ich kann ihn nicht eindecken, denn es gibt in Florenz kein Holz, und es kann erst kommen, wenn es regnet, und ich glaube, es wird nun nie mehr regnen, außer wenn es mir irgendwelchen Schaden zufügen kann.

Was den Kardinal betrifft, so sage ich Euch, teilt ihm nichts andres mit, denn ich weiß, er hat einen schlimmen Eindruck von meinem Tun, aber die Erfahrung wird ihn bald aufklären. Empfehlt mich Sebastiano, und ich empfehle mich Euch.

71.

An den Kardinal Bernardo Dovizi in Rom.

Florenz, 20. Juni 1520.

Monsignore. — Ich bitte Eure hochwürdigste Herrlichkeit, nicht als Freund oder Diener, denn ich verdiene weder das eine noch das andre zu sein, sondern als ein niedriger, armer und närrischer Mensch, daß sie bewirke, daß der Maler Sebastiano aus Venedig, nun Rafael tot ist, einen Teil der Malerarbeiten im Palast erhalte. Und wenn es Eurer Herrlichkeit dünkt, sie würfe an einen meinesgleichen den Dienst weg, so denke ich, daß man auch bei einem närrischen Leuten geleisteten Dienst manchmal einige Süßigkeit empfinden könnte. Wie einem Zwiebeln gefallen, wenn der, der an Kapaunen sich überdrüssig gegessen hat, die Speise wechselt. Männern von Ansehen dient Ihr tagsüber. Nun bitte ich Eure Herrlichkeit, es auch bei mir zu versuchen. Der Dienst wird sehr groß sein, und der genannte Bastiano ist ein tüchtiger Mensch. Und wenn der Dienst an mir weggeworfen wird, so doch nicht an Bastiano, denn er wird, des bin ich sicher, Eurer Herrlichkeit Ehre machen.

72.

An Ser Giovanni Francesco Fattucci in Rom.

Florenz, Mitte April 1523.

Ser Giovanni Francesco. — Es sind ungefähr zwei Jahre her, daß ich von Carrara heimkehrte, um die Lieferung der Marmorblöcke für die Grabmäler des Kardinals zu vergeben. Und als ich mit ihm sprach, sagte er mir, ich möchte einen guten Plan finden, um diese Grabmäler schnell auszuführen. Ich sandte ihm schriftlich all die Modalitäten ein, wie sie zu machen wären, wie Ihr es wißt, denn Ihr habt sie gelesen: nämlich daß ich sie in Akkord übernehmen würde und monatlich und täglich und umsonst, wie es Seiner Herrlichkeit ge-

fiele, denn ich begehrte, sie zu arbeiten. Ich wurde in keiner Weise angenommen. Es wurde gesagt, ich hätte nicht den Kopf, dem Kardinal zu dienen. Als dann der Kardinal wieder auf die Sache zurückkam, bot ich ihm an, die Modelle aus Holz zu machen, gerade so groß wie die Grabmäler sein sollen, und darin alle Figuren aus Ton und aus Schafwolle, in der Größe und Vollendung, wie sie sein sollen; und ich zeigte, daß dies ein kurzes Verfahren wäre und wenig kosten würde. Das war, als wir den Garten der Caccini kaufen wollten. Es wurde nichts daraus, wie Ihr wißt. Dann ging der Kardinal in die Lombardei. Sobald ich das hörte, suchte ich ihn auf, da ich ihm zu dienen wünschte. Er sagte mir, ich sollte mich nach dem Marmor umsehen und nach Leuten suchen und nach allen Kräften arbeiten, damit er etwas getan fände, ohne ihn weiter nach etwas zu fragen; und wenn er am Leben bliebe, würde er auch noch die Fassade machen, und er lasse dem Domenico Boninsegni die Vollmacht über alle Gelder, die nötig wären. Als der Kardinal fort war, schrieb ich das alles, was er mir gesagt hatte, an Domenico Boninsegni und sagte ihm, ich wäre bereit, alles zu tun, was der Kardinal wünschte; und ich bewahrte mir davon die Kopie auf und schrieb mit Zeugen, damit jeder wüßte, daß es nicht von mir abhänge. Domenico suchte mich sofort auf und erklärte mir, er hätte keine Vollmacht, und wenn ich etwas wollte, würde er es dem Kardinal schreiben. Ich sagte ihm, daß ich nichts wollte. Zuletzt bei der Rückkehr des Kardinals sagte mir der Figiovanni, daß er nach mir gefragt hätte. Ich ging sofort zu ihm in der Meinung, daß er über die Grabmäler sprechen wolle. Er sagte mir: „Wir möchten nur, daß bei diesen Grabmälern etwas Gutes würde, das heißt etwas von deiner Hand." Und er sagte mir nicht, daß er wollte, ich sollte sie arbeiten. Ich ging weg und sagte, ich würde wiederkommen, wenn der Marmor da wäre. Nun wißt Ihr, wie in Rom der Papst über das Grabmal des

Julius unterrichtet worden ist und wie man ihm ein Motu-proprio aufgesetzt hat, um es ihn unterzeichnen zu lassen und gegen mich zu prozessieren und von mir, was ich auf jenes Werk erhalten, zu fordern, und Schadenersatz und Zinsen. Und Ihr wißt, wie der Papst sagte, daß man das tun solle, wenn Michelangelo das Grabmal nicht machen wolle. Ich muß es also machen, wenn ich nicht übel verfahren will, wie Ihr seht, daß es verordnet ist. Und wenn der Kardinal de' Medici nun von neuem wünscht, daß ich die Grabmäler von San Lorenzo machen soll, so seht Ihr, daß ich nicht kann, wenn er mich nicht von dieser römischen Sache löst; und wenn er mich davon befreit, verspreche ich ihm, für ihn ohne irgendwelchen Lohn Zeit meines Lebens zu arbeiten; nicht, daß ich die Befreiung forderte, um nicht das Grabmal des Julius zu machen, denn ich mache es gern, sondern um ihm zu dienen: und wenn er mich nicht befreien will und doch etwas von meiner Hand bei diesen Grabmälern wünscht, werde ich mich bemühen, während ich am Grabmal des Julius arbeite, die Zeit zu nehmen, um etwas zu machen, das ihm gefällt.

73.

An Ser Giovanni Francesco Fattucci in Rom.

Florenz, Anfang Januar 1524.

Messer Giovan Francesco. — Ich erfahre aus Eurem letzten Brief, daß Seine Heiligkeit unser Herr wünscht, daß ich den Plan zur Bibliothek mache. Ich habe noch keine Nachricht und weiß auch nicht, wo er sie errichten lassen will. Wenn mir auch Stefano davon gesprochen hat, so habe ich nicht darauf geachtet. Sobald er von Carrara zurückkommt, werde ich mich bei ihm informieren und tun, was ich weiß, obwohl es nicht meine Profession ist.
Betreffs der Pension, von der Ihr mir schreibt, weiß ich

nicht, was ich heute übers Jahr wünschen werde, und darum will ich nicht etwas versprechen, was ich dann bereuen könnte. Über die Provision habe ich Euch geschrieben.

74.

An Giovan Francesco Fattucci in Rom.

Florenz, Juli 1524.

Messer Giovan Francesco. — Auf Euer letztes Schreiben hin bin ich zu dem Spina gegangen, um zu hören, ob er Vollmacht hat, für die Bibliothek wie für die Grabmäler Zahlungen zu leisten. Da ich sah, daß er sie nicht hat, habe ich mit dem genannten Werk nicht begonnen, wie Ihr mich anwieset. Denn ohne Geld kann man nichts machen. Und wenn man doch etwas machen soll, so bitte ich Euch, bewirkt dort, daß der Spina hier zahle; denn man würde nicht leicht einen andern Mann finden können, der dazu geeigneter wäre, noch der das mit größerem Eifer und ähnlicher Höflichkeit täte. Um mit der Arbeit beginnen zu können, muß ich die Ankunft des Marmors abwarten. Und ich glaube nicht, daß er kommt. Solche Ordnung hat man gehalten! Ich könnte Dinge schreiben, über die Ihr staunen würdet, aber man würde sie mir nicht glauben. Genug, es ist mein Ruin. Denn wenn ich mit dem Werk mehr vorwärts wäre als ich bin, würde vielleicht der Papst meine Angelegenheit geregelt haben, und ich wäre aus so viel Not heraus. Aber es leuchtet ein: weit mehr Arbeit hat, wer zerstört, als wer aufbaut. Ich traf gestern jemand, der mir sagte, ich sollte zahlen, wenn ich nicht am letzten des Monats in Strafe fallen wolle. Ich glaubte nicht, daß es andre Strafen als die der Hölle gäbe, oder zwei Dukaten Steuer, wenn ich einen Seidenwarenladen oder eine Goldschlägerbude auftun wollte und den Rest auf Wucherzinsen ausleihen. Dreihundert Jahre haben wir in Florenz die Steuern gezahlt; wäre ich doch wenigstens ein-

mal Steuerbote beim Prokonsul gewesen! Und man muß immer zahlen! Es wird mir alles genommen werden, weil ich nicht zahlen kann, und ich werde dorthin (Rom) kommen. Ich hätte, wenn meine Sache geregelt wäre, etwas verkauft und Staatsrente gekauft, hätte dann die Auflagen bezahlt und könnte doch in Florenz bleiben.

75.

An Papst Clemens in Rom.

Florenz, Juli oder November 1525 (?).

Heiligster Vater. — Weil die Vermittler oft die Ursache von großem Ärger sind, darum habe ich mir die Kühnheit genommen, ohne diese an Eure Heiligkeit betreffs der Grabmäler von San Lorenzo hier zu schreiben. Ich sage, ich weiß nicht, was besser sei, das Übel, was nützt, oder das Gute, was schadet. Ich bin gewiß, so närrisch und schlecht ich bin, daß, wenn ich hätte fortfahren dürfen, wie ich begonnen hatte, heute alle Marmorblöcke für die genannten Werke in Florenz wären und mit geringeren Kosten, als bis heute dafür entstanden, und nach Wunsch behauen. Und sie würden etwas Wunderbares sein, wie die andern, die ich hergebracht habe. Nun sehe ich, die Sache zieht sich in die Länge, und ich weiß nicht, wie sie ausgeht. Darum entschuldige ich mich bei Eurer Heiligkeit, daß, wenn etwas geschähe, was Euch nicht gefiele, und da ich nicht die Oberleitung habe, ich auch nicht die Schuld daran zu haben scheine. Und ich bitte Euch, daß, wenn Ihr wollt, daß ich etwas leiste, Ihr mir nicht in meiner Kunst Aufseher stellt und mir vertraut und freie Verfügung laßt. Und Ihr werdet sehen, was ich tue, und welche Rechenschaft über mich ich ablegen werde.

Die Laterne der Kapelle von San Lorenzo hier hat Stefano aufzusetzen beendet und aufgedeckt, und sie gefällt allgemein einem jeden und wird, wie ich hoffe, auch Eurer Heiligkeit, wenn sie sie sehen wird, gefallen. Wir lassen nun den Knopf

jedermann. Und so hoffe ich, wird sie auch Eurer Heiligkeit gefallen, wenn Sie sie sehen wird. Wir lassen nun den Knopf machen, der ungefähr eine Elle hoch wird. Und ich habe gedacht, um ihn von andern zu unterscheiden, ihn polygonal zu machen. Und so geschieht es.

Eurer Heiligkeit Diener
Michelangelo, Bildhauer in Florenz.

76.

An Sebastiano del Piombo in Rom.

Florenz, Mai 1525.

Mein teuerster Sebastiano. — Gestern wünschten unser Freund Kapitän Cuio und gewisse andre Edelleute, Dank ihnen, daß ich mit ihnen zu Abend äße. Ich empfand darüber das größte Vergnügen, denn ich kam dadurch ein wenig aus meinem Trübsinn oder aus meiner Narretei heraus. Und ich hatte nicht nur Freude an dem Mahl, das sehr heiter war, sondern auch, und noch viel mehr als daran, an den Gesprächen, die wir dabei führten. Und noch mehr wuchs während des Gesprächs mein Vergnügen, als ich von dem Kapitän Cuio Euren Namen erwähnen hörte. Und nicht genug damit: noch weit mehr und unendlich freute ich mich über Eure Kunst, als ich von dem genannten Kapitän hörte, Ihr wäret einzig auf der Welt und als solcher Meister in Rom geschätzt. Wenn man darüber noch mehr Freude hätte haben können, so würde ich sie gehabt haben. Danach sah ich, daß mein Urteil nicht falsch ist. Darum leugnet mir nicht mehr, daß Ihr einzig seid, wenn ich es Euch schreibe, denn ich habe zu viel Zeugen dafür, und hier ist ein Gemälde, das, Gott sei Dank, einem jeden, der sehen will, es bezeugt.

77.

An Giovan Francesco Fattucci in Rom.

Florenz, 24. Oktober 1525.

Messer Giovan Francesco. — Auf Euer letztes Schreiben

antworte ich, daß die vier vorgenommenen Figuren noch nicht beendet sind und es ist noch genug daran zu tun.
Die vier andern, die Flüsse darstellen, sind noch nicht begonnen, denn der Marmor dafür ist noch nicht hier (im Atelier), aber er ist schon hier eingetroffen. Ich schreibe Euch nicht wieso, weil es mir nicht beliebt.
Was das Juliusgrab betrifft, so gefällt es mir, ein Grabmal zu machen wie das des Pius in Sankt Peter, wie Ihr mir geschrieben habt, und ich werde es hier nach und nach ausführen lassen, bald das eine, bald das andre, und werde es von meinem Gelde bezahlen, da ich die Provision habe, und wenn mir das Haus verbleibt, wie Ihr mir geschrieben habt, nämlich das Haus, wo ich dort in Rom wohnte, mit den Marmorblöcken und den Dingen, die es enthält, so daß ich ihnen nichts zu zahlen habe, ich meine den Erben des Papsts Julius, um mich seines Grabmals zu entledigen, nichts andres, als was ich bisher erhalten habe, nämlich das genannte Grabmal, wie das des Pius in Sankt Peter; man möge für die Arbeit daran eine angemessene Zeit festsetzen, und ich werde die Figuren eigenhändig machen.
Wenn man mir meine Provision gibt, wie gesagt ist, werde ich niemals aufhören, für Papst Clemens zu arbeiten mit den Kräften, die ich habe. Sie sind gering, denn ich bin alt. Ich setze aber voraus, daß man mir nicht Schimpf und Schande bereitet, wie ich sie mir machen sehe; denn sie vermögen viel über mich und sie haben mich schon mehrere Monate nicht ausführen lassen, was ich will. Denn man kann nicht mit den Händen das eine und mit dem Hirn das andere vollbringen, vor allem nicht bei dem Marmor. Hier sagt man, das geschehe, mich anzuspornen. Ich sage aber, das sind schlechte Sporen, die bewirken, daß man rückwärts geht. Ich habe die Provision schon seit einem Jahr nicht genommen und kämpfe mit der Armut. Ich bin allein mit meinen Sorgen und habe soviele, daß sie mich mehr be-

schäftigt halten als die Kunst; denn ich kann mir nicht jemand halten, der mir diene, weil ich nicht die Mittel dazu habe. Dies ist die Kopie des Briefes, den Michelangolo der Bildhauer heute am 24. Oktober 1525 an Papst Clemens geschickt hat, und ich, Antonio, Sohn des Bernardo Mini, habe diese Kopie eigenhändig gemacht.

78.

An Giovan Francesco Fattucci in Rom.

Florenz, Anfang Dezember 1525.

Messer Giovan Francesco. — Wenn ich soviel Kraft hätte, als ich Freude über Euren letzten Brief empfangen habe, so würde ich glauben, all die Dinge, von denen Ihr mir schreibt, ausführen zu können und bald. Da ich aber nicht soviel Kraft habe, werde ich nur tun, was ich vermag.

Was den Koloß von vierzig Ellen betrifft, der, wie Ihr mir mitteilt, hinkommen oder errichtet werden soll an der Ecke der Loggia des Gartens der Medici, gegenüber der Ecke des Hauses des Herrn Luigi della Stufa, so habe ich darüber nachgedacht, wie Ihr mir sagt, und nicht wenig.

Es scheint mir aber, daß er sich an jener Ecke nicht gut ausnehmen wird, denn er würde zu viel von der Straße wegnehmen. Auf der andern Seite aber, wo der Laden des Barbiers ist, würde er nach meiner Ansicht besser zur Geltung kommen, denn er hat den Platz da vor sich und würde die Straße nicht so einengen.

Weil es nun vielleicht nicht erlaubt würde, jenen Laden, der Miete halber, zu entfernen, habe ich daran gedacht, daß man die Figur sitzend darstellen könnte, und man müßte sie so hoch setzen, daß, wenn man das Werk innen hohl machte, wie man es ja aus Stücken machen kann, der Barbierladen unten hineinginge und man nicht die Miete zu verlieren brauchte.

Weil der Laden auch, wie jetzt gleichfalls, eine Abzugsröhre für den Rauch braucht, so meine ich, könnte man der Figur

ein Füllhorn in die Hand geben, innen hohl, das ihm als Kamin dienen wird.
Wenn man nun auch den Kopf der Figur, wie die andern Glieder, hohl macht, könnte man meiner Meinung nach auch daraus einigen Nutzen ziehen; ich habe nämlich einen guten Freund auf der Piazza, einen Höker, der mir anvertraut hat, er würde drin einen schönen Taubenschlag machen.
Ich habe auch noch einen andern Einfall gehabt, der noch besser wäre, aber dann müßte man die Figur viel höher machen; das könnte man auch, denn man macht sie ja aus Stücken wie einen Turm. Dann wäre es so, daß ihr Kopf als Glockenturm von San Lorenzo diente, denn die Kirche hat ihn sehr nötig. Wenn nun darin die Glocken läuten und der Klang durch den Mund kommt, wird es scheinen, als riefe der Koloß „Misericordia", und das vor allem an den Festtagen, wenn man öfter läutet und mit den größten Glocken.
Was nun den Transport des Marmors für jene Figur betrifft, so meine ich, damit niemand darum wisse, er sollte nachts und gut verpackt kommen, damit ihn keiner sieht. Es wird ja etwas schwierig für uns am Stadttor sein, aber auch dafür werden wir Vorsorge treffen. Im schlimmsten Fall haben wir San Gallo, wo das Pförtchen bis zum Tagesanbruch offen steht.
Was die Ausführung oder Nichtausführung der noch zu arbeitenden Sachen betrifft, die nach Euren Worten den Vorrang haben, so ist es besser, sie den, der sie auszuführen hat, tun zu lassen. Denn ich werde soviel zu tun haben, daß ich mich nicht um noch mehr zu kümmern brauche. Mir wird es genügen, daß es eine gute Sache wird.
Auf alles andre antworte ich Euch nicht, denn der Spina kommt in Kürze nach Rom und wird mündlich besser bestellen, als ich mit der Feder, und genauer.

Euer Michelangelo, Bildhauer in Florenz.

79

An Giovan Francesco Fattucci in Rom.

Florenz, 17. Juni 1526.

Messer Giovan Francesco. — In der kommenden Woche werde ich die Statuen der Sakristei, die dort grob zubehauen sind, bedecken lassen, weil ich die Sakristei diesen Marmorarbeitern frei lassen will.
Sie sollen nämlich mit dem Aufmauern des andern Grabmals beginnen gegenüber dem schon aufgemauerten. Es ist auch alles schon hergestellt oder es fehlt nur noch wenig daran. Während sie nun daran mauern, dachte ich das Gewölbe herstellen zu lassen, und ich glaubte, es mit einer Menge von Leuten in zwei bis drei Monaten tun zu können. Aber ich verstehe mich nicht darauf.
Nach Ende der kommenden Woche kann unser Herr (der Papst) Meister Giovanni da Udine herschicken, wenn er glaubt, daß sie jetzt gemacht würde, denn ich werde in Ordnung sein.
Von dem Vorraum sind in dieser Woche vier Säulen aufgemauert, eine war es schon früher. Es werden nun die Tabernakel etwas zurückstehen müssen, doch in vier Monaten, von heute an gerechnet, wird, glaube ich, alles beendet sein.
Mit der Decke sollte man jetzt beginnen, aber die Lindenholzbalken sind noch nicht gut. Wir werden dafür sorgen, daß sie so schnell als möglich trocknen.
Ich arbeite, soviel ich kann, und in vierzehn Tagen werde ich den andern Kapitän beginnen lassen. Dann werden mir vor wichtigen Dingen nur die vier Flüsse übrig bleiben.
Die vier Figuren auf den Sarkophagen, die vier Figuren auf der Erde, das sind die Flüsse, die zwei Kapitäne und die Mutter Gottes, die auf das Grab an den Eingangsrand kommt, sind die Figuren, die ich eigenhändig zu arbeiten wünsche. Von ihnen sind sechs begonnen, und ich getraue mir sie in der entsprechenden Zeit ausführen zu lassen und

zum Teil auch die andern, die nicht so wichtig sind, arbeiten zu lassen.
Von andrem ist nicht zu berichten. Empfehlt mich Giovanni Spina und bittet, er möge ein wenig an den Figiovanni schreiben und ihn ersuchen, er möge uns nicht die Karrenführer nehmen, um sie nach Pesca zu schicken, denn dann werden wir ohne Steine bleiben. Und er möge uns auch nicht die Steinmetzen abspenstig machen, um sich selbst bei ihnen beliebt zu machen mit Redensarten wie: „Die Leute haben wenig Rücksicht für Euch, jetzt wo die Nacht nur zwei Stunden hat, Euch bis zum Abend arbeiten zu lassen."
Wir haben Mühe, mit hundert Augen auch nur einen arbeiten zu lassen, und auch der wird uns verdorben von dem, der unser vertrauter Freund ist. Geduld! Wolle Gott nicht, daß mir mißfällt, was dem nicht mißfällt.

80.

An Giovan Battista della Palla in Florenz.

Venedig, 25. September 1529.

Teuerster Freund Battista. — Ich bin von dort (Florenz) fortgegangen, um — Ihr wißt es, glaube ich — nach Frankreich zu gehen.
Als ich nach Venedig kam, habe ich mich über den Weg unterrichtet, und man sagte mir, daß man von hier durch Deutschland zu reisen habe und der Weg gefährlich und schwierig wäre.
Darum habe ich gedacht, von Euch zu hören, wenn es Euch gefällt, ob Ihr noch die Absicht habt, zu gehen, und Euch darum zu bitten: Und so bitte ich Euch, gebt mir darüber Nachricht, und wo ich Euch erwarten soll, und wir werden dann gemeinsam gehen.
Ich ging fort, ohne einem meiner Freunde ein Wort zu sagen und sehr in Unordnung. Und obwohl ich, wie Ihr wißt, auf jeden Fall nach Frankreich gehen wollte und schon mehrere Male Urlaub gefordert hatte, ohne ihn erhalten zu haben,

war ich trotzdem entschlossen, ohne irgendwelche Furcht, erst das Ende des Kriegs zu sehen. Aber Dienstag Morgen, 21. September, kam einer vor Porta San Nicolo heraus, wo ich auf den Bastionen war, und sagte mir ins Ohr, daß ich nicht länger bleiben könnte, wollte ich das Leben retten. Und er kam mit mir nach Haus und aß dort und besorgte mir Reitgelegenheit und verließ mich nicht eher, bis er mich aus Florenz hatte, indem er mir zeigte, daß es zu meinem Besten wäre. Ob es Gott oder der Teufel war, weiß ich nicht.
Ich bitte Euch, antwortet mir betreffs des obigen Punkts in meinem Brief und möglichst rasch. Denn ich verzehre mich (vor Begierde) zu gehen. Und wenn Ihr nicht mehr die Absicht habt zu gehen, teilt es mir doch bitte mit, damit ich einen Entschluß fasse, um so gut als möglich allein zu gehen.

Euer Michelangelo Buonarotti.

81.

An Tommaso Cavalieri in Rom.

Rom, Ende Dezember 1532.

Unbedacht, mein teuerster Herr Tomao, habe ich mich daran gesetzt, Eurer Herrlichkeit zu schreiben, nicht als Antwort auf irgend einen Brief, den ich von Euch erhalten hätte, sondern aus eignem Antrieb, wie wenn ich geglaubt hätte, mit trocknen Füßen ein kleines Flüßchen oder durch ein kleines Wasser eine sichtbare Furt durchschreiten zu brauchen.
Aber nachdem ich das Ufer verlassen, habe ich nicht den kleinen Fluß gefunden, sondern der Ozean mit mächtigen Wogen lag vor mir, so daß ich, wenn ich könnte, um nicht ganz von jenen verschlungen zu werden, gern zu dem Ufer, von dem ich ausging, zurückkehren würde.
Aber da ich nun hier bin, so wollen wir aus dem Herzen einen Felsen machen und vorwärts gehen. Und wenn ich nicht die Kunst besitze, durch die Wogen des Meers Eures mächtigen

Ingeniums zu schwimmen, so wird mich dies entschuldigen und nicht zornig werden darüber, daß meines dem Euren nicht gleicht, noch von mir etwas begehren, das nicht in mir ist: denn wer einzig in jeder Art ist, kann nicht in irgendeiner andern Art noch Genossen haben.
Darum kann Eure Herrlichkeit, die Leuchte unsers Jahrhunderts, einzig auf der Welt, an dem Werk irgendeines andern sich nicht genügen lassen, da sie keinen sich gleichen noch sich ähnlichen hat. Und wenn doch von meinen Sachen, die ich hoffe und verspreche zu machen, eine Euch gefallen wird, so werde ich das vielmehr dem Zufall als ihrer Güte zuschreiben. Und wenn ich je gewiß sein könnte, in irgendeiner Sache, wie gesagt, Eurer Herrlichkeit zu gefallen, so werde ich die Gegenwart mit allem was die Zukunft von mir bringen wird, Euch schenken und es wird mich sehr heftig schmerzen, daß ich nicht auch die Vergangenheit dazu haben kann, um Euch damit noch weit länger zu dienen als nur mit der Zukunft, die nur kurz sein wird, da ich so alt bin. Weiter habe ich nichts zu sagen. Lest aus dem Brief das Herz und nicht die Worte, denn die Feder kann dem guten Willen nicht nahe kommen.
Ich muß mich auch entschuldigen, daß ich in meinem ersten Schreiben ein wunderbares Staunen über Euren hervorragenden Geist zeigte, und so entschuldige ich mich, da ich nun meinen großen Irrtum erkannte. Denn wenn es auch schon wunderbar ist, daß Gott Wunder tut, so ist es noch viel wunderbarer, daß Rom göttliche Menschen hervorbringt. Und davon kann das Weltall Kunde geben.

82.

An Tommaso Cavalieri in Rom.

Florenz, 1. Januar 1533.

Sehr unbedacht habe ich mich daran gemacht, Eurer Herrlichkeit zu schreiben, und ich war zuerst anmaßend, damit zu be-

ginnen, als habe ich in Beantwortung eines Schreibens von Euch die Pflicht gehabt, es zu tun.
Um so mehr habe ich dann meinen Irrtum eingesehen, je mehr ich, Dank Euch, Euren Brief gelesen und gekostet habe. Und weit entfernt, kaum geboren zu sein, wie Ihr mir in Eurem Brief schreibt, scheint Ihr mir schon tausend Male vorher auf der Welt gewesen zu sein. Und ich würde mich für nicht geboren oder wahrhaftig für totgeboren erachten und würde mich in der Ungnade des Himmels und der Erde glauben, wenn ich nicht aus Eurem Brief gesehen und geglaubt hätte, daß Eure Herrlichkeit gern einige meiner Werke annehmen würden. Darüber habe ich das größte Staunen und nicht weniger Freude empfunden.
Wenn es wahr ist, daß Ihr so im Herzen fühlt, wie Ihr mir äußerlich schreibt, nämlich meine Werke zu achten, und wenn ich eins nach Eurem Wunsch, wie ich begehre, ausführe, so werde ich sie weit mehr vom Zufall als von ihrer wahren Eigenschaft für begünstigt erachten.
Mehr will ich nicht sagen. Viele Dinge, auf die sich eine Antwort ziemte, bleiben, um Euch nicht lästig zu fallen, in der Feder zurück, und das, weil ich weiß, daß Pierantonio der Überbringer dieses Schreibens das, worin ich fehle, zu ergänzen wissen und wollen wird. Am ersten für mich glücklichen Tag des Januar.

Es dürfte erlaubt sein, den Namen der Dinge, die der Mensch schenkt, dem, der sie empfängt, zu geben; aber aus gutem Grunde verfahre ich hier nicht so.

83.

An Tomaso Cavalieri in Rom.

Florenz, 28. Juli 1533.

Mein teurer Herr. — Wenn ich nicht geglaubt hätte, Euch Gewißheit gegeben zu haben von der sehr großen, ja maß-

loſen Liebe, die ich für Euch hege, ſo würde mir nicht ſeltſam erſchienen ſein, mir auch nicht Staunen einflößen der ſtarke Verdacht, den Ihr in Eurem Schreiben zeigt, nämlich, daß ich Euch vergeſſe, weil ich Euch nicht ſchreibe.
Aber das iſt nichts Neues und auch nicht zum Verwundern, daß wo ſoviele andre Dinge verquer laufen, auch das einen verkehrten Weg einſchlägt. Denn was Eure Herrlichkeit zu mir ſagt, könnte ich auch zu ihr ſagen.
Aber vielleicht tut Ihr es, um mich zu verſuchen oder ein neues und größeres Feuer zu entzünden, wenn das noch größer ſein kann. Aber dem ſei, wie ihm wolle. Ich weiß wohl, daß ich zu der Stunde Euren Namen vergeſſen kann, in der ich die Speiſe vergeſſe, von der ich lebe. Ich kann eher die Speiſe vergeſſen, von der ich lebe, die den Körper nur ſchlecht ernährt, als Euren Namen, der den Körper und die Seele ernährt, indem er beide mit ſolcher Süßigkeit erfüllt, daß ich, ſolange das Gedächtnis an Euch mir verbleibt, ich weder Kummer noch Todesfurcht fühlen kann.
Denkt, wenn nun auch das Auge noch ſeinen Teil an Euch hätte, in welchem Zuſtand ich mich befinden würde!

84.

An Sebaſtiano del Piombo in Rom.

Florenz, Ende Juli 1533.

Mein lieber Gevatter. — Ich habe die beiden Madrigale empfangen und Herr Giovan Francesco hat ſie ſchon mehrere Male ſingen laſſen; und nach dem, was er mir ſagte, werden ſie, was den Geſang betrifft, für etwas Wunderbares gehalten: der Text verdiente ſchon nicht ſolch Lob.
Ihr habt es ſo gewollt und ich habe darüber einr ſehr große Freude empfunden und bitte Euch, teilt mir mit, wie ich mich denen gegenüber zu verhalten habe, die ſie geſetzt haben, damit ich möglichſt wenig töricht und undankbar erſcheine.
Über meine Arbeit hier will ich nichts weiter jetzt ſchreiben,

denn ich glaube davon in diesen Tagen genug geschrieben zu haben, und ich habe mich bemüht, nach Möglichkeit die Manier und den Stil des Figiovanni in jeder Einzelheit nachzuahmen, denn er erscheint mir sehr passend für den, der von vielen Dingen reden will. Zeigt nicht diesen Brief.
Ihr habt die Kopie der obengenannten Madrigale Herrn Tomao gegeben; dafür bleibe ich Euch sehr verpflichtet und bitte Euch, wenn Ihr ihn seht, mich ihm sehr zu empfehlen. Und wenn Ihr mir schreibt, so sagt etwas darüber, um mir ihn im Gedächtnis zu belassen. Denn käme er mir aus dem Sinn, so würde ich, glaube ich, tot hinfallen.

85.

An Vittoria Colonna in Rom.

Rom, 1538—1541.

Frau Marchesa. — Da ich in Rom bin, hattet Ihr es, wie es scheint, nicht nötig, das Kruzifix Herrn Tomao zu überlassen und ihn zum Mittler zwischen Eurer Herrlichkeit und mir, Eurem Diener, zu machen, damit ich Euch diene, und vor allem deshalb, weil ich den Wunsch habe, mehr für Euch zu tun als für irgendeinen Menschen, den ich je auf der Welt gekannt habe.
Die große Arbeit aber, an der ich gewesen bin und noch bin, hat das Eurer Herrlichkeit nicht erkennen lassen. Und da ich weiß, daß Ihr das Wort kennt: „Liebe will keinen Meister" und das andere: „Wer liebt, schläft nicht", so hätte es noch weniger der Mittler bedurft. Wenn es auch schien, als ob ich mich nicht erinnerte, so tat ich doch das, von dem ich nicht sprach, um mit einer unerwarteten Sache zu kommen. Mein Plan ist nun vereitelt worden: „Übel tut, wer so große Treue so bald vergißt."

Euer Herrlichkeit Diener
Michelangelo Buonarotti in Rom.

86.

An Vittoria Colonna in Rom.

Rom, 1541.

Ich wollte, Herrin, bevor ich die Dinge nahm, die mir Eure Herrlichkeit mehrere Male geben wollte, um sie weniger unwürdig zu empfangen, als ich konnte, etwas eigenhändig für Euch arbeiten. Nun habe ich aber erkannt und gesehen, daß die Gnade Gottes nicht gekauft werden kann, und daß es eine große Sünde ist, sie zu verschmähen. Und darum sage ich: meine Schuld, und nehme gern die erwähnten Dinge an. Wenn ich sie habe, nicht um sie im Haus zu haben, sondern um in ihrem Haus zu sein, werde ich im Paradies zu sein glauben. Und dafür werde ich Eurer Herrlichkeit noch mehr verpflichtet sein, wenn ich es noch mehr kann als jetzt.
Der Überbringer dieses wird mein Diener Urbino sein, dem Eure Herrlichkeit sagen kann, wann ich kommen soll, um den Kopf zu sehen, den Ihr mir zu zeigen versprochen habt. Und ich empfehle mich Euch.

Die Bilder

Ein Überblick über Michelangelos Leben und Wirken wäre nicht vollständig, wenn ihm nicht wenigstens ein Ausschnitt aus der Seite seines Schaffens beigegeben würde, das ihn in allererster Reihe der Mit- und Nachwelt bekannt und vertraut gemacht hat. Unter den vielen Millionen, die seinen Namen bewundernd zu nennen liebten, mag mancher gewesen sein, der von dem Dichter und dem Denker Michelangelo wenig oder nichts wußte. Ihnen war er, ihnen ist er der Meister des Pinsels und des Meißels, der Beherrscher der Farben und des Steines, und den werden sie überall suchen, wo man ihnen Werke des Meisters verheißt.

Dazu kommt der tiefe innere Zusammenhang all seines Wirkens, der Umstand, daß eben sein Drang, dem ihm vorschwebenden Gedanken Ausdruck zu verleihen, je nachdem die eine oder andere Form wählte. Wahrscheinlich ist es nicht Sparsamkeit, wenn das gleiche Blatt Zeichenstudien und Gedichtentwürfe enthält. Und deshalb bietet gerade ein Blatt wie der beigegebene Entwurf eines, später unvollendet gebliebenen Gedichtes mit seiner buntscheckigen Einrahmung einen vielleicht noch tieferen Blick in die Werkstatt des Meisters als etwa die Handzeichnung, die im kleinen sein unermüdliches Ringen mit dem Stoffe gewahr werden läßt.

Den Übergang von den fremden oder skizzenhaften, von den gewissermaßen rein persönlichen Bildbeigaben, die den im Anfange gebotenen Lebensabriß illustrieren, zu den reifen, vollendeten Schöpfungen des Künstlers bildet das Selbstbildnis, das diesem Buche vorangestellt wurde. Das schöne Gemälde, das in der Florentiner Galerie Buonarroti bewahrt wird, vermittelt vielleicht mehr als Lorenzis Büste auf Michelangelos Grabmal (in der S. Croce-Kirche zu Florenz) das zergrübelte Antlitz des starkdenkenden Mannes, diese innige Mischung von Beobachten und Sinnen. Dies Selbstbildnis ist gerade durch die Gegenüberstellung mit einem durchaus wertvollen Werke aus anderer Hand (oder besser wohl: aus

anderem Geiste) ein schlagender Beweis dafür, wie der Meister das Wesentliche, unter der Oberfläche Schlummernde zu erfassen und herauszuziehen wußte.

Während die vorliegende Ausgabe diese die Person Michelangelos betreffenden Bilder an den Anfang der einzelnen Teile gestellt hat, sind die übrigen chronologisch geordnet über das Ganze verteilt. Die Madonna an der Treppe leitet als Jugendwerk die plastischen Werke ein, die mit der Pieta, dem David, der Maria mit dem Kinde, dem Moses und den Medicäergräbern zu den Bildern der Sixtinischen Kapelle führen. Damit liegt die gewaltige Entwicklungslinie des Meisters vor unseren Augen. Jedes dieser Bilder ist ein Markstein auf seinem Wege, und wenn es auch nicht möglich war, die Gesamtheit dieser Schöpfungen zusammenzustellen, wie es bei seinen Dichtungen geschah, weil sonst der Rahmen allzu weit gespannt worden wäre, so ist damit wenigstens der Ring geschlossen und die Möglichkeit gegeben, dem Dichter und Denker wirklich nahe zu kommen.

Anmerkungen

Ascanio Condivi gab seine Lebensbeschreibung Michelangelos drei Jahre nach der des Meisters heraus, die Giorgio Vasari veröffentlicht hatte.
Was ihn dazu bestimmte, hat er in dem Vorwort an seine Leser gesagt.
Vasari hat Condivis Biographie gründlich benutzt, ohne seinen Namen zu erwähnen.
Condivi stammte aus einer angesehenen Familie von Ripa Transone, südlich von Ancona; sein Vater hieß Latino, seine Mutter Vitangela stammte aus der geachteten Familie der Riti oder Ricci.
Vasari war nicht gut auf Condivi zu sprechen. Er spricht von ihm als von einem mittelmäßigen Künstler, dem selbst Michelangelo nicht hätte helfen können.
Condivi stand zu der vornehmen Geistlichkeit Roms in Beziehungen, er nennt den Kardinal Crispo seinen Patron, stand mit Kardinal Santa Croce und Maffei in Verbindung und durfte seine Biographie Michelangelos Papst Julius III. widmen.
Er heiratete ein Mädchen aus der mit Michelangelo befreundeten Familie Caro im Jahre 1556, ging nach seiner Heimat zurück und fand bei der Überschwemmung am 10. Dezember 1574 seinen Tod.
Wir wissen von ihm sehr wenig und kennen nicht einmal sein Geburtsjahr genau.
Außer dem Leben Michelangelos hat er, obwohl er manches plante, nichts herausgegeben.
Mit Michelangelo stand er jahrelang im vertrautesten Verkehr. Darum hat seine Schrift über den Meister besondern Wert. Er ist kein Gelehrter und auch kein Schriftsteller von Bedeutung. Er nennt sich mit Recht unbeholfen, und man muß sich bei ihm durch unendliche Perioden winden. Aber schließlich liest sich seine Arbeit in ihrer Treuherzigkeit, Schlichtheit und Ehrlichkeit angenehmer als die Vasaris, der ihn vielfach wörtlich in seine Biographie Michelangelos übernahm.

Condivi wollte noch eine Schrift über die Kunstprinzipien Michelangelos, über Künstleranatomie nach der Anweisung seines Meisters und endlich eine Sammlung der Sonette und Madrigale Michelangelos herausgeben. Aber nichts dergleichen ist geschehen.
Sein Michelangelobuch ist mehrfach übersetzt worden, von Valdek, Pemsel, Adler. Für die vorliegende deutsche Ausgabe kam die Valdekſche Übertragung nebst ihren Anmerkungen in Betracht, aber auch die von Pemsel wurde zu Rate gezogen und vor allem in den Anmerkungen benutzt.
Papst Julius III., Giovanni Maria, war der Sohn des Konsistorial-Advokaten Vincenzo Ciocchi del Monte und der Christofora Saracini von Siena, aus Sansovino bei Arezzo, geboren am 10. September 1487 zu Rom, 1536 Kardinal von S. Vitale, 5. Februar 1550 Papst, gestorben am 23. März 1555.

Erstes Kapitel.

Die Daten über das Alter der Familie Buonarotti machen keine Ansprüche auf historische Richtigkeit. Aber Michelangelo mag an die Abstammung aus dem alten Geschlecht der Grafen von Canossa geglaubt haben. Aus dem Jahr 1520 haben wir einen Brief des Grafen Alessandro Canossa, adressiert an Michelangelo Buonarotti da Canossa, in dem der Graf ihn als geehrten Vetter anspricht.
Michelangelos Vater war Lodovico di Lionardo Buonarotti Simoni, seine Mutter Francesca di Neri. Sie starb schon 1481. Lodovico heiratete nochmal, und zwar Lucrezia di Antonio Ubaldini da Gagliano, die 1497 starb. Diese Ehe blieb kinderlos, aus der ersten gingen außer Michelangelo hervor sein älterer Bruder, Lionardo, Dominikanermönch, drei jüngere, Buonarotto, Mitglied der Wollweberzunft und angesehener Bürger von Florenz; Giovan Simone, der anscheinend keinen Beruf hatte, und Sigismondo, der erst das Waffenhandwerk ergriff

und dann in Settignano lebte. Michelangelos Familie wurde nur durch Buonarotto fortgepflanzt und starb 1858 aus. Das Familienhaus in Florenz, Via Ghibellina, ist eine Art Museum, von dem seinerzeit nicht unbekannten Dichter Michelangelo dem Jüngeren gegründet.
Reggio nell' Emilia die Landschaft zwischen Parma und Modena.
Mathilde von Tuscien, die bekannte Freundin Gregors VII., die 1115 die Kirche zur Erbin ihrer Besitzungen einsetzte. Der Streit um diese Güter war einer der Ausgangspunkte für den Kampf der Hohenstaufen mit den Päpsten. Dante wählte Mathilde wegen ihres Wirkens für die Kirche (Fegfeuer 28, 37 und 33, 119) als Symbol für das tätige Leben. Urban VIII. ließ ihre Gebeine nach Rom bringen und in der Peterskirche beisetzen unter einem von Bernini ausgeführten Grabmal.

Zweites Kapitel.

Die Amtsdauer eines Podestà, die nach ausdrücklichen Statuten stets aus den Nachbarstädten genommen wurden, war einjährig. Der Podestà hatte die polizeiliche Gewalt und die damit verbundene Rechtsprechung inne.
Im Palast des Podestà gibt es kein dem beschriebnen ähnliches Wappen. Ein Simone da Canossa als Podestà um 1250 ist nicht nachweisbar.

Drittes Kapitel.

Die Familie Buonarotti kommt nach Davidsohn, Geschichte von Florenz I 612, 790 unter dem Namen Bonarotta bereits im zwölften Jahrhundert in Florenz vor.
Leo X. war im Dezember 1515 in Florenz.
Michelangelos Bruder Buonarotto wurde damals mit den übrigen Prioren zum päpstlichen Pfalzgrafen ernannt und

schrieb an den Meister ausführlich über den Einzug des Papstes in die Stadt.
Das Wappen der Familie Buonarotti besteht aus zwei wagerecht geteilten, ungleichen Feldern. Das untere, größere ist blau, in der Richtung von links oben nach rechts unten schräg von zwei goldnen Balken durchzogen und nach oben von einem roten Rechen begrenzt. Zwischen den nach unten gerichteten Zinken die goldnen Lilien des florentinischen Stadtwappens. Das obere, erst später zugesetzte Feld trägt die blaue Kugel des Mediciwappens auf goldnem Grund.

Viertes Kapitel.

Chiusi und Capreſe im Caſentino, nahe der Abtei Camaldoli, eine Tagereiſe von Florenz ab. In beiden Orten war ſchon Michelangelos Großvater 1424 Podeſtà geweſen.
Condivi macht ſeine Angaben nach der ſogenannten florentiniſchen Zeitrechnung, nach der das Jahr mit dem 25. März beginnt. Nach unſerer Rechnung fällt Michelangelos Geburtstag auf den 6. März 1475.
Settignano, fünf Kilometer von Florenz, hat Michelangelo verſchiedene Male als Sommerfriſche bewohnt.
Die Miglie hat anderthalb Kilometer.

Fünftes Kapitel.

Francesco Granacci, 1469—1544, blieb ſtets in enger Beziehung zu Michelangelo. Dieſer ließ ihn auch, als er in der Siſtina malte, nach Rom kommen, um ihm zu helfen. Bilder von Granacci in der Akademie der ſchönen Künſte und in den Uffizien in Florenz „von zartem Kolorit, aber in keiner Weiſe hervorragend."
Michelangelos Lehrzeit bei Ghirlandajo dauerte drei Jahre, „um malen und ihren Beruf üben zu lernen", wofür Michel-

angelo vierundzwanzig Gulden erhielt. Am 16. April 1488 erhielt er die erste Rate mit zwei Goldgulden.
Domenico Ghirlandajo, 1449—94, malte damals auf Kosten der Familie Tornabuoni die Fresken im Chor von Santa Maria Novella, auf denen man viele Porträts zeitgenössischer Florentiner sieht. Seine Brüder kommen als Maler neben ihm nicht in Betracht. Die Angaben Condivis und auch Vasaris über Ghirlandajos Eifersucht auf Michelangelo lassen sich heute nicht mehr auf ihre Richtigkeit prüfen.

Sechstes Kapitel.

Martino d'Olandia ist der aus Colmar im Elsaß gebürtige Maler Martin Schongauer, der bedeutendste deutsche Stecher vor Dürer. Der heilige Antonius Schongauers ist noch mehrfach vorhanden: die den Heiligen packenden Dämonen sind zum Teil mit Fischleibern, einer auch mit einem Fischkopf dargestellt.

Siebentes Kapitel.

Der Garten der Mediceer bei San Marco erhielt bereits von Cosimo dem Älteren antike Bildwerke. Später vereinigte hier Lorenzo il Magnifico seine Altertümer, die er unter die Hut des Donatelloschülers Bertoldo stellte. Die Sammlung blieb bis zur ersten Vertreibung der Mediceer, 1494, wo sie beschlagnahmt und verkauft, manches aus ihr auch von König Karl VIII. nach Frankreich genommen ward. 1512 kam das meiste an die Mediceer zurück. Heute ist es in die öffentlichen Sammlungen von Florenz verteilt. Unter Lorenzo war das Casino Mediceo ein einfaches Kasino mit einem großen Garten. Großherzog Franz I. ließ den Garten durch Buontalenti überbauen.
Für die Bibliothek und deren Einrichtung fertigte Michelangelo später im Auftrag des Kardinals Giulio Medici, später Clemens VII., Entwürfe und führte sie zum Teil aus.

Auch die von Vasari und Ammanati 1571 angelegte Treppe beruht auf seinen Angaben. Die Bibliothek hat gegen zehntausend wertvolle Handschriften, die in Pultschränken aufbewahrt werden, deren Zeichnung und Anordnung von Michelangelo herrührt.

Achtes Kapitel.

Lorenzo de Medicis Stellung war nur die des Hauptes der einflußreichsten Familie der Stadt, in Wirklichkeit war er Herr. Aber erst sein Urenkel Alessandro nahm 1532 mit Zustimmung Karls V. den Herzogstitel an.
Man sieht noch in den Uffizien die ehemals den Medici gehörigen Gemmen und Kameen.

Neuntes Kapitel.

Den Posten beim Zollamt verlor Lodovico Buonarotti 1494 bei Vertreibung der Medici, erhielt ihn aber 1512 zurück.
Angelo Poliziano, 1454—94, aus Montepulciano, Lehrer im Haus des Lorenzo il Magnifico, verfaßte viele dichterische Werke in lateinischer und italienischer Sprache. Einem seiner Festgedichte entnahm Botticelli die Anregung zu zwei seiner berühmtesten Gemälde, Frühling und Geburt der Venus.
Der Zentaurenkampf beruht auf der altgriechischen Sage, daß, als der Lapithe Peirithoos zu seiner Hochzeit mit Hippodamia oder Deidamia die Zentauren und viele hellenische Helden geladen hatte, der trunkene Zentaur Eryrion die Braut entführen wollte, aber von Theseus daran gehindert wurde. Gleichzeitig stürzten sich die andern Zentauren auf die übrigen Frauen, wurden aber von den Lapithen und den Hellenen nach furchtbarem Kampf besiegt.
Michelangelos diesen Gegenstand behandelndes Basrelief befand sich schon zu Vasaris Zeit in der Casa Buonarotti in Florenz. — Die Spanne gleich zwei Dezimeter.

Zehntes Kapitel.

Lorenzo il Magnifico starb am 8. April 1492, er war verheiratet mit Clarice Orsini, gestorben 1488, und hinterließ drei Söhne: Piero, geboren 1471, der ihm nachfolgte, 1494 aus Florenz vertrieben wurde und auf der Flucht nach einem unglücklichen Treffen der französischen Armee, der er sich bei dem Feldzug Ludwig XII. gegen Neapel angeschlossen hatte, am 28. Dezember 1503 seinen Tod in dem Fluß Garigliano fand. Er war mit Alfonsina Orsini verheiratet und wurde in Montecassino begraben.

Die andern beiden Söhne Lorenzos waren Giovanni, später Papst Leo X. (1475—1521) und Giuliano, Herzog von Nemours (1479—1516).

Der Herkules Michelangelos stand bis 1530 im Palast Strozzi, dann kaufte ihn der Agent Franz' I. von dem Verwalter Filippo Strozzis, Agostino Dini; die Statue kam nach Frankreich, ist bis 1642 nachweisbar in Fontainebleau und seitdem verschollen.

Santo Spirito, am linken Arnoufer, 1487 nach Brunelleschis Plan beendet, bekannt durch ihre zahlreichen Altarbilder aus dem Quattrocento.

Das Kruzifix befand sich Ende des achtzehnten Jahrhunderts in dem zu San Spirito gehörenden Kloster der Eremitaner, nach dessen Aufhebung zur Zeit der Franzosenherrschaft es verschwand und verschollen blieb.

Über Michelangelos Vorliebe für Anatomie vergleiche auch das zweiundfünfzigste Kapitel. Nahe der Kirche Santo Spirito war das Spital im Oratorio S. Bastiano de' Bini.

Elftes Kapitel.

Kardinal Giovanni, der spätere Papst Leo X., von Anfang für die kirchliche Laufbahn bestimmt, seit 1489 Kardinal in petto, empfing er den roten Hut als Siebzehnjähriger.

Giuliano de' Medici, der jüngste Sohn des Magnifico, von feiner Bildung und allgemeiner Beliebtheit, heiratete eine

Tante Franz I. von Frankreich. Leo X. erhoffte für ihn den Thron von Neapel, aber Giuliano starb bereits im Alter von sechsunddreißig Jahren.
Die Villa Careggi, vier Kilometer nördlich von Florenz, wurde unter Cosimo dem Älteren von Michelozzo erbaut. Cosimo und auch Lorenzo starben hier. Die platonische Akademie der Medici versammelte sich hier.
Bibbiena, der bekannte Verfasser der Komödie Calandra. Bernardo Dovizio aus Bibbiena im Casentino (1470—1520), begraben in Araceli, war erst Sekretär Lorenzos, dann des Kardinals Giovanni, der ihn als Leo X. zum Kardinal von S. Maria in Portico und apostolischen Protonotar erhob, mit wichtigen Stellungen betraute und 1518 als Gesandten nach Frankreich schickte. Bibbienas Beziehungen zu Rafael, dem er seine Nichte Maria verheiraten wollte, sind bekannt. Rafael malte für ihn im Vatikan ein Badezimmer, Rafaels Porträt von Bibbiena im Prado von Madrid, eine Kopie im Palast Pitti in Florenz.

Zwölftes Kapitel.

Die Bentivogli, seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die erste Familie in Bologna, wollten von der Geliebten König Enzios, Sohns des Hohenstaufen Friedrich II., den die Bologneser zweiundzwanzig Jahre in Haft hielten, abstammen, von Lucia Viadagoli. Giovanni II. Bentivoglio (1442—1506), vermählt mit der tapfern Ginevra Sforza, regierte die Stadt vierundvierzig Jahre, bis ihn Papst Julius II. 1506 vertrieb; er starb, Gönner und Freund der Künstler und Gelehrten wie Lorenzo Medici, 1508 in Mailand. Die Bentivogli kamen nur noch einmal 1511 auf kurze Zeit nach Bologna zurück, das dann dem Kirchenstaat einverleibt wurde.
Nach den Urkunden im staatlichen Archiv zu Bologna bestand zur Zeit des Giovan Bentivogli eine sehr strenge Fremdenpolizei.

Ein Bolognino war gleich 1,6 Lire heutiger Währung.
Die Aldrovandi, eine altbolognesische Familie, deren Palast nahe der Kirche San Gregorio lag. Gianfrancesco Aldrovandi war als Podestà in Lucca und Florenz gewesen und wurde von Julius II. als Gesandter nach Florenz und Ferrara geschickt.
Die Vertreibung der Medici erfolgte 1494 durch den mit Lodovico Sforza verbündeten Franzosenkönig Karl VIII. Am 17. November dieses Jahres zog Carl in Florenz ein und wohnte im Palast der Medici (Palazzo Riccardi). Die Leitung der Stadt Florenz übernahm auf Lebenszeit der Gonfalonier Pietro Soderini.
Die Rossi, angeblich aus Parma oder Florenz im dreizehnten Jahrhundert nach Bologna eingewandert. Ihr Palast in der Via de' Toschi.

Dreizehntes Kapitel.

Die Arca di San Domenico, der Marmorsarg des 1221 in Bologna verstorbenen heiligen Dominikus in der Kirche gleichen Namens, eins der bedeutendsten Kunstwerke des Mittelalters, erhielt ihre Reliefs durch Niccolo Pisano und dessen Schüler, der spätere Schmuck stammt von dem Meister Niccolo aus Bari, der dann den Beinamen dell' Arca erhielt und unmittelbar vor Michelangelos Ankunft in Bologna starb.
Ein Dukaten gleich zehn Mark, aber das Geldstück hatte damals die dreifache Kaufkraft von heute.
Michelangelos Arbeit an der Arca, das Gewand des heiligen Petronius und der rechtskniende Engel, noch vorhanden. Aber der auch von ihm gefertigte heilige Proculus ist nicht mehr da.

Vierzehntes Kapitel.

Lorenzo, Sohn des Piero Francesco Medici aus der von einem Bruder Cosimos stammenden Seitenlinie der Medici, die bei der Vertreibung der Hauptlinie längere Zeit den Namen

Medici mit dem der Popolani vertauschte. Aus ihr stammten nach Aussterben der männlichen Hauptlinie die Großherzöge von Florenz.
Der kleine Johannes, lange verschollen, 1874 in Pisa entdeckt, kam 1880 in das Berliner Museum, seine Echtheit ist nicht unbestritten.
Der Kardinal von San Giorgio, Rafael Riario, von Rafael auf der Messe von Bolsena porträtiert, Erbauer des jetzt Cancelleria genannten Palastes am Campo de' Fiori in Rom. Bei der Verschwörung der Pazzi 1478 las er die Messe im Florentiner Dom, während der meuchlerische Angriff auf die Medici, Lorenzo und Giuliano, erfolgte, dem der letztere zum Opfer fiel. Seine Beteiligung an einer Kardinalsverschwörung gegen Leo X. 1517 kostete ihm hundertfünfzigtausend Dukaten Buße und die Verpflichtung, seinen Palast der Kirche nach seinem Tode zu geben. Er ging in freiwillige Verbannung nach Neapel, wo er schon 1521 starb.

Fünfzehntes Kapitel.

Riario wohnte damals noch in seinem alten Palast bei Sant' Apollinare.
Der Herzog Valentino ist Cesare Borgia, Sohn Alexanders VI., der ursprünglich die geistliche Laufbahn einschlug, dann in den Laienstand zurücktrat und von Ludwig XII. den Titel eines Herzogs von Valence erhielt. Schon vorher aber als Erzbischof von Valencia hieß er Kardinal Valentino.
Der Liebesgott Michelangelos kam aus dem Besitz des Kardinals Riario in den Cesare Borgias, der ihn dem Herzog von Urbino schenkte. Darauf besaß ihn Isabelle d'Este, Markgräfin von Mantua, die darüber an ihren Gatten Francesco Gonzaga schrieb: „Als modernes Werk hat er nicht seinesgleichen." Isabella, vielleicht die interessanteste Frau der italienischen Renaissance, war als Schwester Herzog Alfonsos I. von Ferrara Schwägerin der Lucrezia Borgia und die Mutter der

durch Tizians Bilder bekannten Herzogin Eleonore von Urbino. Sie sammelte mit großem Eifer und Verständnis Bücher und Kunstwerke und stand mit den ersten Männern der Zeit in Verkehr.
In Mantua befand sich Michelangelos Statue noch 1573, damals sah ihn noch der bekannte de Thou. Später ist das Werk verschollen.
Jacopo Galli hatte in Rom ein Bankgeschäft. Er vermittelte öfter für Michelangelo Aufträge.
Die Bacchusstatue, die den mächtigen Einfluß der Antike auf Michelangelo in dieser Zeit zeigt, vor allem in dem von Jakob Burckhardt bemerkten Bestreben auf vollkommene Durchbildung des nackten Körpers vielleicht die erste Statue dieser Art der neueren Kunst, steht heute im Nationalmuseum in Florenz.
Der für Galli gearbeitete Cupido kam von Florenz nach Rom, blieb lange in den Gärten von Valfonda, dem Eigentum der Familie Riccardi, später des Marchese Giuseppe Strozzi, der das Werk an Gigli verkaufte, von dem es in das Klusingtonmuseum in London kam.

Sechzehntes Kapitel.

Condivi und auch Vasari befinden sich über den Besteller der Pieta im Irrtum. Der Kardinal von Saint Denis und der Kardinal von Rouen sind zwei verschiedene Personen. Besteller der Pieta war der Kardinal di San Dionigi, Jean de Villiers de la Grolaye, Abt von Saint Denis, Gesandter Karls VIII. von Frankreich bei Papst Alexander, von diesem zum Kardinal von Santa Sabina gemacht. Er starb 1499 in Rom und wurde in der sogenannten Kapelle der Könige von Frankreich, Santa Petronilla, beigesetzt. Die Pieta sollte sein Grabmal schmücken.
Die Kirche Madonna della Febbre diente seit Julius II. als Sakristei der Peterskirche. Hier blieb die Pieta bis 1749, wo die „alte Sakristei" abgerissen wurde. Das Werk kam in die

Peterskirche, in die Kapelle der Kanoniker. Die Pieta gehört zu den wenigen Werken, denen Michelangelo seinen Namen eingrub, um seine Autorschaft den Mailändern gegenüber zu wahren, die sie dem Gobbo (Christoforo Solari aus Mailand) zuschrieben.

Siebzehntes Kapitel.

Der Gigant ist der marmorne David, der auf dem von Cronaco und Antonio da San Gallo entworfenen Postament vor dem Palazzo della Signoria aufgestellt wurde. Für die Loggia dei Lanzi erschien er zu groß. So stellte man ihn, auch nach dem Wunsch Michelangelos, auf dem Platz auf, den er bis 1873 innehatte. Gleich anfangs nach seiner Fertigstellung, 1504, wurde über den Ort lebhaft debattiert, wo er aufgestellt werden sollte. Im Freien wollte man ihn nicht aufstellen wegen des Witterungseinflusses und der Gefahr einer Beschädigung. Man tat es dann aber doch. Bei einem um den Signoriapalast tobenden Aufstand 1527 wurde der erhobene linke Arm des Werkes durch eine aus einem obern Stockwerk geworfene schwere Bank in Stücke geschlagen, die Herzog Cosimo I. 1543 wieder ansetzen ließ. Im Jahre 1873 ward die Statue in den dafür gebauten Kuppelsaal der Akademie der schönen Künste überführt, nachdem sich bereits an ihr die Unbilden der Witterung bemerkbar gemacht hatten. Zugleich aber wurde eine Bronzekopie des David am Piazzale Michelangelo unweit S. Minialo aufgestellt. Wo erst der David stand, hatte die Judith des Donatello ihren Platz gehabt, die dann in die Loggia dei Lanzi kam. Am 14. Mai begann die Übertragung des David von der Bauhütte des Doms bis zum Palazzo della Signoria, die vier Tage beanspruchte. Die Aufstellung selbst wurde erst am 8. September fertig.

Santa Maria del Fiore seit 1412 amtliche Bezeichnung für den Dom, der vorher Santa Reparata hieß.

Der Marmorblock war 1464 durch den Bildhauer Agostino d'Antonio di Duccio oder Guccio nach Florenz gekommen, einen Meister, von dem wir in Modena und Perugia treffliche Reliefs haben.
Andrea dal Monte a Sansovino, eigentlich Andrea Contucci, geboren 1460 in Monte Sansovino bei Arezzo, gestorben in Rom 1529, wohin er 1509 kam, um für die Kardinäle Ascanio Maria Sforza und Girolamo Basso della Rovere in S. Maria del Popolo Grabmäler auszuführen. Sein bekanntestes Werk ist Sant' Anna in San Agostino in Rom. Leo X. übertrug ihm die Ausschmückung der Casa Santa in Loretto.

Achtzehntes Kapitel.

Das nach Frankreich bestimmte Werk war eine freie Nachbildung des David von Donatello, die für Pierre Rohan, Marschall von Gié, von Florenz bestimmt war. Da der Marschall aber nach Vollendung des Werkes bei seinem König Ludwig XII. in Ungnade gefallen war, schenkte Florenz das Werk dem Schatzmeister des Königs, Florimont Robertet, der es in seinem Schloß Bury bei Blois aufstellte. Es ward 1502 bestellt und war 1508 im Guß fertig. Das Werk ist verschollen.
Donatello, eigentlich Donato di Betto Bardi (1384—1466), berühmt durch seine Statuen an der Kirche Or San Michele, der heilige Georg, die Reliefs der Domkanzel, Judith und David.
Donatellos David, heute im Nationalmuseum, früher in der Loggia dei Lanzi, befand sich zu Condivis Zeiten in der Mitte des Hofes des Palazzo della Signoria. Er ist in die Zeit des Florentiner Aufenthalts des Künstlers vor 1434 zu setzen.
Die Madonna mit dem Jesuskind ist in Marmor, nicht in Bronze ausgeführt. Sie steht in der Liebfrauenkirche zu Brügge auf dem Altar der Kapelle des heiligen Sakraments; Pierre Mouscron, „Licentié de droit et Greffier", schenkte

ſie der Kirche, in der ſie Albrecht Dürer 1520 auf ſeiner niederländiſchen Reiſe ſah.
Die Madonna für Angelo Doni heute in der Tribuna in Florenz. Die Doni — Angelo und ſeine Frau, eine Strozzi, waren mit Rafael befreundet, der ſie malte (heute in der Galerie Pitti) — waren bekannt durch ihre lebhaften Beziehungen zu den zeitgenöſſiſchen Künſtlern.

Neunzehntes Kapitel.

Julius II., 1503—1513, Neffe Sixtus' IV., die bedeutendſte Perſönlichkeit unter den Päpſten der Renaiſſance, der Gründer des Kirchenſtaates. Unter ihm arbeitete Bramante, Rafael und Michelangelo. Die Berufung des letzteren erfolgte 1506. Michelangelo war ſehr oft in Carrara.
Die Salviati gleich den Medici ein vornehmes Kaufmannsgeſchlecht, aber ihre Gegner. Francesco Salviati, Erzbiſchof in Piſa, war die Seele der Verſchwörung von 1478. Später waren ſie eng mit den Medici verbunden: Lucrezia, Leos X. Schweſter, heiratete Jacopo Salviati, ihre Tochter Maria, mit Giovanni delle Bande Nere verheiratet, wurde durch ihren Sohn Coſimo I. die Stammutter des großherzoglichen Hauſes. Jacopos Sohn wurde von Leo X. zum Kardinal von San Cosmo e Damiano erhoben und geriet als Vorſteher der Baukommiſſion von Sankt Peter 1551 mit Michelangelo aneinander.
Mit den Worten, Michelangelo habe es den Alten gleichtun wollen, ſpielt Condivi auf den Plan des zur Zeit Alexanders des Großen lebenden Bildhauers Deinokrates an, den Berg Athos zu einem Koloß umzuformen, der auf ſeiner ausgeſtreckten Hand eine Stadt halten ſollte.
Ripa der römiſche Tiberhafen beim Aventin.
Kirche und Kloſter von Santa Caterina lagen an der Nordoſtſeite des alten Petersplatzes und wurden bei der Erweiterung desſelben im ſiebzehnten Jahrhundert abgetragen.

Der Verbindungsgang, der seit 1500 bestehende gedeckte Verbindungsgang zwischen Vatikan und Engelsburg.

Zwanzigstes Kapitel.

Michelangelos Werkstätte lag dort, wo jetzt der Palazzo Accoramboni steht. Seine spätere Wohnung nahe dem Trajansforum, am Macello dei Corvi, gegenüber oder neben der Lorettokirche.
Bramante, eigentlich Donato di Angelo (1444—1514), baute erst unter Lodovico il Moro in Mailand, vor allem Kirchen. Dann kam er 1499 nach dem Sturz des Moro nach Rom, wo Rafael Riario und Adrian von Corneto ihn beschäftigten. Damals entstand auch sein Tempietto bei San Pietro in Montorio. Julius II. ließ ihn nach seinen Plänen 1506 den Bau der neuen Peterskirche beginnen. Auch das Belvedere des Vatikans in seiner heutigen Gestalt ist auf ihn zurückzuführen. Die Vorwürfe, er arbeite nicht sorgfältig genug, waren begründet und wurden mehrfach ausgesprochen. Bramantes Neigung zu einem glänzenden Leben betont auch Vasari. Noch zu Lebzeiten Bramantes wurde zum Baumeister der Peterskirche Giuliano da San Gallo ernannt, dem Fra Giocondo und Rafael folgten. Michelangelo, der Bramante als großen Architekten hoch schätzte, wenn er auch mit ihm öfter zusammengeriet, griff auf Bramantes Grundidee beim Bau zurück.
An dem Kloster von San Pietro in Vincoli hat Bramante nicht gebaut.
Die zwei Gefangnen sind heute im Louvre.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Alten kennen sieben freie Künste: Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Dialektik und Rhetorik.

Die alte Peterskirche war angeblich 324 geweiht.

Nikolaus V., 1447—1455, Sohn des Chirurgen Parentucelli aus Sarzana bei Spezzia, war als Hauslehrer in großen Florentiner Familien tätig, wurde unter Eugen IV. Kardinal und ward als Papst berühmt durch seine Förderung der Wissenschaften und Künste. Er begann in größtem Maßstab mit der Sammlung von Handschriften. Er hatte großartige Pläne zum Umbau der Peterskirche und des Vatikans, überhaupt der Leostadt, aber sie wurden nur zum kleinsten Teil verwirklicht. Er begann den Neubau von Sankt Peter. und zwar mit dem Bau der Tribuna durch den Architekten Bernardo Rossellino. Bei Nikolaus' Tod waren die Mauern der Tribuna vier bis fünf Fuß über den Boden gestiegen. Der Bau blieb so liegen bis zur Zeit Julius' II., der Bramante zur Fortführung des Neubaus berief, wozu der Anlaß war, daß in Sankt Peter das Grabmal des Papstes errichtet werden sollte. Am 18. April 1506, nach fünfzigjähriger Unterbrechung, wurde der erste Stein des neuen Gebäudes zu dem Pfeiler der Kuppel gelegt, auf dem die Statue der heiligen Veronica steht. Bramante ging bei dem Grundriß von der Form eines griechischen Kreuzes aus, mit einer riesigen, die Vierung krönenden Kuppel. Bis zu seinem Tod brachte er nicht nur die vier Pfeiler fertig, auf denen sich die Bogen, die die Kuppel tragen, erheben, sondern auch den Anfang zu den Tribunen des Mittelschiffs und des südlichen Querschiffs. Der Ort, wo Michelangelo das Grabmal aufgerichtet wissen wollte, war die Stelle, die in den nach Bernardo Rossellino bereits aufgeführten Umfassungsmauern die Tribuna bereits einnahm. Auf ihnen sollte das Grab Julius' II. fundiert werden. Rafael wählte nach Bramantes Tod die Form des lateinischen Kreuzes, Baldassare Peruzzi, sein Nachfolger, wieder das griechische, San Gallo nochmals das lateinische Kreuz, Michelangelo endlich ging auf Bramante

zurück. Aber wenn auch nach seinen Angaben, die für den Kuppelbau durchaus maßgebend blieben, bis ins siebzehnte Jahrhundert fortgebaut wurde, gelang es doch unter Paul V. (1605—1621), dessen Name auf dem Giebel der Peterskirche als Vollender des Baus steht, dem Architekten Maderna, die Form des lateinischen Kreuzes endgültig durchzuführen. So ist also nicht, wie Bramante und Michelangelo wollten, die Stellung der Kuppel eine zentrale.
Giuliano da San Gallo (1445—1516), seit 1485 zeitweise als Dombaumeister in Florenz beschäftigt. Er hatte für die Rovere Paläste in Genua und Savona und in Rom bei San Pietro in Vincoli gebaut. Er verließ 1507 Rom vorübergehend aus Verstimmung, daß Bramantes Entwurf für die Peterskirche mehr Beifall gefunden als der seine.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die zweite Stunde der Nacht ist abends zwischen zehn und elf Uhr.
Poggibonzi, zwischen Empoli und Siena, zweihundertdreißig Kilometer von Rom, achtundsechzig Kilometer von Florenz.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Pietro Soderini, Gegner der Medici, nach ihrer Vertreibung Gonfaloniere der Stadt auf Lebenszeit. Als Julius' II. Feldherr Raimund von Cordona die Florentiner geschlagen hatte, kehrten die Medici 1512 zurück. Piero Soderini flüchtete nach Ragusa, ward aber von Leo X. nach Rom geladen, wohin er auch kam, wo er ruhig bis zu seinem Tod 1522 lebte und in San Maria del Popolo begraben ist.
Der große Ratssaal im Palazzo vecchio nimmt fast die Hälfte zweier Stockwerke ein, hat etwa eintausendzweihundert Quadratmeter und wurde 1495 nach Vertreibung der Medici für die Versammlung des Großen Bürgerausschusses, den Großen Rat,

eingerichtet. Er diente auch in den Jahren 1865 bis 1871 den Sitzungen des italienischen Parlaments.
Die hier erwähnte Überbrückung der Dardanellen ist wohl der älteste derartige Versuch in neuerer Zeit. Michelangelo beschäftigte sich gern mit solchen Projekten; bei seinem Aufenthalt in Venedig kam er auf den Gedanken, den Kanal der Giudecca zu überbrücken.
Der Karton (vergleiche den am Schluß der Lebensbeschreibung Condivis mitgeteilten Abschnitt aus Varchis Leichenrede) ging in den Wirren des Jahres 1512 zugrunde. Benvenuto Cellini schätzte ihn höher als Michelangelos Malereien in der Sistina. Wir kennen ihn nur aus zeitgenössischen Nachbildungen einzelner Teile, aus den Stichen Marc Antons und Agostinos Veneziano. Einzelne Stücke des Originals kamen an die Strozzi, die Verhandlungen über ihren Ankauf durch den Großherzog von Toskana 1575 zerschlugen sich. Daß der Karton durch Bandinelli aus Neid zerstört worden, ist eine unbewiesene Behauptung Vasaris. Auch Lionardo da Vincis Karton ging verloren und ist nur in einer Zeichnung von Rubens und einem danach von Edelink hergestellten Stich erhalten.
Im Kloster Santa Maria Novella stiegen gewöhnlich die Päpste ab. Hier hatten Martin V. und Eugen IV. längere Zeit gewohnt.
Julius II. zog unter festlichem Gepränge am 11. November 1506 in Bologna ein, wo er bis zum 22. Februar 1507 blieb. Auf die Einnahme der Stadt ließ er eine Münze schlagen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Palast der Sechzehner in Bologna, 1290 neben San Petronio erbaut, ist heute der Palazzo Municipale.
Der Kardinal Soderini, Francesco, 1453—1524, ist ein Bruder des Gonfaloniere Piero, wurde unter Alexander VI. Kardinal und war gleich Piero Anhänger der Franzosen. Auch er war

an der Kardinalsverschwörung gegen Leo X., dessen Wahl er unterstützt hatte, beteiligt und mußte sich mit einer hohen Geldsumme von harter Strafe loskaufen. Eine Verschwörung gegen das Leben des Kardinals Giulio de' Medici brachte ihn ins Gefängnis der Engelsburg. Die Papstwahl nach Hadrians Tod, an der er teilnahm, brachte seinem Todfeind Clemens VII. die Krone.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Juliusstatue wurden die Schlüssel Petri in die linke Hand gegeben.

Der Aufstand in Bologna, der die Bentivogli 1511 zurückführte, hatte die Zertrümmerung einer Bildsäule des Papstes von vergoldetem Holz zur Folge, die vor dem Domportal stand. Michelangelos Werk, das fünftausend Goldgulden gekostet hatte, ward am 30. Dezember dieses Jahres zerstört, als die Stadt wieder von päpstlichen und spanischen Truppen eingeschlossen wurde. Die Trümmer bekam Herzog Alfonso I. von Ferrara, der dafür Geschütze hergab und aus dem Erz eine große Feldschlange gießen ließ, die er „Giulia" zum Spott taufte. Der angeblich sechshundert Pfund schwere Kopf der Statue wurde gerettet und kam in das Museum nach Ferrara, woraus er später verschwand.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sixtus IV. (1471—84), Francesco della Rovere, Sohn armer Eltern aus der Umgebung von Savona, ward Franziskaner, Ordensgeneral, unter Paul II. Kardinal und mit siebenundfünfzig Jahren Papst. Er protegierte seine Verwandten, Riario und Rovere, in unerhörter Weise, war fortwährend in politischen Verwicklungen und kriegerischen Streitigkeiten begriffen. Rom verdankt ihm viel. Er baute den Ponte Sisto, das Spital S. Spirito, erweiterte die mittelalterlich engen Straßen und förderte eifrig die vatikanische Bibliothek. Die nach ihm benannte Sixtinische

Kapelle ließ er 1473 durch den Florentiner Giovanni de' Dolzi erbauen und durch berühmte Künstler ausmalen. Julius II. nahm die durch den Tod des Papstes unterbrochenen Arbeiten wieder auf. Michelangelo begann sein Werk im Mai 1507. Julius II. wurde wie Sixtus IV. in der Kapelle begraben. Paul III. ließ beide Gräber abtragen und in die Kapelle des Sakraments nach S. Peter bringen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Condivische Beschreibung der Decke der Sixtinischen Kapelle ist nicht recht verständlich ohne Plan des Gewölbes.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Säulen, mit denen Bramante so unbarmherzig umging, waren die zwölf antiken, die die Decke der alten Basilika trugen.
Michelangelo hatte in der Sistina sich von andern Meistern unterstützen lassen wollen, aber er hatte kein Glück damit und entließ sie rasch wieder. Untergeordnete Hilfskräfte sind aber nach genauen örtlichen Untersuchungen nicht zu verkennen. Michelangelo begann mit der Arbeit 10. Mai 1508; zu Himmelfahrt Mariä, 15. August 1511, wurde die erste Hälfte des Werks aufgedeckt, das dann — Michelangelo begann mit der zweiten Hälfte Februar 1511 — Oktober 1512 beendet und Allerheiligen aufgedeckt wurde.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Michelangelos Gemälde bedecken hundert Quadratmeter; die Sistina ist vierzigundeinhalb Meter lang und vierzehn Meter breit.
Michelangelo war in späteren Jahren augenleidend. Wir haben Augenrezepte von ihm aus dem „Buch über die Augen von Petrus Hispanus".

Julius II. starb, neunundsechzig Jahre alt, am 21. Februar. Der Kardinal Santi Quattro, damals noch Protonotar, war Lorenzo Pucci (1458—1531), der von Leo X. den roten Hut erhielt. Er war ein tüchtiger Finanzmann, reich und habsüchtig. — Der Kardinal von Agen war Leonardo Grosso della Rovere, Bischof von Agen, seit 1505 Kardinal.

Die üble Nachrede gewisser Leute bezieht sich vor allem auf Pietro Aretino (1492—1556), den berüchtigten Pamphletisten, der, da es Michelangelo verschmähte, sich mit ihm gleich andern Künstlern abzufinden durch Spenden von Arbeiten eigner Hand, ihn in der frechsten Weise als Menschen und Künstler angriff.

Bernardo Bini di Piero war Depositar bei Leo X. und andern Päpsten. Bei Leos Tod hatte das Bankhaus Bini an ihn eine Forderung von zweihunderttausend Dukaten und galt dadurch für halb ruiniert. Bernardo Bini hat die alte Kirche San Bastiano und das mit ihr verbundene, als Spital dienende Oratorium mit neuer Fassade und Bilderschmuck versehen, so daß sie nach ihm San Bastiano de' Bini heißt.

Leo X. war nur acht Jahre Papst, starb 1521, kaum sechsundvierzig Jahre alt. Er ist nur der glückliche Erbe Julius' II. Er war ein Genußmensch von feiner Bildung, für den das Geld keinen Wert hatte. Als Papst trieb er Mediceische Hauspolitik. Die Namen Rafael und Luther kennzeichnen seine Regierung in gewisser Beziehung durchaus.

San Lorenzo, die Grabkirche der Medici, 393 durch den heiligen Ambrosius geweiht, wurde nach einem Brand im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts neu gebaut, erst auf Kosten des Giovanni di Bicci de' Medici, der die Fertigstellung der sogenannten alten Sakristei erlebte, dann auf Kosten Cosimos nach Brunelleschis Plänen. Mit der Herstellung der Fassade von San Lorenzo beschäftigte sich Leo bald nach seinem Regierungsantritt. Verschiedene bekannte

Architekten wurden mit Anfertigung von Entwürfen beauftragt, der Michelangelos fand den Beifall des Papstes.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Pietra Santa, zwischen Carrara und Pisa, hat in dem vier Kilometer entfernten Serravezza noch heute bedeutende Marmorbrüche.
Carrara gehörte dem Marchese Alberigo Malespina.
Wohin die vier Säulen kamen, weiß man nicht. Die nach Florenz gebrachte soll dort auf dem Platz vor San Lorenzo eingegraben sein.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Leo X. starb 1. Dezember 1521.
Hadrian VI., Sohn des Utrechter Schiffszimmermanns Dedel, Lehrer und Vertrauter Karls V., Papst vom 9. Januar 1522 bis 14. September 1523, kirchlich streng, von lauterer Gesinnung, allem „heidnischen" Wesen in Wissenschaft und Kunst abhold. Er ist der letzte nichtitalienische Papst, begraben in Santa Maria dell' Anima, wo ihm sein Landsmann Kardinal Enkevordt nach Peruzzis Entwurf das schöne Denkmal errichten ließ mit der Inschrift: „O Schmerz! Wieviel macht es doch aus, in welche Zeit die Tüchtigkeit auch des besten Mannes fällt!"
Clemens VII. (1523—34) Giulio Medici, illegitimer Sohn des bei der Pazziverschwörung getöteten Giuliano, 1513 Kardinal. Ihm dankt Rom die grauenhafte Plünderung 1527 durch die Kaiserlichen. Als er sich mit Karl V. aussöhnte, half der Kaiser zur Restauration der Medici in Florenz. Als Kardinal erbaute er nach Rafaels Plänen die spätere Villa Madama am Monte Mario; Machiavell verfaßte in seinem Auftrag seine florentinische Geschichte. Als Papst kommt er für künstlerische oder wissenschaftliche Großtaten nicht in Betracht.
Francesco Maria della Rovere (1490—1538), Neffe Julius' II.,

vermählt mit Eleonora Gonzaga, seit 1508 Herzog von Urbino. Leo X. vertrieb ihn 1518, um Urbino seinem Neffen Lorenzo zu gewinnen. Erst 1522 kam er wieder in den Besitz seines Landes. Beim Sacco di Roma 1527 rächte er sich an den Medici, indem er dem Papst Clemens VII. keine Hilfe brachte. Tizian hat Francesco Maria und seine Gattin öfter gemalt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Medici wurden am 17. Mai 1527 vertrieben.
Michelangelo wurde am 22. April 1529 governatore et proveditore sopra la fortification delle mura. Die von ihm errichteten Festungslinien umfaßten die Kirchen San Francesco und San Miniato und das umliegende Gebiet. Seine Befestigungen heute nicht mehr sichtbar, da Cosimo I. durch seinen Militärarchitekten San Marino Befestigungen an der Stelle anlegen ließ, wo sie Michelangelo 1529—30 baute.
Der Mann, der den Kopf verlor, war Baldassare Carducci, damals Gonfaloniere di Giustizia.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Michelangelo floh am 21. September 1529, von Rinaldo Corsini, dem Goldschmied Pilato und Antonio Mini begleitet, nach Venedig. Er wurde mit dem Verlust seines Gehalts und dreijähriger Entziehung seiner politischen Bürgerrechte bestraft. Am 30. September wurde er in Florenz als Verräter erklärt, am 20. Oktober erhielt er einen Geleitsbrief zur Rückkehr. Ende November arbeitete er wieder an der Befestigung von San Miniato.
Die Übergabe von Florenz an die verbündeten kaiserlich-päpstlichen Truppen unter Ferrante Gonzaga erfolgte am 12. August 1530. Michelangelo verbarg sich im Haus eines Freundes. — Am 11. November und 11. Dezember dieses Jahres gab Clemens VII. die Weisungen an Giovanni Batista Figiovanni,

Prior von San Lorenzo, daß Michelangelo die übliche Provision von fünfzig Skudi monatlich zur Fortführung der Arbeiten in der Sakristei von San Lorenzo erhalten sollte. Am 29. September 1531 hatte Michelangelo bereits die beiden weiblichen Figuren der Mediceergräber beendet und die zwei männlichen begonnen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Es waren anfangs vier Grabmäler für die Kapelle geplant, nicht nur für die jüngern Medici, sondern auch für Lorenzo il Magnifico und Giuliano. Das Ganze war als nach vier Seiten freistehender Aufbau gedacht. Nach späterem Entwurf wurde die paarweise Zusammenlegung der Denkmäler geplant. Man dachte auch an die Errichtung der Denkmäler für die beiden Mediceerpäpste. Endlich wurden die zwei Grabmäler für die jüngern Medici an die beiden Seitenwände postiert. Die dritte Wand wird durch einen einfachen Marmoraltar, die Eingangswand durch die später genannte Madonna mit den Hauspatronen der Medici, dem heiligen Cosmas und Damian, ausgefüllt.

Die Grabmäler waren für zwei Medici bestimmt, die sehr wenig in der Geschichte vorgetreten sind. Giuliano, der jüngste Sohn des Magnifico, wurde nur sechsunddreißig Jahre alt; Lorenzo, der Sohn des Piero und Enkel des Lorenzo, starb siebenundzwanzigjährig, als ihm eben Leo X. durch Vertreibung Francesco Marias aus Urbino dies Herzogtum verschafft hatte. Ihm widmete Machiavell sein Buch vom Fürsten.

Unter der Madonna waren in einem Marmorsarkophag die 1559 dorthin aus der alten Sakristei gebrachten Leichen des Lorenzo il Magnifico und seines 1478 bei der Pazziverschwörung getöteten Bruders Giuliano beigesetzt.

Alessandro Medici, erster Herzog von Florenz, natürlicher Sohn des Lorenzo, Sohn des Piero, geboren zirka 1510, durch seinen

Vetter Lorenzino 1537 ermordet, vermählt mit der natürlichen Tochter Karls V., Margarete, durch kaiserliches Dekret vom 21. Oktober 1530 Herzog von Florenz.
Die genannte Befestigung, die Herzog Alessandro durch Michelangelo bauen lassen wollte, war die Fortezza di Giovanni Battista, die 1534 Pier Francesco da Viterbo erbaute.
Alessandro Vitelli, aus der bekannten Condottierifamilie, von Città di Castello, hatte unter den beiden Mediceerpäpsten gedient und war damals Anführer der herzoglichen Truppen.
Clemens VII. starb am 25. September 1534.
In die Zeit des römischen Aufenthalts Michelangelos vor dem Tod Clemens' VII. fallen die Verhandlungen wegen Fortführung der Arbeiten für das Grab Julius' II. In dieser Zeit, April 1532, wurde die Kirche San Pietro in Vincoli als der geeignetste Ort zur Aufstellung des Grabmonuments vorgeschlagen, nachdem die Kirche Santa Maria del Popolo als ungenügend beleuchtet befunden wurde.

Vierzigstes Kapitel.

Alfonso I. Este (1486—1535), seit 1505 Herzog von Ferrara, war der dritte Gatte der Lucrezia Borgia. Er war ein gewandter Politiker und bekannt durch seine vorzügliche Artillerie. Sein Bruder Ippolito ist der Beschützer Ariosts.
Sein Sohn Ercole II. (1534—39) war mit Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, verheiratet, die für die Sache der Reformatoren, besonders Calvins, eintrat und deshalb endlich interniert wurde.
Nach dem Aussterben der echten Este unter Alfons II., 1597, wurden die Kunstschätze des Hauses nach Rom und Modena gebracht. In Modena und Reggio als kaiserlichen Lehen hielt sich die nachfolgende Bastardlinie der Este, während Ferrara durch Clemens VIII. für den Kirchenstaat eingezogen wurde.
Das Schreiben, durch das Alfonso I. seinen Diener Jacopo

Lacchi, il Pisanelli, bei Michelangelo einführt und erklärt, daß er die Bestimmung des Preises dem Künstler überlasse, ist vom 22. Oktober 1530, Venedig, datiert."

Die für den Herzog in Tempera gemalte Leda wurde Antonio Mini, dem sie Michelangelo mit einer Reihe von Zeichnungen und Kartons schenkte, und der alles 1531 nach Frankreich brachte, gestohlen und König Franz mit dem Verkauf einer Kopie betrogen. Eine alte Kopie des Bildes befindet sich in Dresden, eine andre, sehr verdorbene, in der Nationalgalerie von London. Auf diese bezieht sich wohl, was Mariette 1746 schreibt: „Das Gemälde der Leda verblieb in Fontainebleau bis zur Regierung Ludwigs XIII., wo der damalige Staatsminister Desnoyers es aus Gewissensbissen vernichten ließ. Man sagt, daß er, nachdem es erst sehr beschädigt worden war, den Befehl gegeben habe, es zu verbrennen. Aber der Befehl wurde nicht ausgeführt, und ich habe dies Bild vor sieben oder acht Jahren wieder auftauchen sehen, allerdings so beschädigt, daß an vielen Stellen nur noch die Leinwand vorhanden war. Doch trotz dieser Zerstörung erwies es sich unverkennbar als die Arbeit eines großen Meisters, und ich gestehe, daß ich von Michelangelo kein andres so gut gemaltes Bild kenne. Mir schien, als hätte der Anblick der Werke Tizians, die er in Ferrara, dem Bestimmungsort, gesehen haben mochte, ihn veranlaßt, einen besseren Farbenton als den ihm eigentümlichen anzuwenden. Wie dem auch sei, ich habe das Bild durch einen mittelmäßigen Maler restaurieren sehen. Es ist dann nach England gewandert, wo es Glück gemacht haben soll." — Eine gute, auf Holz gemalte Kopie ist im Museo Correr in Venedig.

Einundvierzigstes Kapitel.

Tomaso da Prato, Bischof von Carriata, unter Clemens VII. Datar, Vorsteher der päpstlichen Kanzleiabteilung, der die Ausfertigung der päpstlichen Gnadenakte obliegt.

Der ältere Kardinal Monte — der jüngere ist sein Neffe Giovan Maria del Monte, der spätere Julius III. — ist Antonio Ciocchi del Monte, unter Julius II. zum Kardinal erhoben.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Der Gesandte des Herzogs war der Marchese Alberigo Malaspina.
Die Hauptwand der Sistinischen Kapelle wurde erst unter Paul III. von Michelangelo ausgemalt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Paul III. Farnese (1534—50) unter Alexander VI., dessen Geliebte seine Schwester Julia war, zum Kardinal erhoben. Paul III. ließ das Jüngste Gericht in der Sistina malen, die Capella Paolina, die Peterskirche weiterbauen. Antonio da San Gallo baute den Palazzo Farnese, in dem von Michelangelo das Kranzgesims und das oberste Geschoß im Hof stammte. Unter Paul wurde die Errichtung der Gesellschaft Jesu, die Kongregation der Inquisition genehmigt und das Tridentiner Konzil berufen. Sein Enkel Octavio heiratete die Witwe Alessandros de' Medici, Margarethe von Österreich.
Aleria, an der Ostküste Korsikas in nur kurzer Entfernung von dem Stapelplatz Carraras, Avenza.
Der Kardinal von Mantua ist Ercole Gonzaga, seine Mutter die bekannte Isabella d'Este. Ercole, geboren 1505, starb 1563 als Legat bei dem Tridentinischen Konzil.
Die Statue des Papstes Julius wurde von Maso del Bosco, die andern Figuren von Rafael da Montelupo ausgeführt.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Das Grabmal Julius' II. wurde 1545 in San Pietro in Vincoli, nicht in der Peterskirche aufgestellt. Der Papst ist nach eignem Wunsch im Grabmal seines Oheims Sixtus' IV. unter dessen

von Antonio Pollaiuolo ausgeführten Erzgrabmal in der Kapelle des heiligen Sakraments in der Peterskirche beigesetzt.
Über die Allegorie des tätigen und beschaulichen Lebens ist Dantes Fegfeuer 28, 40; 31, 92; 32, 28, 82; 23, 119 zu vergleichen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Gegen Michelangelos Jüngstes Gericht erhoben die Zeitgenossen bereits und unter ihnen allerdings aus unlauterem Grunde Pietro Aretino den Vorwurf zu großer Nudität. Unter Paul III. und Julius III. nahm man aber keinen Anstoß daran. Erst unter Paul IV. wollte man das ganze Gemälde beseitigen. Es war die bekannte übermäßige kirchliche Reaktion jetzt am Ruder. Endlich beschloß man, einer Reihe von Gestalten Gewänder malen zu lassen, was Daniele da Volterra, einer der besten Künstler der Zeit und eng befreundet mit Michelangelo, tat und was ihm den Namen „Hosenmacher" eintrug.
Die Stiche des Bildes können die von Beautrizet sein. Beautrizet, ein wahrscheinlich aus Luneville gebürtiger Lothringer, der den größten Teil seines Lebens in Rom verbrachte. Eine Kopie von dessen Stich machte Niccolo della Casa. Weitere Stiche von Giulio Bonasone und Ghisi. Nach Condivis Zeit ist zu nennen Martino Rota und Ma Karlarus.
Die Stellen in Dante, auf die Condivi anspielt, sind Hölle 3, 82—130 und 5, 4—12.
Minos soll die Züge des päpstlichen Zeremonienmeisters Biagio da Cesena tragen, der sich während der Arbeit über Michelangelos Darstellung ungünstig geäußert und sie als unpassend für den heiligen Gegenstand und Ort bezeichnet hatte, was Michelangelo veranlaßt habe, ihn als Minos auf das Bild bringen. Auf die Beschwerde Biagios bei Paul III. erklärte der Papst scherzend, er könne nichts tun. Er könne nur aus dem Fegfeuer, nicht aus der Hölle lossprechen.

Das Jüngſte Gericht wurde am 25. Dezember 1541 enthüllt. Michelangelo hatte ſieben Jahre daran gearbeitet. Es erregte die größte Begeiſterung. Niccolo Martelli feierte es in einem Gedichte, das Michelangelo mit einem Dankſchreiben erwiderte. Das Gemälde, zwanzig Meter hoch, zehn Meter breit, bedeckt eine Wandfläche von mehr als zweihundert Quadratmetern.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Die nach ihrem Erbauer Paul III. genannte Capella Paolina wurde durch Antonio da San Gallo 1541 gebaut und iſt von der Siſtina durch die Scala Regia getrennt.
Die Kreuzabnahme Michelangelos befindet ſich hinter dem Hauptaltar des Doms in Florenz an der Stelle, wo einmal Adam und Eva von Baccio Bandinelli aufgeſtellt war. Michelangelo arbeitete dieſe Gruppe 1550. Blais de Vigenère ſchreibt in ſeiner Anmerkung zu Philoſtrats „Les Images“ Paris 1594: „Im Jahr 1550, als ich in Rom war, begann Michelangelo ein Kruzifix, um das zehn bis zwölf lebensgroße Perſonen dargeſtellt werden ſollten, das Ganze aus einem einzigen Stück Marmor, das ein Kapitäl einer der acht großen Säulen des Friedenstempels des Veſpaſian war, von denen man noch eine ganz und aufrecht ſieht; aber der Tod kam ihm zuvor und hinderte ihn an der Vollendung des ſchönen Werks. Nach ſeiner gewohnten Art, die höchſten Entwürfe und Pläne der Menſchen wie bei Alexander, Cäſar und vielen andern zu unterbrechen.“ Bemerkenswert iſt die Erzählung desſelben Franzoſen, er habe Michelangelo in Marmor arbeiten ſehen, trotz ſeines Alters; obwohl nicht ſehr robuſt, habe er in einer Viertelſtunde mehr vom härteſten Marmor weggehauen als drei junge Steinmetze in der dreifachen Zeit. Er hat mit ſolcher Leidenſchaft gearbeitet, daß man glauben konnte, unter der Wucht der Hiebe gehe der ganze Marmor in Stücke. — Die Gruppe kam, man weiß nicht wann, von Rom nach Florenz. 1722 ließ Großherzog Coſimo III. ſie in den Dom

übertragen. Michelangelo ſchenkte ſie bei Lebzeiten — die Fehler im Marmor verleideten ihm die ganze Arbeit — Francesco Bandini, aus deſſen Beſitz ſie in den des Tiberio kam. In Vaſaris Zeit war ſie in den Händen des Sohnes des Francesco, Pierantonio Bandini.

Der Chriſtus Michelangelos ſteht noch in Santa Maria Sopra Minerva in Rom. Er wurde 1521 in Marmor fertig, bei der Ausführung half Michelangelo der Florentiner Bildhauer Federigo Trizzi. Die Figur war urſprünglich ganz nackt: Michelangelo wollte Chriſtus als eben auferſtanden kennzeichnen. Nachher bekam ſie einen Bronzeſchurz. König Franz I. von Frankreich ließ ſie abformen, um einen Erzguß für ſich anfertigen zu laſſen.

Der heilige Matthäus, 1504 nur roh ſkizziert, blieb wegen der Arbeit am David liegen. Er war für die Reihe der Apoſtelfiguren beſtimmt, die von Michelangelo infolge eines ihm am 24. April 1513 gegebenen Auftrags für den Dom von Florenz hätten ausgeführt werden ſollen; aber ſchon im Dezember 1505 verzichtete er auf dieſen Auftrag.

Der Entwurf einer Brücke über den Canal grande in Venedig, 1530 während eines Aufenthalts in der Stadt gefertigt, bezog ſich auf den Ponte di Rialto, der damals abgebrannt war, aber nach andern Entwürfen erneuert wurde.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Michelangelo wollte in Santa Croce in Florenz begraben werden, da dieſe Kirche die Grabſtätte ſeiner Familie und auch ſeines Vaters war. Er wandte ſich an die Kloſterbrüder und an die Kirchenverwaltung, um den Raum für eine eigne, von ihm ſelbſt auszuſchmückende Kapelle zu erlangen. Der Konvent ſtimmte zu, die Kirchenverwaltung lehnte ab. Michelangelo iſt in Santa Croce beigeſetzt, aber nicht in einer von ihm hergeſtellten Kapelle, ſondern unter dem nach einer Zeich-

nung Vasaris gefertigten Grabmal mit seiner Büste und den Statuen der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst.
Michelangelos Vater starb 1534.
Pietro Bembo, 1470—1545, Venetianer, berühmter Humanist, lebte in Ferrara und Urbino, ging 1512 nach Rom, wo er Leos X. Sekretär wurde, ging 1520 aus Gesundheitsrücksichten nach Padua, wo er eine berühmte Bibliothek und Kunstsammlung anlegte. Unter Paul III. wurde er Kardinal.
Jacopo Sannazaro, 1458—1530, berühmter neapolitanischer Dichter, eng mit seinem Fürstenhaus, den Aragonesen, verbunden. Sein Schäfergedicht „Arcadia" ward viel gelesen.
Annibale Caro, 1507—66, stand in naher Beziehung zu den Farnesen. Er übersetzte die Aeneis ins Italienische, war ein bekannter Briefschreiber und großer Medaillensammler. Er war mit Condivi durch dessen Frau verwandt.
Guidiccione, 1500—41 aus Lucca, Bischof von Fossombrone, bekannt als Dichter, in päpstlichem Dienst mehrfach diplomatisch tätig.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Pietro Perugino, 1446—1524, das Haupt der umbrischen Malerschule, Lehrer Rafaels, in Perugia, Florenz und Rom tätig. Michelangelo hielt nicht viel von ihm.
Der Großsultan war nicht der Vater, sondern der Großvater des 1553 regierenden Sultans, Bajazet II., 1481—1512, der Michelangelo zu sich lud.
Die Gondi waren ein reiches florentinisches Patriziergeschlecht. Ihr Palast an der Piazza di Firenze 1490 von Giuliano da San Gallo begonnen.
Antonio Bruciolo aus Florenz hielt sich 1532 bis 1554 in Venedig wegen des Drucks seiner Schriften auf, da ihn in Florenz die Verfolgung wegen Ketzerei bedrohte. Er übersetzte die Bibel und eine Anzahl klassischer Autoren ins Italienische.

Fünfzigstes Kapitel.

Die Villa Giulia in der Via Flaminia vor der Porta del Popolo „die letzte Villa der Renaissance". An ihr arbeiteten Michelangelo, Vasari, Vignola und Ammanati.
Julius III. führte auch einen Umbau des Hofs von San Damaso im Vatikan durch.
Piero Giovanni Aliotti, von Julius III. zum Bischof von Forli ernannt, war Oberkämmerer des Papstes, Aufseher über die Werke der Kleinkunst usw. Michelangelo nannte ihn scherzend Monsignor Tantecose, Herrn Vielerlei, weil er sich häufig in Dinge mischte, die ihn nichts angingen.
Michelangelos Leiche wurde nicht einbalsamiert.
Der Künstler hat Julius III. um vierzehn Jahre überlebt und im ganzen zwölf Pontifikate überdauert.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Das Motuproprio (aus eigner Entschließung, wie die Eingangsformel solcher päpstlichen Erlasse war, nach der sie hießen) ist vom 23. Januar 1553 und bestätigte Michelangelo als Architekten von Sankt Peter, wie es Paul getan hatte.
Man weiß nicht, für welchen Palast die Fassade Michelangelos bestimmt war. Es handelte sich wohl um einen an der Ripetta zu erbauenden Palast.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Albrecht Dürer, 1471—1528, hatte 1528 das Buch veröffentlicht: „Hierin sind begriffen vier Bücher von menschlicher Proportion, durch Albrechten Dürer von Nürnberg erfunden und beschrieben, zu nutz allen denen, so zu dieser Kunst lieb tragen." Schon 1532 erschien in Nürnberg eine lateinische Übersetzung durch J. Camerarius.
Mit den Figuren Dürers sind die dem Werk beigegebenen Abbildungen gemeint.

Realdo Colombo aus Cremona, Nachfolger des berühmten Vesale auf dem anatomischen Lehrstuhl in Padua, wo er bis dahin Sophistik vorgetragen hatte. Er kam 1548 nach Rom, wo man seine Existenz bis 1564 verfolgen kann. Sein Hauptwerk „Fünfzehn Bücher von der Anatomie" wurde 1559 in Venedig und 1572 in Paris gedruckt.
Sant' Agata. Unter mehreren Kirchen dieses Namens in Rom hier die in Suburra, nahe dem Quirinal, gemeint.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Antonio da San Gallo, 1485—1546, Schüler seines Oheims Giuliano und Bramantes, leitete nach Peruzzis Tod den Bau der Peterskirche von 1536 ab.
Alessandro Ruffini war Kämmerer und Oberküchenmeister bei Paul III.
Michelangelo machte zuerst ein Tonmodell, das er dann durch einen Maestro Giovanni Franzese in Holz ausführen ließ.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Der Kardinal Polo ist Reginald Pole (1500—1558), mit dem englischen Königshaus verwandt, der nach Heinrichs VIII. von England Abfall von Rom nach Padua gekommen war. Paul III. machte ihn zum Kardinal und zu einem der Vorsitzenden des Tridentiner Konzils. Man zweifelte an seiner Rechtgläubigkeit, und nur wegen seiner hohen Stellung griff ihn die Inquisition nicht an. Er starb 1558 als Erzbischof von Canterbury und Primas von England.
Kardinal Crispo, ein Römer, Jugendfreund Pauls III., der ihn zum Kardinal machte. Condivi nennt ihn Patron, weil er in einem der Titelkirche des Kardinals (S. Agata in Suburra) benachbarten oder vielleicht zu derselben gehörigen Gebäude wohnte.

Kardinal von Santa Croce, von Paul III. zum Kardinal gemacht, nach Julius' III. Tod Papst als Marcellus II. Er war ein sehr geschäftskundiger Mann und hatte dem Haus Farnese in politischen Missionen und der Kirche als Legat in Trient große Dienste geleistet.

Maffei, der Kardinal Bernardino Maffei aus einer Veroneser Familie, 1514—53, von Paul III. zum Kardinal erhoben, gelehrter Numismatiker und Medaillensammler.

Wer der Bischof von Cesena ist, steht nicht fest.

Der Kardinal Ridolfi, Neffe Leos X., der ihm den Purpur gab, Sammler von Kunstwerken und Bücherliebhaber. Für ihn arbeitete Michelangelo die jetzt im Nationalmuseum in Florenz befindliche Brutusbüste.

Claudio Tolomei aus Siena, 1492—1557, von Paul III. zum Bischof der Insel Corsola gemacht. Er beschäftigte sich vor allem mit der Kommentierung des Vitruv.

Lorenzo Ridolfi, Bruder des Kardinals, eine der Geiseln, die Clemens VII. den Spaniern gab, als er aus dem geplünderten Rom zog.

Gianotti Donato, 1527 florentinischer Staatssekretär, 1530 verbannt, lebte später in Venedig. Er war sehr gebildet, und Michelangelo hielt viel von ihm.

Lottino, Gian Francesco Lottini aus Volterra, der Verfasser des Avvedimenti civili, stand zu Michelangelo in nahen Beziehungen, denn Großherzog Cosimo bat ihn, Michelangelo zu überreden, nach Florenz zu kommen.

Tommaso del Cavalieri, junger Römer aus guter Familie, schön, gebildet, liebenswürdig, den Michelangelo 1532 kennen lernte, für den er schwärmte und der ihm bis zu Michelangelos Tod in Freundschaft verbunden blieb. Michelangelo vertraute ihm die Fortsetzung der von ihm begonnenen Arbeiten für die Umgestaltung des Kapitols an. Michelangelos große Neigung für ihn ist lange mißdeutet und übel ausgelegt worden.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Die Marchesa von Pescara, 1490—1547, ist Vittoria Colonna, mit Ferrante von Pescara, einem Feldherrn Karls V., 1509 vermählt, der bereits 1525 starb infolge einer in der Schlacht von Pavia erhaltenen Verletzung. Vittoria lebte seitdem klösterlich zurückgezogen in Rom, Viterbo und Orvieto oder auf Ischia, stand aber mit den bedeutendsten Männern und Frauen der Zeit in brieflichem und persönlichem Verkehr. Sie nahm auch an der großen geistigen Bewegung ihrer Zeit lebhaften Anteil und wurde sogar der Inquisition verdächtig, nachdem der ihr befreundete Kapuzinergeneral Bernardino Ochino der Inquisition entflohen und in der Schweiz zum Protestantismus übergetreten war. Ihre Gedichte wurden schon bei ihren Lebzeiten sehr gefeiert und mehrmals gedruckt. Von ihren Briefen an Michelangelo haben wir nur vier, die sich vor allem auf die später erwähnte Zeichnung beziehen.

Viterbo im südlichen Tuscien, ungefähr zehn Meilen von Rom.

Vittoria Colonna lebte auch längere Zeit in Rom, im Klarissinenkloster San Silvestro in Capite und im Augustinerinnenkloster Sant' Anna de' Funari, in welch letzterem sie auch am 25. Februar 1547 starb.

Die Pieta für die Colonna wurde nicht vollendet.

Der Vers am Kreuz aus Dantes Paradies 29, 21.

Die Pest von 1348 durch Boccaccio im Eingang des Decamerone geschildert. Hier ist aber die Pest von 1399 gemeint, denn die Bianchi gingen erst damals aus den weißgekleideten Flagellanten als ständige Institution hervor.

Über die Zeichnung des Kruzifixes schreibt Vittoria Colonna an Michelangelo begeistert, nie habe man gesehen und könne man sehen ein besseres, lebendiger und vollendeter gemachtes Bild. Sie habe es bei Licht, mit dem Glas und dem Spiegel gesehen, „und ich sah nie Vollendeteres".

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Michelangelo galt als großer Dantekenner. Erinnerungen an den Dichter findet man in seinen Werken vielfach. Michelangelo soll auch ein Exemplar der Göttlichen Komödie mit Randzeichnungen versehen haben, das im Besitz des Bildhauers Antonio Montanti war und bei einem Schiffbruch verlorenging. Als die florentinische Akademie an Leo X. eine Bittschrift wegen Überführung der Gebeine Dantes aus Ravenna nach Florenz richtete, schrieb Michelangelo italienisch darunter: „Ich Michelagniolo Bildhauer bitte Eure Heiligkeit und erbiete mich dem göttlichen Dichter in dieser Stadt ein geziemendes Denkmal und an hervorragendem Platz zu errichten."

Benedetto Varchi, 1502—66, bekannt als Humanist und Historiker, schrieb in Cosimo I. Auftrag eine Geschichte von Florenz über die Zeit von 1527 bis 1538. Er stand in nahen Beziehungen zu Michelangelo. 1549 gab er seine „Zwei Lektionen" heraus, Reden in der Florentiner Akademie gehalten, in deren erster er ein Sonett Michelangelos erklärt. Er hielt 1564 die Leichenrede auf Michelangelo, aus der nach der Übertragung von Ilg einige Stücke am Schluß der Condivischen Lebensbeschreibung unserer Ausgabe folgen.

Savonarolas Wesen hat lange in Michelangelo nachgewirkt. Man kann es noch in den Deckengemälden der Sistina und im Jüngsten Gericht verfolgen.

Der Meister des Altertums ist Praxiteles, der Schöpfer der knidischen Aphrodite.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Die beiden Roberto Strozzi geschenkten Sklaven, die, für das ursprüngliche Grabmal Julius' II. bestimmt, von Michelangelo sehr früh ausgeführt wurden, später wegen Abänderung des Maßstabs des Males unverwendbar geworden waren, kamen

an König Franz I. von Frankreich, der sie in dem nahe Paris gelegenen, den Montmorencys gehörenden Schloß Ecuan aufstellen ließ. Roberto Strozzi, der Sohn des Filippo, der die Florentiner Verbannten führte und im Jahre 1538 im Gefängnis freiwillig oder gewaltsam endete, war vermählt mit der Schwester Lorenzinos Medici, der Alessandro, den ersten Herzog von Florenz, ermordete, und lebte teils in Rom, teils am französischen Hof, wo sein Bruder Pietro, Marschall von Frankreich, eine große Stellung einnahm. Roberto Strozzi verhandelte 1560 mit Michelangelo über den Wunsch der Königin Caterina, seiner Kusine, wegen Ausführung eines Reiterstandbilds ihres verstorbenen Gemahls Heinrich II., wofür Michelangelo auch eine Zeichnung fertigte.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Francesco Francia, 1450—1518, anerkannter Bologneser Maler, erst Goldschmied und Stempelschneider.
Die Anekdote am Schluß des Kapitels geht bis in das Altertum zurück. Macrobius II 2 § 11 erzählt sie bereits. Dann fragt bei Benvenuto da Imola Dante Giotto, woher es käme, daß er so schöne Gestalten auf seinen Bildern erzeuge und dabei so häßliche Kinder. Worauf Giotto lächelnd entgegnete: „Quia pingo de die, sed fingo de nocte."

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Michelangelo trank 1549 das Wasser der Schwefelquelle von Viticame bei Viterbo, das er sich nach Rom kommen ließ.
Piero Torrigiano, 1472—1522, Florentiner Bildhauer. Der Vorfall mit Michelangelo trug sich, nach Vasari, im Mediceergarten bei San Marco zu und war auf Michelangelos bessere Leistungen und seine Bevorzugung durch Lorenzo il Magnifico zurückzuführen. Torrigiano folgte den Kriegszügen des Cesare Borgia, ging nach England und Spanien, wo er armselig starb. Torrigiano selbst erzählt bei Cellini den Vorfall so:

„Dieſer Buonarotti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Kapelle des Maſaccio zu ſtudieren, und Buonarotti hatte die Art, alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tags machte er ſich auch an mich, und es verdroß mich mehr als ſonſt: ich ballte die Fauſt und ſchlug ihn ſo heftig auf die Naſe, daß ich Knochen und Knorpel ſo mürbe fühlte, als wäre es eine Oblate geweſen, und ſo habe ich ihn für ſein ganzes Leben gezeichnet."

Seite 105.

Girolamo Ticciati, Florentiner Bildhauer und Architekt, iſt nach ſeinen Lebensumſtänden wenig bekannt. Er modellierte für Porträtmedaillons und Medaillen und arbeitete am Grabmal Galileis in Santa Croce in Florenz die Figur der Geometrie. Außer dem Nachtrag zu Condivi, der hier unter Zugrundelegung der Überſetzung von Ilg folgt, ſchrieb Ticciati noch einen Auszug aus Vaſaris Michelangelobiographie.

Seite 107.

Die Ausſchmückung des Kapitols: Die Anlage der beiden Freitreppen fällt in das Jahr 1536. Die Aufſtellung der Reiterſtatue Marc Aurels in der Mitte des Platzes am Kapitol in das Jahr 1538. Von Michelangelo wurde die zweiſeitige Treppe ausgeführt, die zum Senatorenpalaſt hinaufgeht. Der Platz am Kapitol wird von dem Palaſt der Senatoren, dem der Konſervatoren und dem Muſeum eingeſchloſſen, nach der vierten Seite liegen die Baluſtrade und die Stiegen. Bloß der Palaſt der Konſervatoren war während der Lebzeiten Michelangelos ſchon im Bau.
Von den beiden Grabmälern in San Pietro a Montorio war das eine für den Oheim des Papſtes Pauls III., Kardinal Antonio de' Monti, das andre für Meſſer Fabiano beſtimmt, von dem der Ruhm des Hauſes Farneſe datiert.

Seite 108.

Die Brücke stürzte nicht 1557, sondern 1551 ein. Sie ward, heute Ponte rotto, von Julius III. neu gebaut, 1564 zerstört, von Gregor XIII. wieder gebaut, 1598 teilweise durch eine Überschwemmung zerstört.
Der Architekt Nanni di Baccio Bigio, ein Schüler des Rafael da Montelupo und des Lorenzetto, lebte mit Michelangelo vielfach in Hader.
Nicolo di Rafaello Tribolo, 1485—1550, Florentiner Bildhauer und Architekt, aus der Schule des Nanni Unghero und des Jacopo Sansovino, war Michelangelo sowohl beim Zeichnen von Kartons als auch bei den Statuen von San Lorenzo behilflich.

Seite 109.

Gian Pietro Caraffa de' Maddaloni wurde am 23. Mai 1555 zum Papst gewählt.

Seite 110.

Der Entwurf zur Porta Pia fällt in das Jahr 1559.
Die Kirche San Maria degli Angeli (ehemals die Thermen Diocletians), wie sie heute existiert, ist nicht mehr das Werk Michelangelos, sondern größtenteils ein Bau aus dem achtzehnten Jahrhundert. Nur der hundertsäulige Gartenhof, in dessen Mitte die sogenannten Zypressen des Michelangelo stehen, ist noch ein Werk des Künstlers.
Die Entwürfe zur Kirche San Giovanni de' Fiorentini hat Michelangelo auf besondern Wunsch seiner Landsleute, besonders des Großherzogs Cosimo I. gearbeitet.
Ticciati gibt den Todestag nach Florentiner Zeitrechnung an. Michelangelo starb am 18. Februar um drei Viertel fünf nachmittags.

Pius IV., Gianangelo de' Medici di Milano, bestieg den päpstlichen Thron am 25. Dezember 1559.

Seite 112.

Agnolo di Cosimo, genannt il Bronzino, 1502—72, bekannt als Porträtist der späteren Mediceer.
Bartolomeo Ammanati, 1511—92, auch bekannt als Baumeister Florentiner Paläste.
Giorgio Vasari, 1511—74, der berühmte Verfasser der Vite, Lebensbeschreibungen italienischer Künstler vom dreizehnten Jahrhundert bis auf seine Zeit.
Benvenuto Cellini, 1500—71, berühmt als Meister in der Goldschmiede- und Kleinkunst, dann vor allem als Schöpfer des Perseus.

Seite 113.

Cioli Valerio aus Florenz, 1529—99, Batista Lorenzi, 1517—94; Giovanni dell' Opera ist unter den dreien der talentvollste.

Seite 114.

Benedetto Varchis Leichenrede auf Michelangelo erschien 1564 bei den Giunti in Florenz.

Die Dichtungen Michelangelos stammen meist aus der späteren Lebenszeit des Meisters. Nur wenige aus seiner Jugend. Michelangelo war nach eigner Äußerung kein Dichter von Beruf. Er hatte wie alle Poeten seiner Zeit als unerreichtes Vorbild für die Form Petrarca. An Dante bewunderte er den hohen Flug des Geistes und die Tiefe der Gedanken. Michelangelos Dichtungen sind aber alles andre wie Versuche eines künstlerischen Dilettanten. Er hat mit allem ihm eingeborenen Ernst um die Form gerungen, gerade wie er um die Gebilde rang, die er aus dem Marmor schlug.

Seine Dichtungen waren handschriftlich bereits zu seinen Lebzeiten verbreitet und geschätzt. Sie waren auch bereits zum Teil gedruckt. Aber erst Michelangelo der Jüngere veranstaltete 1623 eine einigermaßen vollständige Ausgabe, der vielfach Mängel anhaften: Inhalt und Form wurden wiederholt und entstellend angetastet.
Im Jahre 1863 gab Cesare Guasti nach den Nachlaßpapieren, die der letzte Buonarotti Florenz vermachte, die Dichtungen kritisch heraus, und auf dieser Veröffentlichung beruhen die der ersten von Gottlob Regis veranstalteten Übersetzung folgenden deutschen, von Harrys, die dieser Ausgabe zugrunde liegt, Grasberger, Hasenclever und anderen. Die deutsche Übersetzungskunst hat sich immer wieder mit Michelangelos Dichtungen beschäftigt, verlockt durch die Persönlichkeit des Künstlers und gereizt, der Schwierigkeiten der Übertragung Herr zu werden.
Die folgenden Anmerkungen beschränken sich auf das Notwendigste.

Seite 125.

Strozzi aus dem bekannten Florentiner Geschlecht hatte sein Epigramm unter die Statue der Nacht gesetzt, die Michelangelo für das Grab Giulianos de' Medici in der Lorenzokirche zu Florenz schuf, eine damals übliche Huldigung. Michelangelo kannte den Verfasser bis 1545 nicht. Erst dann erfuhr er, daß das Epigramm von Giovanni di Carlo Strozzi herrühre, und antwortete darauf.
Cecchino Bracci, ein schöner Römer, starb im siebzehnten Jahr. Riccio bat Michelangelo um die Büste des Toten für das Grabmal. Er wünschte auch eine Inschrift dafür. Michelangelo variierte das Thema achtundvierzigmal. „Wenn Ihr," schreibt Michelangelo an Riccio nach Übersendung der ersten Zwölfzahl, „nun genug habt, so schickt mir auch nichts weiter." Riccio vergalt nämlich die Zusendung durch Geschenke, namentlich durch Leckerbissen. Zu Grabschrift 14 schreibt Michel-

angelo: „Ich wollte das abgeschmackte Zeug nicht schicken, aber die Forellen und Trüffeln zwangen dazu.“ Zu 18: „Für die Pilze.“ Zu 19: „Wieder Albernes für die Fenchel.“ Zu 21: „Dies sagen die Forellen, nicht ich. Wenn Euch also die Verse nicht zusagen, so mariniert die Fische nicht wieder ohne Pfeffer.“ Zu 27: „Für die Turteltaube.“ Zu 31: „Albernes Zeug, der Quell ist versiegt. Warten wir auf Regen. Ihr habt es gar zu eilig.“ Zu 34: „Dumm, aber wollt Ihr, daß ich tausend mache, so muß endlich wohl etwas darunter sein.“

Seite 126.

Das Wortspiel Bracci, Arme und Piedi, Füße, ist im Deutschen nicht wiederzugeben. (Grabschrift 6.)

(Grabschrift 8.) Den Entwurf zur Inschrift begleitet Michelangelo mit den folgenden Zeilen an Riccio: „Euer toter Freund spricht: Wenn der Himmel alle Schönheit den andern auf Erden entzog, um mich allein, wie er tat, schön zu machen, und wenn ich nach göttlichem Gesetz am Tag des Gerichts als der wiederkehren soll, der ich im Leben war, so folgt daraus, daß der Himmel die Schönheit, die mir verliehen war, nicht auf die andern, denen sie verwehrt blieb, übertragen kann, sondern daß ich in Ewigkeit schön sein soll und jene häßlich. Und dies ist das Gegenteil dessen, was Ihr mir gestern sagtet, und das eine ist Fabel und das andre Wahrheit.“ Offenbar hatte Riccio gesagt, dem auferstandnen Bracci werde die Schönheit fehlen, die nun andern auf Erden zufallen müsse.

Seite 129.

(Grabschrift 22.) Janobi Bracci, der Vater Cecchins, war aus Florenz verbannt, weil er mit den übrigen Verbannten nach Rom gezogen war, um eine Verschwörung gegen den Herzog Alessandro anzustiften.

Seite 131.

(Grabschrift 36.) Der letzte Vers beruht im Italienischen auf dem Sprichwort: Tal guaina tal coltello, Gleiches mit Gleichem.

Seite 140.

Unter der Stiefmutter der Guten im drittletzten Verse ist die Verleumdung zu verstehen.

Seite 144.

(Sonett 2.) Schon der jüngere Michelangelo hatte vermutet, daß dies Sonett Julius II. gelte. Der Lügner im vierten Vers geht auf Bramante, der den Papst gegen Michelangelo einzunehmen gewußt hatte, während dieser an dem für Julius bestimmten Grabmal arbeitete.

Seite 145.

(Sonett 4.) Der im Mantel ist der Papst, der gleichwie Medusa in Mauritanien zu Stein Verwandelte, somit zur Untätigkeit Verdammte. — In der Handschrift hat das Gedicht den bezeichnenden Zusatz: Euer Michelangelo in der Türkei; der Künstler empfand sich damals in Rom wie im Türkenlande.

Seite 146.

(Sonett 5.) Ein Gedicht, worin ein Pistojese den Florentinern mit höhnendem Lob schmeichelt. Der Dichter ist Dante.

Seite 149.

(Sonett 10.) Gandolfo Porrino aus Modena, der in lebhaftem Verkehr mit angesehenen Gelehrten, Dichtern und Künstlern seiner Zeit stand und selbst Verse drucken ließ, hatte in einem Sonett Bild oder Büste der Mancina von dem „erhabnen Buonarotti" erbeten. Die Mancina war ein

schönes Weib von freiem Lebenswandel. Daß Michelangelo sie in seiner Antwort, diesem Sonett, feierte, wurde ihm von Zeitgenossen und Späteren zum Vorwurf gemacht.

Seite 160.

(Sonett 31.) Dies Sonett gehört zu den wenigen, die Varchi früh bekanntmachte. Er nennt es an Tomaso Cavalieri gerichtet.

Seite 162.

(Sonett 34.) Der Dichter hat den Kalkstein im Sinn, der, zum Mörtel verarbeitet, an ragendem Bauwerk den Wettern trotzt.

Seite 178.

(Sonett 65.) In der Handschrift mit den Zeilen an Vasari begleitet: „Lieber Freund Giorgio, Ihr werdet vielleicht spotten, daß ich alter Tor Sonette schreiben will. Weil aber viele sagen, daß ich wieder zum Kinde geworden bin, so hab' ich meine Pflicht tun wollen. Am 19. September 1544. Euer Michelagniolo Buonarotti in Rom."
(Sonett 66.) Mit folgenden Zeilen: „Meister Giorgio, ich schicke Euch zwei Sonette (dies und das vorhergehende), und wenn sie gleich närrisches Zeug sind, so sollt Ihr doch wissen, wo ich mit meinen Gedanken bin. Und wenn Ihr wie ich einundachtzig Jahre zählt, dann werdet Ihr mich verstehen. Seid so gut, sie dem Herrn Giovan Francesco Fattucci zu geben, der sie mir abgefordert hat. Euer Michelagniolo Buonarotti in Rom."

Seite 179.

(Sonett 68.) Beccadelli, gelehrter Theologe, Mitglied des Tridentiner Konzils, richtete im Februar 1556 ein mit diesem

Datum bezeichnetes und in seiner Handschrift vorhandenes Sonett an Michelangelo, auf das das vorstehende die Antwort ist. Er befand sich damals in Ragusa, dessen erzbischöflicher Sitz ihm im September 1555 verliehen war, und starb 1572 als Propst in Prato. Beccadelli liebte den Umgang mit bildenden Künstlern, unter denen außer Michelangelo namentlich Tizian ihm nahestand. Sein Bild von Tizian in der Florentiner Galerie. — Der Urbiner ist Michelangelos Diener, der zwanzig Jahre um ihn war.

Seite 183.

(Sonett 76.) Die Patriarchen aus dem Limbus.

Seite 187.

(Sonett 84.) Die Bildhauerkunst ist gemeint, weil gleichsam der Schöpfer selbst sie gebrauchte, um den Menschen zu formen.

Seite 190.

(Madrigal I.) Die aus dem Vaterland Verbannten reden zur Herrin Florenz, deren ermutigende Antwort mit dem achten Vers beginnt. Mit dem „Einen" im dritten Vers ist der Usurpator gemeint.

Seite 193.

(Madrigal 9.) Jeder Maler malt sich selbst, lautet das Sprichwort Michelangelos, das auch berühmte seiner Zeitgenossen, namentlich Lionardo da Vinci, gelten ließen.

Seite 217.

(Madrigal 68.) Unter der Ersehnten ist Florenz verstanden. Welcher von den beiden Michelangelo, ob einer vielleicht Filippo Strozzi ist, steht nicht fest. Guasti möchte den Rachebeseelten für Michelangelo ansehen.

Seite 223.

(Madrigal 84. 85.) Beide Gedichte behandeln denselben Gedanken. Michelangelo sendet sie seinem Freunde Luigi Riccio mit den Worten: „Sagt mir, der Ihr Euch auf die Dichtkunst versteht, welches von beiden Euch minder kläglich deucht."

Die Briefe.

1. Fra Lionardo, Michelangelos Bruder.
2. Buonarotto, Michelangelos Lieblingsbruder.
3. Michele, ein Steinmetz aus Settignano.
   Die Madonna aus Marmor ist die Madonna in Brügge.
   Bonifazio, ein Bankier.
   Matteo di Cuccarello, Steinmetz und Marmorlieferant.
   Giovansimone, Bruder Michelangelos.
4. Granacci, Maler und Jugendfreund Michelangelos.
6. Kassandra, Lodovicos verwitwete Schwägerin von seinem 1508 verstorbenen Bruder Francesco, strengte einen Prozeß gegen ihre Verwandten auf Auszahlung ihrer Mitgift an.
   Die Arbeit in der Sixtina, für die Michelangelo fünfhundert Dukaten am 10. Mai 1508 gezahlt waren.
   Maler Jacopo genannt der Indigo.
   Michelangelo, der öfter erklärt hat, die Malerei sei nicht sein Handwerk, hatte, wie bekannt, als Maler in Ghirlandajos Atelier begonnen.
9. Buonarotto war nicht ernsthaft krank.
   Der andre Teil der Malerei sind die Zwickel und Lünettenbilder.
   Michelangelo ging zweimal nach Bologna, um Geld zu bekommen, Ende September und Dezember 1510.
13. Pietro Urbano aus Pistoja. Der Grund des Streites ist unbekannt.
15. Michelangelo war in Bologna, wo er die Statue Julius' II. für San Petronio modellierte und goß, von Ende

November 1506 bis Ende Februar 1508; dann kam er nach Rom zur Arbeit in der Sistina.

16. 21 Uhr = 3 Uhr nachmittags.
Agniolo Manfidi aus Poppi.
Michelangelos Atelier lag dicht hinter San Petronio im sogenannten Pavaglione. Giovansimone war bei den Strozzi beschäftigt.

17. 16 Uhr = 10 Uhr vormittags.

20. Baccio d'Agnolo, Architekt und Holzbildhauer, 1462—1543.

21. Meister Bernardino, Geschützmeister der Republik Florenz.
Der Gonfaloniere Piero Soderini.

24. Palastkommandant Tomaso Balducci.

28. Kardinal Francesco Alidosi.

29. Die Statue Julius' II. konnte vom 25. Februar ab in San Petronio besichtigt werden. Am 21. Februar ward sie unter Glockengeläut und Kanonendonner über dem Hauptportal der Kirche aufgestellt. Sie wog 170 Zentner und war 9 1/2 Fuß hoch.

30. Es ist der berühmte Karton der badenden Soldaten, vgl. den Absatz aus Varchis Leichenrede.
Der junge Spanier ist Alonso Berruguete. Er erhielt aber keinen Zutritt.
Giovansimone war, wie uns ein Schreiben Lodovicos vom 21. Juli 1508 sagt, Michelangelos Rat gefolgt und heimgekehrt.

31. Lorenzo Strozzi, Buonarottos Chef.
Gismondo war doch in Rom, Ende 1509.
Die großen Anstrengungen galten der Deckenmalerei in der Sixtina.

32. Ein andres Amt das Podestat von San Casciano.
Die Malerei in der Sistina. Der Teil, den er begann, nämlich die Geschichten der Mittelwölbung sowie die Propheten und Sibyllen.

33. Michelangelo ging nicht zum drittenmal nach Bologna.

34. Buonarotto heiratete 19. Mai 1516 zum zweitenmal, Bartolomea di Ghezzo della Casa.
35. Die Reise zu Allerheiligen unterblieb.
36. Das Land in schlechter Verfassung durch die Revolution in Florenz und Rückkehr der Medici 12. September 1512.
38. Das Werk ist das Juliusgrabmal.
Der Papst, in dessen Dienste Michelangelo trat, ist Leo X.
39. Lodovico hatte eine starke Halsentzündung.
40. Der Straßenbau von der Meeresküste nach Seravezza zu den Marmorbrüchen.
Donato Benti, Florentiner Bildhauer und Gehilfe Michelangelos.
Es handelt sich um den Marmor für die Fassade von San Lorenzo, der Vertrag über sie wurde am 10. März 1520 gelöst, und die Fassade blieb unvollendet.
41. Vertrag mit der Dombauhütte. Am 21. April ward der Bau der Straße nach den Marmorgruben im Sinn Michelangelos doch beschlossen.
43. 23 Uhr = 5 Uhr.
45. Margherita, Lodovicos alte Dienerin.
47. Ende Dezember 1545, Anfang 1546 war Michelangelo fieberkrank in Riccios Wohnung. In Florenz glaubte man ihn tot, und Lionardo reiste sofort nach Rom, fand ihn aber schon wieder gesund.
50. Michele Guicciardini.
51. Lionardo heiratete 16. Mai 1553 Cassandra di Donato Ridolfi.
52. Cosimos Gesetz gegen die Verschwörer und Verbannten, das die alte republikanische Unabhängigkeitspartei unschädlich machen wollte, wurde 11. März 1548 veröffentlicht.
56. Michelangelo sandte für Cassandra zwei Ringe, einen mit einem Diamanten, den andern mit einem Rubin.
58. Gismondo starb den 13. November.

59. Die Frau Urbino, Cornelia di Guido Colonelli, zog nach Caſteldurante im Urbinatiſchen in ihre Heimat zurück und verheiratete ſich wieder 1559.
Lionardo kam, von Michelangelo 11. Januar 1556 aufgefordert, nach Rom.

61. Sarſche und Taffet für Urbinos Witwe.

64. Letzter Brief Michelangelos. Am 12. Februar 1564 hatte er noch an einer Pieta gemeißelt, am 14. fühlte er ſich unwohl, am 15. ging ein Brief im Auftrag Michelangelos an Lionardo, ſofort zu kommen. Aber am 18. Februar ſtarb der Meiſter ſchon.

65. Die in dieſem Brief genannten Daten ſind Sonnabend der 25. Juni, Sonntag der 26. Juni, der nächſte Montag iſt der 4. Juli, der vergangene Montag der 27. Juni.
Der Kardinal di San Giorgio iſt Rafael Riario. Sein neuer Palaſt die Cancelleria.
Das Kunſtwerk, um das es ſich handelt, iſt der ſchlafende Cupido, vgl. S. 31 dieſes Buchs.
Baldaſſare del Milaneſe, ein Kunſthändler.
Baldaſſare Balducci, ein Florentiner Kaufmann in der Bank des Jacopo Gallo und guter Freund Michelangelos.

66. Sonnabend vor Oſtern der 11. April, danach ſind die andern Tage zu beſtimmen.
Der Zeremonienmeiſter Paris de Graſſis.

67. Domenico Buoninſegni, Bevollmächtigter und Agent der Medici.
Das Modell für die Faſſade von San Lorenzo in Florenz.
Der Papſt iſt Leo X., der Kardinal Giulio de' Medici.
„An meinen Sachen arbeiten" (S. 298), am Juliusgrab und an der Chriſtusſtatue in der Minerva zu Rom.
Man ſagte im Sprichwort, daß wer bei einer Arbeit Mühe und Koſten auf ſich nähme, es wie Meiſter Pier Fantini, der Arzt, zu machen pflege, der ſeinen Kranken auch noch Salbe und Verband gab.

68. Die Acht eine Florentiner Behörde.

70. Lionardo di Compagno, Florentiner, von Handwerk Sattler, vertrauter Freund Michelangelos, wohnte in Rom in der Bonega oder dem Banco de' Borgherini.
Petro (Urbano) — Donato (Benti).
Die Statue des Metello Vari ist der Christus, den Michelangelo laut Kontrakt vom 14. Juni 1514 für Santa Maria sopra Minerva arbeiten sollte, und zwar innerhalb von vier Jahren. Aber das Werk wurde erst 1521 im Frühjahr fertig und Weihnachten darauf enthüllt.
Der Kardinal ist Lienardo Grosso della Rovere, Kardinal von Agens, Neffe Julius II. und einer seiner Testamentsvollstrecker.
Sebastiano ist der bekannte Maler mit dem Zunamen del Piombo, der auch im folgenden Brief erwähnt wird.

72. Giovan Francesco Fattucci, Kaplan von Santa Maria del Fiere.
Die Grabmäler des Kardinals Giulio bei San Lorenzo.
Der Kardinal ging in die Lombardei; am 30. September 1531 war er zum Legaten ernannt worden, auf den 19. November fällt die Einnahme von Mailand.
Rückkehr des Kardinals gegen den 3. Dezember.
Figiovanni, später Prior von S. Lorenzo.
Der Papst Hadrian, der am 29. August 1522 in Rom eingetroffen war.

73. Entwurf der Bibliothek von S. Lorenzo.
Stefano Miniatore, Michelangelos Gehilfe.
Die Pension, die Papst Clemens VII. Michelangelo anbot.

74. Die Grabdenkmäler von San Lorenzo.
Prokonsul der Zunft der Richter und Notare.

76. Cuio Dini, beim Sacco di Roma 1527 gestorben.
Das Gemälde ein Porträt des Anton Francesco degli Albizzi, Ende April 1525 vollendet.

77. Die vier Figuren sind die vier Tageszeiten auf den Sarkophagen der Grabkapelle.
Die Flüsse allegorische Gestalten an der Basis der Sarkophage.
Das Grabmal Pius' ist heute in San Andrea della Valle.
Antonio Mini seit Dezember 1523 in Michelangelos Diensten.

78. Die Idee mit dem Koloß ließ man bald fallen.
Die Stadttore von Florenz wurden zur Nachtzeit geschlossen. Das Tor von San Gallo für den Weg nach Bologna, dem von Carrara her entgegengesetzt.

79. Die Sakristei von San Lorenzo.
Das Grabmal des Herzogs Giuliano war schon aufgemauert. Es handelt sich noch um das Lorenzos.
Giovanni da Udine sollte die Kuppel der Grabkapelle ausmalen.
Vorraum und Decke der Bibliothek.
Der andere Kapitän ist Lorenzo.
Die vier Statuen auf den Sarkophagen sind die vier Jahreszeiten.

80. Giovan Battista della Palla, ein Bilderhändler, der Michelangelos Herkulesstatue an Franz I. von Frankreich verkauft hatte.
Michelangelo floh, wie er in diesem Brief sagt, aus Florenz, weil er Nachstellungen seiner Feinde in der Stadt fürchtete.

81. Über Tommaso del Cavalieri vgl. Anmerkung zum 54. Kapitel der Lebensbeschreibung Condivis.

85. Über Vittoria Colonna vgl. Anmerkung zum 55. Kapitel ebendort.

Bilderverzeichnis:

		Seite
1.	Selbstbildnis	Titelbild
2.	Büste auf Michelangelos Grabdenkmal	15
3.	Maria an der Treppe	33
4.	Pieta	49
5.	David	65
6.	Maria mit dem Kind	81
7.	Moses	97
8.	Das Grabmal Michelangelos	113
9.	Zeichenblatt mit einem Gedichtentwurf	125
10.	Grabdenkmal für Guiliano dei Medici	145
11.	Lorenzo dei Medici	161
12.	Joël	177
13.	Ezechiel	193
14.	Jeremias	209
15.	Handzeichnung	233
16.	Jüngling beim Joël-Bild	241
17.	Jünglingskopf beim Elias-Bild	257
18.	Erschaffung des Adam	273
19.	Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies	289
20.	Die Opferung Noahs	305

Der Inhalt:

Seite

Was ist uns Michelangelo? 5
Das Leben des Michelangelo von Ascanio Condivi . . 9
An den Papst Julius III. 11
An die Leser 13
Leben des Michelangelo Buonarotti. 15
Das letzte Jahrzehnt Michelangelos nach Girolamo Ticciati 105
Aus der Leichenrede auf Michelangelo des Benedetto Varchi 114
Die wichtigsten Ereignisse in Michelangelos Leben . 118
Die Dichtungen des Michelangelo. 123
Epigramme 125
Grabschriften 125
Kanzone 133
Terzinen 136
Sonette 144
Madrigale 190
Die Briefe Michelangelos 231
Die Bilder 317
Anmerkungen 321

Dies Buch wurde gedruckt in der Piererschen Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, S.-A., für den Verlag Wilhelm Borngräber.

PQ
4615
B6A47
1918

Buonarroti, Michel Angelo
Michelangelo

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY